This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E.67516

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Luftschlösser.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

Bernays, Isaak, Schief-Levinche mit seiner Kalle, oder Polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman. Thlr. 1 15
Schiff, Dr. Hermann, Glück und Geld. Eine Novelle. 1 —
— Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. Zwei Theile 3 —
Briefe aus Italien und Frankreich . . . . . 1 —
Christen, F. E., Diana. Wahrheit u. Dichtung. Zwei Thle. 2 15
— Malcolm. Seegemälde. 1 15
Clemens, F., der Excentrische. Roman . . . . . 1 —
— das entschleierte Bild zu Sais 1 10
Gathy, A., Cavalcade, oder die Kunstreiterin . . . . 1 —
Grün, Albert, Deutsche Flüchtlinge. Ein Zeitbild . . 1 —
Gutzkow, Dr. K., Briefe eines Narren an eine Närrin 1 20
— Novellen. Zwei Theile . . . . . 3 —
— Seraphine. Ein Roman 1 20
Hempel, L., des Kunstfreundes Reiseabenteuer . . . — 22½
Jerrmann, E., die Jüdin von Toledo. Novelle. . . 1 10
Immermann, K., Memorabilien. Drei Bände. . . 5 10
Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. Drei Bde. 4 15
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua . . . 1 15
Schirges, G., Karl. Ein Roman 1 15
— der Bälgentreter von Eilersrode. Dorfgeschichte . 1 10
Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. Drei Theile . . . . . 3 —
Spring, R., die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. Zwei Bände . . . . . 3 —
Starklof, L., Helgoland. Ein See-Märchen . . . — 25
— Alma. Ein Roman. Zwei Theile. . . . . 3 —
— Prinz Leo . . . . . 1 —
Strodtmann, Adolph, Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Zwei Theile . . . . . 3 —
Vom andern Ufer. Aus dem russischen Manuscript . 1 15
Waldau, Max. Aus der Junkerwelt. Zwei Theile. . 3 —
— Nach der Natur. Drei Theile. Zweite Auflage . 4 15
Wangenheim, F. Th., die Luftschiffer. Novelle . , 1 10
— der Mönch. Historischer Roman. Drei Theile . 3 10
— die Schwertler von Zürich. Hist. Roman. Drei Thle. 3 —
Weerth, G., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski 1 10
Weisser, Adolf. Der Blinde und sein Sohn. Drei Thle. 4 —

Schiff, Hermann

Luftschlösser.

Vom Verfasser

des

Schief-Levinche.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1854.

PT2463
S8L8

Anzeige.

Schief-Levinche erſchien im Januar Achtzehnhundertachtundvierzig, kurz vor den gewaltigen Februar-Ereigniſſen, welche die ganze öffentliche Aufmerkſamkeit dermaßen abſorbirten, daß keine mehr übrig blieb für die komiſch-ſchmerzlichen Schickſale des kleinen mißgeſchaffenen und verwahrloſeten Schacher-Jüdleins. Erſt Achtzehnhunderteinundfunfzig lenkte Heinrich Heine die Aufmerkſamkeit wieder auf dieſes Buch hin, über welches ſo wie über deſſen Verfaſſer er ſich äußerte: „Dieſer dumme Kerl iſt ein wahres Genie. Er hat mehr plaſtiſche Darſtellungsgabe als alle neueren Poeten zuſammen, die jetzt in Deutſchland leben. Es iſt kaum zu begreifen, daß er ſo wenig Anerkennung gefunden hat. Sein Buch iſt tiefſinnig, voll ſprudelnden

Witzes, wahrhaft künſtleriſch, und was die Hauptſache iſt — es hat das Verdienſt, mich unendlich amüſirt zu haben. Schiff hat jedoch die Schmutzſeite des jüdiſchen Lebens zu grell beleuchtet. Hinter dem Schmutze der gemeinſten Schacherjuden aber iſt ſehr oft Edelſinn und Großmuth verborgen. Sie verſtecken dieſe Glanzſeite oft abſichtlich — wie ſie in den Zeiten des Druckes ihren Reichthum hinter dem Scheine der Dürftigkeit vor den Augen der Habſucht zu ſichern wußten." Heine's Erklärung ging in alle Zeitungen und ſelbſt in Provinzial-Blätter über, und wenn der Verfaſſer erſt nach ſechs Jahren ſeit dem Erſcheinen ſeines Schief-Levinche und nach drei Jahren ſeit der ihm von Heine verſchafften Anerkennung wieder ein neues Werk in den Buchhandel giebt, ſo darf dieſes allerdings in unſerer Jetztwelt befremdend ſein, aber keineswegs für unerklärlich und ſonderbar gelten.

Hoffmann und Campe.

Lieber Heine!

Seit Achtzehnhundertdreißig etwa bist du der Consul der deutschen Literatur zu Paris und qualificirst dich als Verfasser volksmundrechter Lieder und prismatisch-humoristischer Reisebilder vollkommen zu dieser Charge. Deine Hautgout-Romanzen die wir dir von dort aus verdankten, waren die Sonnenuhr unserer ästhetischen Gefühle und deine zeitgerechten Offenbarungen über Kunst, Politik und Literatur der Barometer unserer politischen Gesinnungen. Ja, was vor dir noch keinem deutschen Literaten gelungen ist, der nicht nebenbei ein kleiner Fürst oder ein etwas größerer Staatsrath war: du gehörtest zu der haute volée und zu den Touristen. Kurz, die deutsche Presse konnte an dem Herd der Civilisation und

ſocialen Bewegungen vor allen literaturfähigen Völkern, nobler nicht vertreten werden.

Um ſo unerwarteter kam mir deine Anerkennung. Aufrichtig geſagt ich war im erſten Augenblick erſchrocken und fürchtete du habeſt dich damit in deiner Charge compromittirt.

Zwar darfſt du viel wagen und kaum war dein Ausſpruch geſchehen als die revue des deux mondes ſogleich dir nachfolgte und mich einem glücklichen franzöſiſchen Dichter, dem Monsieur Gombert an die Seite ſtellte. Das alles hebt meine Beſorgniſſe aber keineswegs. Denn, lieber Heine, weißt du wer ich bin?

Mache der deutſchen Kritik nicht den Vorwurf: du begreifſt nicht, woher ſie mich ignorire? Die deutſche Kritik iſt vorſichtiger und rückſichtsvoller als du!

Die deutſche Kritik geht diplomatiſch-fein und merkantiliſch-ſchlau zu Werke. Das Buch ſelbſt iſt in ihren Augen Nebenſache; es fragt ſich, wer es geſchrieben hat, und je nach der Stellung des Verfaſſers und ſeinen Connexionen, und je nach der Partei, welcher er angehört und welchen Einfluß er als Parteimenſch oder vermöge ſeiner Stellung hat, wird Lob und Tadel eingerichtet und jeder Ausdruck abgemeſſen.

IX

Bedenke wohl, lieber Heine, daß wir in Zeiten leben wo Könige Verse machen und Fürsten Bücher schreiben. Andere Dichter und Schriftsteller sind wiederum Flüchtlinge, Staats-Verbrecher, ja! Züchtlinge. Mit Ausdrücken wie: „Ein wahres Genie, mehr plastisches Talent wie alle neueren Dichter zusammengenommen, sprudelnden Witz, echt künstlerischen Humor u. s. w.," mit denen du mich begnadest, muß man bedächtig verfahren. Denn verschwendet man dergleichen schon an Vagabunden, so hat man für Könige und Fürsten nichts mehr übrig was man ihnen noch bieten kann.

Ich will dir aufrichtig sagen wer ich bin.

Laut Decret des Senats vom zwölften Januar Achtzehnhundertsinundfunfzig bin ich als geborner Hamburger aus Hamburg ausgewiesen.

Du wirst sagen Ausweisungen aus Republiken sind classisch. Themistokles, Miltiades, Cimon, Aristides u. s. w. wurden aus Athen verwiesen weil sie der Freiheit der Völker gefährlich schienen. Ich kann dir aber wirklich versichern, daß ich mich schämen würde, auf irgend eine Weise der Hamburger Freiheit gefährlich zu sein. Auch hat meine Ausweisung wenig classisches. Es wurde mir nicht einmal ge-

ſtattet Recurs zu nehmen. Alle mir zuſtehenden Rechtsmittel wurden mir abgeſchnitten mit dem Befehle: „ſofort Hamburg zu verlaſſen,“ und der Recurs den ich vom Auslande durch einen hieſigen Advocaten einreichen ließ, ward ignorirt.

Es giebt auch mittelalterliche Ausweiſungen, namentlich von Gelehrten, und auch dazu iſt die meinige leider nur ein ſeltſames Widerſpiel.

Leibnitz zum Beiſpiel wurde aus Leipzig verwieſen, denn der dortige Magiſtrat fand, daß er gefährliche Ideen habe.

Leibnitz war damals, was man nach unſeren heutigen Begriffen nennt, ein der Obrigkeit mißliebiges Subject.

Nun kann ich mich allerdings von dem Verdachte nicht rein brennen, daß ich nicht bisweilen auch Ideen habe. Es ſind aber nicht die Ideen der Zeit, dieſe ſind gefährlich. Dieſe Ideen haben ſich am ſechsten März Achtzehnhundertachtundvierzig bei dem Magiſtrate ſehr mißliebig gemacht. Der Hamburger Senat müßte nach meinem Dafürhalten eher die Zeit mit ihren Ideen vom Hamburger Territorium verweiſen als mich mit den meinigen.

Thomaſius wurde ebenfalls aus Leipzig verwieſen,

denn er ſchrieb gegen Hexen-Proceſſe. Er eiferte wider das Beſtehende.

Thomaſius war damals, was man nach unſeren heutigen Begriffen nennt ein Wühler.

Ich aber bemühe mich dem Beſtehenden aus dem Wege zu gehen. Es iſt mir zu langweilig, ich befaſſe mich lieber mit Luftſchlöſſern, und Gedanken ſind ja zollfrei. — Auch habe ich ein ſehr zartes politiſches Gewiſſen. Es giebt Stunden, wo ich es mir zum Vorwurf mache, in einer Stadt, die eine republikaniſche Verfaſſung hat, das erſte Tageslicht erblickt zu haben. Mein Troſt iſt dann nur, daß ich, in einer jüdiſchen Familie geboren, mithin beſcheidentlicher Weiſe ohne Anſprüche auf Staatsämter zur Welt gekommen bin. Als am neunundzwanzigſten September Achtzehnhundertneunundzwanzig das dreihundertjährige Jubiläum der Reform unſerer republikaniſchen Verfaſſung gefeiert wurde, fühlte ich mich bewogen Hamburg auf vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen um jeder Freude an republikaniſchen Formen aus dem Wege zu gehen.

Auch den Philoſophen Wolf laß mich erwähnen, der aus Halle verwieſen wurde, weil man dem Könige Friedrich Wilhelm I. vorgeſtellt hatte, ſeine

Lehren könnten die Potsdamer Grenadiere zur Deſertion verleiten.

Wolf war damals in den Augen des Königs in Preußen was man nach heutigen Begriffen einen Militair-Aufwiegler nennt.

Aber Novellen ſind keine dogmatiſche Sätze. Der Dichter ſchildert aber lehrt nicht und ſämmtliche Militair-Aerzte des zehnten Armeecorps mögen meine Novellen prüfen ob ſie auch nur einen einzigen Hanſeaten zum deſertiren verleiten können.

Kurz, meine Ausweiſung hat auch nicht einmal etwas mittelalterliches. Sie iſt durchaus ſpecifiſch-hamburgiſch und unterſcheidet ſich von den Ausweiſungen früherer Zeiten und fremder Staaten dadurch, daß der aus Hamburg verwieſene Hamburger gezwungen iſt in Hamburg zu bleiben.

Ich nahm keinen Augenblick Anſtand meiner Obrigkeit zu gehorchen. Ich habe die geringſte Zeit meines Lebens in Hamburg zugebracht. Hamburg hat ſeine Local-Literatur, ſeine Local-Blätter und ſeine Local-Literaten zu denen ich vor meiner Ausweiſung nicht gehörte. Vor meiner Ausweiſung war ich deutſcher Schriftſteller. Erſt ſeit meiner Ausweiſung bin ich Hamburgiſcher Local-Schriftſteller

geworden. Wie Figura zeigt beſchreibe ich Hamburger Local-Zuſtände um die ich zuvor mich nie gekümmert. Auch überſende ich dir anbei eine zweite Probe meiner neuen Thätigkeit: „das koſchere Haus,“ welches in der Reform, redigirt von J. F. Richter, erſt ganz kürzlich erſchienen iſt.

Du wirſt aber fragen: „Woher kann man Hamburg als ausgewieſener Hamburger nicht verlaſſen?“

Es hat damit folgende Bewandtniß. Als ich um einen Paß bat um augenblicklich abzureiſen, nicht um einen Kanzlei-Paß, wie ihn der geborne Hamburger erhält, ſondern um einen Polizei-Paß, den man jedem Fremden giebt, erhielt ich zur Antwort: „Ausgewieſene erhalten keine Legitimations-Papiere.“ Nun reiſe mal einer in heutiger Zeit ohne Legitimations-Papiere.

Da es mir unmöglich war meiner Obrigkeit zu gehorchen mußte ich allerdings bitten meinen loyalen Gehorſam und guten Willen durch Zwangsmittel zu unterſtützen.

Mein nächſtes Ausland heißt Altona. Und bis dahin gab man mir einen einzigen Polizei-Diener mit der an der Grenze kehrt machte, und wieder

nach Hause ging. Als ich aber von der Altonaer Polizei eine Aufenthalts-Karte verlangte, weil ich aus Hamburg verwiesen sei, wurde ich ausgelacht und augenblicklich wieder mit der Polizei zurückgeführt. Ich habe noch ein zweites Ausland welches Harburg heißt, ein drittes Namens Wandsbeck, ein viertes Eimsbüttel und mehr dergleichen Ausländer. Auch nicht verwiesene Hamburger gehen bei schönem Wetter nach allen diesen Ausländern spazieren; mir aber wurde ein für alle Mal verboten mich in den Ausländern blicken zu lassen, wenn ich nicht augenblicklich mit der Polizei nach Hamburg zurücktransportirt werden wollte.

Die Zwangsmaßregeln welche meine Regierung in Anwendung brachte waren offenbar viel zu schwach. Ein einzelner Polizei-Diener, der mich bis an die Grenze bringt, ist zu wenig. Die ganze Bürgergarde, die ganze hanseatische Garnison, die Artillerie vom Dammthorwall und eine gefüllte Kriegscasse, dann könnte ich dem Beschluß meiner Obrigkeit im Auslande Anerkennung verschaffen.

Wie du weißt, lieber Heine, hat jeder Deutsche zweierlei Patriotismus. Einen allgemeinen für das große deutsche Vaterland und einen speciellen und

concentrirten für das engere ſpecifiſche, wenn dieſes Vaterland auch nur eine Vaterſtadt iſt.

Nun glaubſt du nicht, lieber Heine, was ein aus Hamburg verwieſener Hamburger bei dieſem Conflict des doppelten deutſchen Patriotismus zu leiden hat. Ich bin ja nicht blos der Obrigkeit meines engeren Vaterlandes meinen treuen Unterthanen-Gehorſam ſchuldig, ſondern auch allen Obrigkeiten meines größeren, des geſammten deutſchen Vaterlandes. Auf Befehl der Obrigkeit meines engeren deutſchen Vaterlandes, verlaſſe ich Hamburg mit aller Rührung, allen Dankgefühlen mit der man aus ſolch einer von ſechsundzwanzig Herren vortrefflich regierten Stadt ſcheidet. Und mit dem Stolz eines Deutſchen der noch einige dreißig andere Herren hat betrete ich mein größeres und Geſammt-Vaterland, Altona. Dort wird mir befohlen umzukehren und der Obrigkeit meines engeren Vaterlandes ungehorſam zu ſein, hier wird mir wieder befohlen in mein größeres Vaterland zurückzukehren um irgend einer meiner vielen Obrigkeiten Ungehorſam zu leiſten. Kann man das von einem Deutſchen verlangen?

Und ach! Hier in dieſem Zimmer ſitze und ſchreibe ich ohne polizeiliche Erlaubniß dazu zu

haben. Unter einem unlegitimen Obdach begebe ich mich Nachts zur Ruhe, in ein unlegitimes Bette lege ich mich ſchlafen. Und ach wie greift es meine Loyalität an, wenn ich Miethe zahle. Dieſes Sündengeld womit ich mir Ungehorſam gegen meine Obrigkeiten erlaube! — Richard III. iſt ein Knicker. — Ein einziges Königreich für ein Pferd! — Fünfundbreißig Bundesſtaaten für eine Quadrat-Elle deutſchen Bodens wo ein gewiſſenhafter Deutſcher ſich hinſtellen kann um ſich auf dem Boden des Rechtes und Geſetzes zu erhalten.

Schon aus dieſen Zeilen kannſt du erſehen, welch ein Local-Schriftſteller ſeitdem aus mir geworden iſt. Die Luftſchlöſſer ſind noch aus der früheren Periode. Bei der jetzigen trübſeligen Jahreszeit und dem unwirthbaren geſchichtlichen Boden iſt faſt nichts anderes als Luftſchlöſſer zu haben.

Die ſogenannte große deutſche Zeit was hat ſie Anderes hervorgebracht als Luftſchlöſſer.

Selbſt das unbedeutende Portugal hatte ſeine große Zeit, die freilich auch nur ſehr kurz war und ſpurlos dahin ſchwand, wie die große deutſche Zeit. Aber es hatte doch einen Dichter der die Helden- und Kriegsthaten ſeiner Völker beſang.

Ich ſchildere nur Luftſchlöſſer und Friedensthaten. Ich bin kein Camoens und das iſt ein Glück.

Wenn ich die ſchleswig-holſteiniſchen Feldherren, die deutſchen Grundrechte, den Gothaer Mittelmäßigkeits-Verein, die deutſche Flotte, die Helden des paſſiven Widerſtandes und der friedlichen Demonſtrationen beſingen ſollte, es würde eine ſchreckliche Luſiade werden.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite

Luftſchlöſſer.

Erſtes Buch: Lächeln und Lachen 3

Zweites Buch: Mädchen-Träume 47

Drittes Buch: Jünglings-Glück 115

Noch ein Luftſchloß.

Das Glaubens-Bekenntniß 147

Helden des dreißigjährigen Friedens . . 307

Luftschlösser.

Erſtes Buch.

Lächeln und Lachen.

Es lacht die Welt im Sonnenſchein, es lacht die prangende Flur; der Frühling lacht; es lacht das Glück und der Glückliche; doch am reizendſten lacht ein junges friſches Mädchen. Welch eine Pracht, wenn ſie das Purpurmündchen öffnet und den Perlenſchmelz der Zähne entblößt; wenn die Augen heller blitzen und in den zarten Wangen ſich die Liebesgrübchen zeigen. — Und ihr Gelächter, welch ein Klang voll Glanz und Glück und Unſchuld! —

So lachte Ida. Luſt und Heiterkeit waren ihr angeboren und ihr munterer Geiſt raſtete nimmer. Sie lachte, wenn der Morgenſtrahl ſie weckte, lachte, wenn ſie müde ſich zur Ruhe begab, lachte, ſelbſt wenn ſie weinte, mitten in ihren Thränen, und lachte auch im Schlafe ſogar: über ihre luſtigen, kunterbunten Träume.

Ihre Mutter hingegen lächelte nur und hatte für jedermann ein verbindliches Wort. Sie war, obschon hoch in den Dreißigen, immer noch eine schöne Frau, welche Abend für Abend ihre Triumphe feierte, und mit ihrer Anmuth Alles bezauberte: während ihr niedliches Töchterlein, im Kreise junger Mädchen, dem Anscheine nach, völlig unbeachtet blieb, außer, wenn ihr Gelächter silberhell erklang, und etwa wie ein magisches Glöcklein, an die Nähe einer bösen Fee erinnerte.

Der Commerzienrath Goldhard hatte mehre Millionen und nur das einzige Töchterlein, und war gesonnen, sie zu vermählen, obschon Ida kaum siebzehn Jahre zählte.

Niemand aber wagte sich der kleinen Millionärin zu nahe, die alles Unwahre und Unschöne mit überraschendem Scharfsinn entdeckte, und jede Einbildung und Anmaßung mit reizendem Muthwillen verhöhnte.

In der That, es gehörte Muth dazu, sich ihrem Witz und Gelächter auszusetzen: Löwenmuth, den nur ein großer Löwe hegen konnte.

Zwar gab es viele Löwen in der Residenz, aber nur vier große, die Alles um sich verdunkelten.

Dieſe waren: Graf Roſenlaub, Rittmeiſter der erſten Schwadron Gardehuſaren; der reiche Lord Middelfort, ein excentriſcher Antithierquäler; der Doctor Zänker, ein Schriftſteller von großem Ruf und Vermögen; und der junge Paſtor Trauthold, deſſen Kanzelreden die vornehme Welt erbauten und ſich eines Allerhöchſten Wohlgefallens erfreuten. Löwen comme il faut: deren Stellung ſicher, deren Anſprüche gediegen, deren Ruf gegründet war und denen Witz und Muthwillen nicht mehr ſchaden konnten. Geringere Berühmtheiten und Anſprüche hingegen mieden dieſe kleine lachende Glücksgöttin, mit eben dem Eifer, wie ſie anderweitig vielleicht um ein Lächeln der Fortuna buhlten.

Der Commerzienrath war ein zärtlicher Vater, der um keinen Preis ſeinem Goldtöchterlein Zwang anthun wollte. Nur wo es ſich um Millionen handelt, darf das Herz nicht gefragt werden, und Ida ſchien kaum zu wiſſen, daß ſie auch ein Herzchen habe. Sein Vaterſtolz ſchwelgte daher kühn in einem vierfachen Horizonte. Ida konnte Gräfin Roſenlaub oder gar Lady Middelfort, vielleicht aber auch nur Frau Doctorin Zänker oder Frau Paſtorin Trauthold werden. Von dieſen vier beneidenswerthen Looſen ſollte ſie ſich dasjenige erwählen, was ihr am beſten anſtand.

Zu dieſem Ende beſchloß der Commerzienrath ein Feſt zu geben, um Ida in allen ihren Eigenſchaften und Gaben glänzen zu laſſen, während er in aller Stille den vier auserleſenen Paladinen Winke und Aufmunterungen geben wollte, dies ſtolze Herzchen zu rühren, dies ſchöne Köpfchen ſchwindeln zu machen.

Mit dem Entwurf zu ſolch einem Feſte beauftragte er ſeinen talentvollen jungen Neffen, der in Geſchäfts- wie in Geſchmacksſachen ſein Factotum war, und Oskar ging mit Luſt und Liebe ans Werk, denn es galt die Verherrlichung ſeiner reizenden Couſine.

Schon nach wenigen Tagen hatte er ein Programm vollendet, welches allen Wünſchen des Millionärs und zärtlichen Vaters genügte. Es lautete auf einen Ball in Coſtüm ohne Maske, und enthielt unter andern den Entwurf zu einer Balletoper Undine, nach dem lieblichen Märchen von de la Motte Fouqué, nur daß es nicht tragiſch endete, denn Ida konnte ſingen, tanzen, lachen und die Mitſpielenden necken und foppen; aber weder erhaben noch empfindſam ſein.

Bald wußte alle Welt, daß das ganze Hôtel des Commerzienrathes zu dieſem Feſte beſonders decorirt wurde, und man im Garten einen Bühnenſaal zimmerte, der zur Aufführung einer Ballet- und Zauberoper, mit prächtigen Decorationen, überraſchenden

Verwandlungen und reichen Maſchinerien überflüſſigen Raum darbot. Wie ſich von ſelbſt verſteht, mußten die vornehmen Dilettanten und Dilettantinnen bei den Hauptrollen berückſichtigt werden. Damit aber alle Gelegenheit fanden, wenigſtens epiſodiſch mitzuwirken, ſollten diejenigen, welche kleine Nationalgeſänge vorzutragen oder Nationaltänze aufzuführen Luſt hatten, in ihren Masken auf die Bühne geführt werden, und nach vollbrachter Leiſtung ſich wieder unter die Zuſchauer miſchen, ohne weiter in den Verlauf des Stückes eingeweiht zu ſein. Außerdem waren noch Maskenquadrillen und Maskenaufzüge angeordnet und jeder konnte ſein Coſtüm wechſeln, ſo oft er wollte, und fand das Erforderliche dazu in den Nebenzimmern bereit. —

Mehrere Wochen lang ſprach man nur von Garderoben und Coſtümen; von Ballet-, Geſang-, Quartett- und Orcheſter-Proben; von Nationaltänzen, Liedern und Trachten, und Oskar war für alle eine wichtige Perſon. Die vornehmſten Cavaliere, die glänzendſten Damen machten ihm Beſuche und erwieſen ihm alle mögliche Zuvorkommenheit, um ihn für ihre Vorſchläge, Wünſche und Launen günſtig zu ſtimmen.

Es war am sechsundzwanzigsten Februar. Schon gab es keine Bourbonen mehr und Louis Philippes Bürgerkönigsthron war auf offenem Markte verbrannt worden. Doch in Deutschland träumte man noch nichts Arges, und sorglos feierte der Reichthum seine schwelgerischen Feste.

Vor dem Hôtel des Commerzienrathes brannten Pechkränze in eisernen Pfannen, und so oft ein Wagen vorfuhr, wurden die Thüren weit aufgerissen und gestatteten einen Blick in das prachtvolle Innere, voll Lichterglanz, Farbenprunk, Goldschimmer und Krystallgefunkel. Flur und Treppen waren mit Blumen bestreut, selbst auf den Stufen des Portals lagen zertretene Blumen, und die rauhen Februarlüfte spielten mit den leichten Blättern der Monatsrose.

Das Hôtel befand sich in einem entlegenen Stadttheil, den nur die ärmere Classe bewohnte. Zerlumpte Bettelbuben, schlecht gekleidete Weiber und wildaussehende Männer drängten sich gaffend um die Thür. Die Polizeidiener hatten Mühe, so oft ein Wagen ankam, die Anfahrt frei zu erhalten.

Schwebte dann ein schönes Mädchen über die Stufen und hatte sie, um ihren Maskenputz zu schonen, nur eine leichte Hülle umgeworfen, so folgte ihr ein naiv-bewunderndes „Ah!“ Auch die schlanken

wohlgebildeten Cavaliere wurden mit ähnlichen Beifallsrufen empfangen; doch die Verkleidung älterer Herren und Frauen und wo Mißgestalt und Gebrechen prahlerisch sich herausgeputzt hatten, erregte Mißfallen und Zischen. Hin und wieder wurden auch finstere Stimmen laut:

„Ihr Wehrwölfe! habt Ihr so viel des Segens, daß Ihr damit nicht zu bleiben wißt, so gebt den Armen davon ab.“

Dann aber erhoben die Polizeidiener drohend ihre Stöcke, und die Ruhe war wieder hergestellt.

Der Empfangssaal war im chinesischen Geschmack decorirt und glänzend beleuchtet von japanischen Ampeln und schimmernden Transparentvasen. Blanke Groteskfiguren und indische Blumen schmückten die Nischen; und die glänzenden Gäste, in den buntesten Trachten aller Völker und Zeiten, saßen auf geblümten Divans und Polstern, und tranken Thee aus echtchinesischem Porcellan.

Unter den Rittern und Edelfrauen, Nixen und Gottheiten, Türken und Banditen, Fischern, Jägern, Schäferinnen und Gärtnerinnen gewahrte man nur einen einzigen Frack. Es war der junge Pastor

Trauthold. Als Mitbewerber um Ida's Hand durfte er auf dieſem Feſte nicht fehlen; doch ſein geiſtlicher Stand und ſein erbauliches Gemüth verboten ihm an Maskerade, Tanz und Schauſpiel perſönlich Theil zu nehmen. —

In der ſchwarzen Tracht eines venetianiſchen Nobile ſtand Oskar in einem Winkel. Heute kümmerte ſich niemand mehr um ihn. Man hatte nichts mehr von ihm zu erbitten und zu verlangen, und er war wieder der arme Neffe ſeines reichen Oheims. Finſter ſchaute er auf die bunten ſchimmernden Gruppen und dachte:

„Auch die Zeit wird kommen, wo ererbter oder erwucherter Reichthum, angeborene oder erſchlichene Stellung nicht mehr einzig und allein herrſchen und Alles gelten wird.“ —

Paukenwirbel und Trompetengeſchmetter verkündeten den Anfang des Schauſpiels. Ein zeltartig geſchmückter Gang, von unzähligen chineſiſchen Papierlampen erhellt, führte in den zu dieſem Feſte errichteten Gartenſaal. Der Raum für die Zuſchauer war ein viereckiges Zelt von rothem Sammet mit goldenen Sternen und Franzen. Ein einziger großer Kryſtall-

kronleuchter erhellte es. Das Orchester befand ſich auf einem Altan über dem Eingang. Am Schluſſe der Ouverture zertheilte ſich die Zeltwand und die überraſchten Zuſchauer blickten in eine weite Felsgegend voll Mondſchein und beweglichen flimmernden Sturzbächen und Gewäſſern. Hier war Undinens mondumglänztes Zauberreich, wo ſie den Reigen ſchlang mit ihren Nixen. Denſelben Reigen wiederholten andere Nixen auf fernen Bergeshöhen, in Schluchten und Höhlen. Dazu ſang Undine ein glänzendes Sirenenlied mit Chorrefrain und entwickelte ſingend und tanzend eine Bravour, die weit über die Kräfte eines ſiebzehnjährigen Mädchens ging. Beim Schluſſe der Arie erhob ſich ein wüthender Beifallsſturm. Alle Kränze und Sträuße, welche ihr erſt nach der Vorſtellung zugedacht waren, flogen mit einem Male jetzt ſchon auf die Bühne. Das ganze Podium lag voll davon, und die Nixen mußten Undinens zahlreiche Kunſttrophäen einſammeln helfen.

Eben hatte Ida ſich in ihrer Garderobe auf ein Sopha niedergelaſſen, um ſich zu erholen, als eine Nixe zu ihr trat, und den zahlreichen Sträußen, welche ſie bereits empfangen hatte, noch ein Bouquet von friſchen, jungen Moosroſen (eine Seltenheit im Februar) hinzufügte.

Gleich darauf erſchien eine zweite Nixe und überreichte ihr einen zarten ſchlanken Lorbeerkranz.

Endlich erſchien noch eine dritte mit einem Bouquet von Camellien, Begonien und Lotosblumen. Und zuletzt eine vierte mit einem großen großen Lilienſtrauß.

Bei näherer Prüfung fand ſich, daß Kranz und Sträuße mit Inſchriften oder Briefen verſehen waren, und Ida war neugierig und wollte augenblicklich alles wiſſen. —

Die Winke des Commerzienrathes waren für eine ſo zarte Angelegenheit nicht vorſichtig genug ertheilt worden. Alle vier Löwen hatten den Vater ſtreng beim Wort genommen und weil jeder ſich allein für den Auserwählten hielt, hatten alle mit einer Unumwundenheit ſich erklärt, als müſſe Ida auf Gnade oder Ungnade ſich ergeben. Der Augenblick, wo ſie mit Beifall und Kränzen überſchüttet wurde, hatte auch die vier Löwen hingeriſſen. Wie durften ſie ihre ſeltenen Blumen ſchonen, da die Wärme und Wohlgerüche im Saale ſo zarten Frühlingskindern leicht die blendende Friſche raubt? So hatte denn Ida vier Liebeserklärungen auf einmal in Händen und war heute in ihrem feenhaften Undinenſchmuck, berauſcht von unerhörtem Beifall, muthwilliger als je.

Auf der Stelle verlangte ſie Schreibzug und ohne weitere Ueberlegung (denn das war ihre Sache überhaupt nicht) beantwortete ſie die Schreiben.

Auf den Blättern des Lorbeerkranzes ſtand mit Golddruck:

In Feenpracht haſt Du Dich offenbart,
Undine! wirſt Du je vergeſſen werden?
Für Jugendreiz, mit Wohllaut ſüß gepaart,
Giebt es Unſterblichkeit auch ſchon auf Erden.
Nimm meinen Namen, Dir ſie zu bereiten,
Du Holde! glänzeſt wie ein ſüßer Traum;
Mein Name glänzt für alle fernen Zeiten,
Erkundige Dich bei jedem Lorbeerbaum.

Zänker machte in der Oper den Flußgott Kühleborn und darauf bezog ſich Ida's Antwort:

„Ein Waſſergeiſt erhebe ſein Auge nicht zu Undine. Sie wird unſterblich, wenn ſie einen Sterblichen liebt.“

Auf dem ſeidenen Bande um die Moosroſen ſtand ein Diſtichon:

„Glücklich iſt, wen Du erwählt, ihn werden die Männer beneiden,
Aber es liebt Dich ein Mann, allen Frauen zum Neid.“

Ida's Antwort lautete ganz einfach: „Herr Rittmeiſter, der Pegaſus iſt kein Cavalleriepferd.“

In dem Strauß von Camellien, Begonien und Lotosblumen ſtak eine Karte mit lateiniſchen Buchſtaben:

Miss! Ehrgeiz! Ihre Figur! Ihr Talent, mein Name, unser beiderseitiges Vermögen! — Sie sind um auszumachen eine Hauptzierde an allen Höfen von ganz Europa.

Ida erwiederte darauf:

„Mylord! das beklagenswerthe Loos der Hausthiere nimmt Ihr ganzes Herz in Anſpruch, und ich mache es keinem Hunde und keiner Katze ſtreitig.“

Endlich auch ſtak in dem großen Lilienſtrauße folgender Brief:

Süßes Mädchen! Dein Bad iſt Unſchuld, und Anmuth heißt die Salbe, mit der Du Dich ſalbeſt. Von Blume zu Blume geht das Gerücht Deiner Schönheit, die Nachtigall beſingt Deinen Reiz, und der Tagfalter zieht Dir nach, um ſich in Deinem Glanz zu ſonnen. Komm, Holde! die Menſchen beleidigen Dich, und ihre Blicke beflecken das Gewand Deiner Unſchuld. Aber die Engel lächeln Dir, und wollen Hymnen mit Dir ſingen. Hier iſt der Abgeſandte des Herrn, der Dich zu ihrem Umgange weiht; reiche ihm Deine Hand, damit er Dich leite auf dem Wege der Gnade.“

Ida ſchrieb an den Paſtor Trauthold: . .

„Hochwürdiger Herr! Sie haben mich gelehrt, daß es ſündlich ſei zu lachen, alſo verleiten Sie mich nicht dazu!“

Dieſe Schreiben faltete und ſiegelte ſie und ließ einen Aufwärter kommen, der ſie augenblicklich an ihre Adreſſe abgeben ſollte. — Ihr ahnete nicht, welche Körbe ſie gab! von welchem Umfange und wie wohl niemals ſchnödere ausgetheilt worden waren.

Am Schluſſe der Oper ſchwang Undine, nach einer zweiten Bravourarie, ihren Zauberſtab und verwandelte, unter einem Furioſo von Blechinſtrumenten, die Bühne in ihren unterſeeiſchen Feenpalaſt. Aber nicht blos die Bühne verwandelte ſich, auch das Zelt flog in die Höhe und bildete eine Drapperie um den rieſigen Kronleuchter und die erſtaunten Zuſchauer befanden ſich ebenfalls in einem unterſeeiſchen Palaſte, ähnlich der feenhaften Bühnendecoration, in einer geräumigen blendend erleuchteten Spiegelgrotte.

Große Trümeaux deckten von Pfeiler zu Pfeiler die Wände. Darüber bildeten kleinere Spiegel allerlei architectoniſche Figuren. Decke und Pfeiler, Geſimſe, Einfaſſungen, Rahmen und Leiſten waren ein Moſaik

von Muſcheln, Korallen, Erzen und buntem Geſtein. Die großen Spiegel waren mit Lampen von weißem Glas, die kleineren darüber mit Lampen von buntem Glaſe eingefaßt. Hin und wieder waren bewegliche, in allen Farben ſpielende Transparente angebracht; und die Beleuchtung war ſo blendend, die großen Trümeaux vervielfältigten alle Räume und Gegenſtände ſo unendlichfach, daß die Zuſchauer Anfangs nicht wußten, wo ſie ſich befanden und erſt nach geraumer Weile, nachdem ihre Sinne von der Ueberraſchung ſich erholt, in anhaltend ſtürmiſchen Beifall ausbrachen.

Während die Diener Tabourets und Seſſel bei Seite ſchafften, ordnete ſich das ganze Opernperſonal zu einem Aufzuge. Der König, mit ſeinem Hofſtaat und ritterlichen Gefolge, eröffnete ihn; dann folgte Undine mit ihren Nixen und Flußgöttern; dann Fiſcher und Fiſcherinnen, Bauern, Saracenen, Räuber und Sclaven. Nach dem Umzuge begannen die Tänze. Aber ſämmtliche vier große Löwen mieden die gefeierte Heldin des Abends. Mit anderen Cavalieren hatte ſie es längſt verdorben, und nachdem ſie durch Kunſtfertigkeit und Jugendreiz entzückt hatte, lief ſie Gefahr, ſitzen zu bleiben. Alles drängte ſich wieder um die Mutter, welche gleichfalls in einem Feen-Coſtüm, als

Armida, über und über von Diamanten funkelte, und wieder die unzweifelhafte Königin des Abends war. Der Commerzienrath war wie vor den Kopf geſchlagen. Das große, unerhört koſtſpielige Feſt zur Verherrlichung ſeiner Tochter, galt wieder einzig und allein ſeiner Frau, mit der er ſchon zwanzig Jahr verheirathet war, und die Räthin nahm mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln alle ihr dargebotenen Huldigungen an, ohne Rückſicht auf die Perſon, von der ſie kamen, als verſtünde es ſich ganz von ſelbſt, daß jedweder ihr huldigen müſſe.

Endlich riefen Pauken und Trompeten zur Tafel. Die Gäſte gingen durch denſelben zeltartig geſchmückten Gang in den Empfangsſaal zurück, wo eine neue Ueberraſchung ihrer harrte. Die chineſiſchen Drapperien hatten ſich plötzlich in eine ungeheure Blumenlaube verwandelt. Ein leichtes hölzernes und vergoldetes Gitterwerk, mit künſtlichen und natürlichen Blumen dicht durchflochten, welches aus einzelnen Stücken beſtand, die mit leichter Mühe an die Wände zu befeſtigen waren; und Orangerien, Aloeen und Cactus-Pflanzen, in großen mit Rädern und Walzen verſehenen Kübeln, waren in den Nebenzimmern bereit

gehalten worden, um binnen Kurzem dieſen Zauber zu vollbringen. Viele und geſchickte Hände machen alles möglich. Die Verwandlung der Saal-Decoration, die künſtlich gedeckten, mit Silber und Tafelſchmuck überladenen Tiſche, waren das Werk weniger Stunden.

Aber der Commerzienrath war bleich vor Aerger. Der junge Componiſt, welcher die Oper arrangirt und dirigirt hatte, war, erkühnt durch den glänzenden Erfolg der Aufführung, ſo dreiſt geweſen, Ida ſeinen Arm zu bieten, die ihn in aller Unſchuld angenommen hatte. Wie ein Maeſtro ſeine Prima-Donna, hatte er ſie zu Tiſche geführt. Da ſaß er nun an ihrer Seite, mitten im Glanze der großen Welt, unter den erſten Anſprüchen. Ihm ahnete nicht, daß er alle Aufmerkſamkeit, die er auf ſich gelenkt und alle Gewogenheit, die er ſich erworben, dadurch für immer wieder verſcherzt hatte.

Ida ſaß ſtill und ſchüchtern neben ihm und dachte: „Was werden Papa und Mama erſt ſagen, wenn ſie Alles wiſſen?“ Und nur wenn man ſie fragte, was ihr fehle, ob ſie ermüdet oder angegriffen ſei, lachte ſie ſilberhell auf — Dann erblaßten jedesmal vier große Löwen vor dieſem holden Mädchengelächter.

Die Gäſte hatten ſich entfernt. Ida ſchlief und die Räthin wickelte ihre Locken. Der Commerzienrath ging mit großen Schritten auf und nieder, wühlte in den Haaren, ſeufzte, ſchickte ſich zu reden an und ſchwieg wieder.

„Haſt du mir was zu ſagen, mein Schatz?“ begann die Räthin in einem Tone, der durchaus nichts ſalonmäßiges mehr hatte; „genire dich nicht, und wenn es auch eine Gardinenpredigt werden ſollte.“

Der Commerzienrath mußte einen Entſchluß faſſen. „Liebe Frau,“ begann er, „wir ſind jetzt zwanzig Jahre verheirathet —“

„Soll das etwa eine Neuigkeit ſein?“

„Das nicht. Aber ich habe nun bereits ſeit zwanzig Jahren eine ſchöne Frau!“

„Biſt du deshalb vielleicht zu beklagen?“

„Vielleicht! Denn meine Frau geht darauf aus, noch zwanzig Jahre jung und ſchön zu bleiben.“

„Ich läugne es nicht. Ninon de l'Enclos iſt mein Vorbild, welche ſich in ihrem achtzigſten Jahre noch ſo gut erhalten hatte, daß ihr Enkel ſich in ſie verliebte und weil ſie ihn nicht erhörte, ſich eine Kugel durch den Kopf jagte.

„Sei meinetwegen die zweite Ninon! Sorge nur auch für einen Enkel, der ſich dereinſtens für ſeine

ſchöne achtzigjährige Großmutter todtſchießen kann. Dazu, liebe Frau, gehört vor allen Dingen, daß deine Tochter heirathet."

„Hindere ich ſie etwa?"

„Wer ſonſt? Du läßt das liebe Kind nicht aufkommen. Du allein willſt die reizende Salon-Fee ſein, dir allein ſoll aller Weihrauch gelten, und du willſt deinen Wolkenthron nicht einmal mit deiner einzigen Tochter theilen. Du allein willſt alle Männer erobern und läßt auch nicht einen einzigen übrig für das liebe gute Kind."

„Dieſe Gardinenpredigt fängt an mir ſchmeichelhaft zu werden."

Der Commerzienrath war jetzt im Zuge. „Natürlich!" rief er. „Was giebt es ſchmeichelhafteres für eine kokette Mutter, als ihre eigene Tochter auszuſtechen. Das Mädchen ſah aus wie ein Engel, ſang wie eine Sirene und tanzte wie eine Sylphide. Wie haſt du es nur angefangen, daß Alles wieder von ihr wich, um dir den Hof zu machen. Wahrhaftig! mir ſteht der Verſtand ſtille!"

Die Räthin lachte und der Commerzienrath fuhr fort: „Ida iſt ſchöner, ſanfter, liebenswürdiger und talentvoller als du jemals warſt. Das leuchtet dir

ein und deshalb fürchteſt du ſie und ſuchſt ſie unſchädlich zu machen. Du lehrſt ſie mediſiren; übſt ſie im Spotten, reizeſt ihren Muthwillen und gewöhnſt ihr jenes heilloſe Gelächter an, vor dem kein Kronprinz ſicher iſt und die glänzendſten Notabilitäten erblaſſen. So iſt Ida dir nicht gefährlich. Man ſtellt Vergleichungen an, welche nur zu deinem Vortheile ausfallen. Du bleibſt die milde Fee Morgenroth, während ſie die boshafte Fanferluche iſt, und ſo iſt das liebe Kind in aller Unſchuld und Jugendſchönheit nur die Folie für den Glanz und Schimmer ihrer koketten Mutter."

Die Räthin lachte immer fort und der Commerzienrath fragte empfindlich: „Warum lachen Sie Madame? Sie haben doch ſonſt für jedermann ein gütiges mildes Lächeln; warum bin ich der Einzige, den Sie ſo boshaft verlachen?"

„Berechnen Sie das, mein Herr! Sie können ja rechnen. Das Lächeln verhält ſich zum Lachen, wie ein Narr ſich verhält zu einem Ehemann. Oder, um mit Shakespeare zu reden, die Narren verhalten ſich zu den Ehemännern, wie die Sardellen zu den Heringen. Letztere ſind allemal größer. Shakespeare hat mir aus der Seele geſprochen, auch mein Mann iſt ein koloſſaler Hering."

„Ja! denn er hat die koloſſale Thorheit begangen, Sie Madame zu heirathen.“

„O; mein Herr! das war keine Thorheit, ſondern ein ſehr gutes Geſchäft, was Ihnen vieles Geld einbrachte. Sehen Sie nur in Ihren Büchern nach.“

„Madame! Es iſt ein Unterſchied zwiſchen meinen Büchern und meinem Herzen.“

„Den habe ich ſtets gemacht, mein Herr. In Ihren Büchern ſtehen bedeutende Geſchäfte; in Ihrem Herzen höchſt unbedeutende, die nicht der Rede werth ſind. — Gute Nacht.“ —

Die Räthin ging und warf die Thür heftig zu. Der Commerzienrath ſeufzte:

„Vor zwanzig Jahren, als ſie noch lachte, war ſie ein Engel zu Hauſe und in Geſellſchaft. Seitdem ſie aber lächelt, lächelt ſie nur, wenn ſie Toilette gemacht hat, und iſt im Negligée nicht wieder zu erkennen.“

Der Commerzienrath hatte ſeine Morgentoilette vollendet. Er beſah ſich im Spiegel und unterwarf ſich der Muſterung ſeines zuverläſſigen Kammerdieners, der mit gewandter Bürſte die letzten Spuren der Fäſerchen und Stäubchen von ſeinem Morgenanzug

tilgte und dann mit dienstergebener Zuversicht erklärte: „Herr Commerzienrath, Sie sind nun fertig.“

„Johann!“ gebot der Commerzienrath, „sieh dich einmal im Zimmer um, ob alles hier in Ordnung ist.“

„Alles in bester Ordnung, Herr Commerzienrath.“

„Johann! sieh dich noch einmal um. Vielleicht ist doch noch Einiges nicht wie es sein sollte.“

„Das ich nicht wüßte, Herr Commerzienrath.“

„Nun so gehe und rufe meine Tochter.“

Der Commerzienrath wollte ernsthaft mit Ida reden. Vorsichtiger Weise hatte er daher sein Cabinet ordnen und säubern lassen, um ihrem Witz und ihrer Lachlust keine Nahrung zu geben.

Bald ließ sich ein frisches Silberstimmchen vernehmen und trällerte leicht und sauber eine glänzende Roulade aus der Undine hin. Geräuschlos öffnete sich die Thür und Ida, strahlend von Jugendlust und Frische, stand mitten im Zimmer, blickte lächelnd umher und fragte:

„Giebt es Elfen hier im Hause, die Nachts alles putzen und klären? Väterchen! Wie rein und blank ist es hier. Zerkaust du keine Federn mehr, wenn du verwickelte Unternehmungen durchdenkst? Laufen die kühnsten Combinationen dir jetzt ohne Tintenflecke ab? Wenn es so einladend aussieht in dem geheimen

Cabinet eines Commerzienrathes, ſo könnte ich armes unwiſſendes Mädchen faſt auch auf den Gedanken gerathen, an dieſes ſauber gebohnte Pult zu treten, eine neugeſchnittene Feder zu ergreifen, um auf feines Velin eine glänzende Handelsſpeculation zu entwerfen! Darf ich, lieb' Väterchen?"

„Ida!" begann der Commerzienrath mit Würde. „Ich habe ernſthaft mit dir zu reden."

Aber Ida deutete mit dem Elfenbeinfingerchen nach dem Bücherrepoſitorium, wo eine kleine Spinne ihr zerſtörtes Netz wieder herzuſtellen bemüht war und die Fäden an den Prachtband einer Foliobibel befeſtigte.

„Iſt das nun Inſtinct von der Spinne?" fragte ſie. „Fühlt ſie ſich am ſicherſten auf der Bibel meines Vaters? Oder ſchämt ſich die Bibel hier unter lauter Handelspolitik zu ſtehen und hat die gefällige Spinne gebeten, ihr einen Schleier umzuwerfen? — Aber auswendig Spinngewebe und inwendig Moral, das gefällt mir nicht. Auswendig Moral und inwendig Spinngewebe, oder noch was Aergeres, ſo giebt es wenigſtens eine Kanzelrede. Lieb' Väterchen! Wenn eine fromme Fliege nach der Bibel geht, und die häßliche Spinne fängt ſie in ihrem Netze, umgarnt ſie und ſaugt ſie aus:

wäre das nicht eine fatale Anſpielung auf die Geiſtlichkeit.“

„Nicht übel!“ meinte der Commerzienrath. „Dergleichen freiſinnige Bemerkungen ſollteſt du in den Salons machen.“

„Da giebt es weder Bibeln noch Spinngewebe.“

„Es wäre beſſer als mit hochſtehenden Perſonen dein Spiel zu treiben.“

„Lieb' Väterchen! Wie lange iſt es her, da ſpielte ich noch mit Puppen. Hochſtehende Perſonen ſind freilich keine Puppen. Allein ich bin nicht ſchwierig, ich nehme vorlieb mit dem, was ich finde.“

„Zur Sache endlich, ſetze dich.“

Der Commerzienrath ließ ſich auf einen Armſtuhl nieder und Ida kniete vor ihn hin, ſtützte das Köpfchen mit beiden Ellenbogen auf ſeinen Schooß und ſchaute ihn mit ihren blauen Augen groß und klar an.

„Meine Tochter,“ begann er. „Ich mache eines der erſten Häuſer der Reſidenz. Alles Auserwählte und Auserleſene ſtellt ſich bei mir ein. Der Rittmeiſter, Graf von Roſenlaub, Seine Herrlichkeit, Lord Middelfort, der Doctor Zänker, der Paſtor Trauthold.“

Ida ſperrte ihr Purpurmündchen auf, ſo weit ſie konnte, und zeigte ihrem Vater den roſenrothen Gaum, mit gleichgeformten Perlenzähnen eingefaßt,

daß der Commerzienrath vor lauter Sympathie mitgähnen mußte. „U—uh, mein Püppchen!“ rief er, du biſt doch immer noch ſehr unartig. Du gähnſt deinem Vater ins Geſicht, und hältſt nicht einmal die Hand vor!“

„Lieb Väterchen! das kann einer verheiratheten Frau begegnen, die doch nur einen Mann hat, und ich armes Mädchen habe vier langweilige Anbeter.

„Findeſt du ſie ſo langweilig?“

„Als ich noch mit Puppen ſpielen durfte, mußten meine Puppen alle, in einer Viertelſtunde: ſich ankleiden, frühſtücken, zu Mittag ſpeiſen, Kaffee trinken, ausfahren, zu Abend eſſen, zu Bette gehen und wieder aufſtehen; und dazu braucht ein langweiliger Mann volle vierundzwanzig Stunden. Hätten meine Puppen ſich ſo viele Zeit gelaſſen, ich hätte geweint vor Verdruß und Langeweile. Und wie niedlich waren meine Puppen, welche allerliebſte Geſichterchen hatten ſie. Darauf hielt ich ſehr. Keine meiner Puppen durfte ſich unterſtehen, auszuſehen wie ein großes Talent, oder wie ein berühmter Gelehrter. Mißfiel mir ihr Geſicht, ſo riß ich es ihr ab und kaufte ihr ein neues. Aber die großen und berühmten Männer, die vornehmen und eleganten Herren gehen ihr ganzes Leben lang mit einem und demſelben

unglücklichen Geſichte herum. — Iſt darin Sinn und Menſchenverſtand? — Meine Puppen trugen nicht alle Frack und Glacé-Handſchuhe; ich kleidete ſie in alle möglichen Farben, und erfand ihnen beſondere Moden mit Gold und Silber, Schmelz und Flitter, Buntheit, Pracht und Zierath —"

„Immer nur Puppen und Puppen. Du denkſt wohl an gar nichts Anderes?" unterbrach ſie der Commerzienrath.

„O ja! manchmal denke ich auch zu heirathen. Ja, einmal ſogar träumte mir: ich hätte einen Mann!"

„So! das iſt mir lieb! Und wer war dieſer Mann? Sei aufrichtig, entdecke mir Alles!"

„Es war ein wunderſchöner junger Prinz. Nein! ein blutjunger König. — Er gab die Parole, vertheilte die Orden, ließ Paraden und Manoeuvres machen; kurz, er war für das Nützliche und ich für das Angenehme; denn ich beſtellte die Feſte, Schauſpiele und Moden, und ſo lebten wir glücklich und machten unſer Land und unſere Unterthanen ebenfalls glücklich."

„Kannſt du denn gar nicht ernſthaft ſein?"

„Ei freilich, lieb' Väterchen! Nicht wahr, du haſt nur mein Glück vor Augen und deshalb ſoll ich heirathen."

„Gewiß, mein Engel, ich habe nur dein Glück vor Augen.“

„Allein ich bin glücklich; was brauche ich alſo zu heirathen? Indeſſen weiß ich nicht, was mir bevorſteht, und ſollte ich einmal ein Unglück haben, ſo bleibt mir immer noch das Heirathen übrig, um wieder glücklich zu ſein. Denn nicht wahr, lieb' Väterchen, wenn man heirathet, wird man glücklich.“

Der Commerzienrath ſeufzte: „Ja, mein Püppchen! Allein man muß ſehr vorſichtig zur Wahl ſchreiten!“

„Ob ich vorſichtig wählen werde, lieb' Väterchen. Ich habe mir Alles genau überlegt. Auf Reichthum ſehe ich gar nicht, denn, nicht wahr, Geld genug kann ich von dir bekommen?“

„Es wäre Undank wider mein Geſchick, wenn ich läugnen wollte, daß ich mit Glücksgütern reichlich geſegnet bin. Jedoch unermeßlicher Reichthum verbunden mit dem höchſten Adel, wie etwa Lord Middelfort; oder ein anſehnliches Vermögen, gepaart mit einem hochgefeierten Namen, wie etwa Doctor Zänker, ſind niemals ganz zu überſehen.“

„Lieb' Väterchen! Eigentlich wollte ich einen ſchönen jungen Mann.“

„Etwa wie Graf Roſenlaub?“

„Im Grunde aber wünscht das jedes Mädchen, und ich muß was Apartes haben, darum will ich nicht auf das Aeußere sehen, und verlange nur ein gutes Herz.“

„Brav, mein Töchterlein, komm', dafür muß ich dich küssen. — Was meinst du also zu dem jungen Pastor Trauthold? Wer hätte wohl ein besseres Herz als dieser gottgefällige Jüngling?“

„Wenn man das nur gewiß wüßte, lieb' Väterchen. Denn wie erkennt man ein gutes Herz? Auf dem Probierstein, durch die Loupe oder an der Goldwage? Man kann doch nicht die Katze im Sacke kaufen?“

„Mädchen, du sprichst ja wie ein Buch.“

„Das habe ich auch aus Büchern. Jean Paul sagt: Das beste Herz kann am leichtesten verderben. Gesetzt nun, ich kaufe die Katze im Sacke und habe Glück: ich bekomme das beste Herz. Was fange ich an, damit es mir nicht verdirbt? Lege ich es feucht oder trocken, kalt oder warm? Darüber habe ich in Büchern nichts gefunden und kann mich also auf ein gutes Herz auch nicht einlassen.“

„Es ist dir also gleichgültig, ob dein Zukünftiger schön oder häßlich, jung oder alt, reich oder arm, guten oder bösen Herzens ist?“

„Das ist mir Alles eins, wenn er nur meinem Ideale entspricht.“

„Also ein Ideal hast du?“

„Ach, lieb' Väterchen, und was für eins! Als ich es es zum ersten Mal erblickte, war ich hin!“ —

„Und wo erblicktest du es?“

„Im Schlafzimmer meiner Mutter.“

„Du sprichst wieder sehr unüberlegt, mein Kind. Im Schlafzimmer deiner Mutter wirst du keinen andern Mann erblicken als mich.“

„Wir reden ja nicht von Männern, sondern von Idealen.“

„Ist denn dein Ideal kein Mann?“

„Nein!“

„Was denn?“

„Ein Chinese. Sein Name ist Lin-Yang.“

„Ida, du machst mich ungeduldig.“

„Er sitzt mit gekreuzten Beinen auf der Console meiner Mutter mitten unter den Nippes und blanken Porcellan-Figuren, auf einem sechseckigen, sechsstöckigen chinesischen Thurm mit sechs Dächern über einander, die an allen sechs mal sechs Ecken Silberglöckchen haben, in denen leider keine Zunge ist, daß sie klingen können. Sein Haar ist glatt in die Höhe gestrichen und bildet mitten auf dem Schädel einen

Zopf von unbeſchreiblicher Kraft und Herrlichkeit. Die Augen ſtehen beträchtlich ſchräg, allein das iſt pikant, und er lacht mit breitem Munde, der nur deshalb nicht von einem Ohr zum andern reicht, weil die Ohren glücklicherweiſe ſehr hoch am Kopfe ſitzen. Stößt man ihn vor den Kopf, was eben auch nicht jedes Ideal ſich bieten läßt, ſo nickt und lacht er echt-chineſiſch-blank und heiter: Ja! ja! ja! ja! — Wären alle Männer wie er, ſo wären alle Frauen glücklich, und ſollte ich einmal ein Unglück haben, ſo nehme ich mir ſolch einen Mann."

„Geh nur, du Affe!" rief der Commerzienrath. „Mit Dir iſt doch nichts anzufangen." — Und Ida ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſie huſchte zur Thür hinaus. Kopfſchüttelnd lächelte der Commerzienrath. „Immer nur Puppen und Puppen. In ihrem Köpfchen wird die ganze Welt zu einem Marionetten-Theater."

Ida wollte in ihr Zimmer zurück, als Oskar, beide Hände voll Zeitungen und Briefe, über den Corridor kam.

„Oskar!" rief ſie, „ich gehe mit Mutter zum Morgenball. Willſt du mir ein Bouquet beſorgen?"

„Gott ſchütze dich!“ ſprach Oskar ernſt und feierlich, „und entferne von dir, was den Frieden deiner holden Seele trüben kann.“

„Was fehlt dir? du biſt ſo ernſt? — Das kleidet dich nicht. Gieb her die Papiere.“

„Um Gottes willen, das iſt die franzöſiſche Poſt.“

„Bitte, bitte, lieber Oskar, du ſollſt mir einen Gefallen thun.“

„In dieſem Augenblick? Unmöglich!“

Aber ſie ſchmeichelte und bat, bis er die Papiere ablegte. Dann gebot ſie: „Knie nieder!“

„Ida!“

„Bitte, bitte, lieber Oskar! Ich will dich zu meinem Ritter weihen.“ — Und ſie ließ nicht ab, bis er ſich von Neuem fügte.

„Auf beide Kniee!“ verlangte ſie, „und nun lache und ziehe den Mund ſo breit du kannſt.“

„Wie? Ich ſoll Geſichter ſchneiden?“

„Es gehört zu den Huldigungen, die ich von meinem Ritter fordere. — Jetzt berühre ich deine Stirne und frage dich: Willſt du mein Ritter ſein? Dann nickſt du ſo mit dem Kopfe: Ja! ja! ja! ja! wie Mama ihre Pagode. Sie heißt Lin-Yang. Dieſen Namen habe ich ihr gegeben.“

„Zur Pagode willſt du mich machen?“

„Bitte, bitte, lieber beſter Oskar! Alſo: Willſt du mein Ritter ſein?“

Oskar widerſtand nicht länger. Er nickte: „Ja! ja! ja! ja!“ — Sie lachte hell auf und ſchlug freudig die niedlichen Hände zuſammen.

In dieſem Augenblick erſchien die Räthin. Ida ward feuerroth, Oskar ſprang empor.

„Was ſind das für Narrenſtreiche!“ rief jene entrüſtet. „Oskar, haben Sie nichts beſſeres zu thun, als mit dieſem erwachſenen Kinde Pagode zu ſpielen?“

„Die Schuld iſt mein,“ klagte Ida halb weinend halb lachend. „Ich wollte einmal ſehen, wie er ſich als Pagode ausnimmt!“

„Meine Zeitungen, meine Briefe!“ rief Oskar beſtürzt. Ida gab ſie ihm zurück.

„Was ſind das für Zeitungen und Briefe?“ fragte die Räthin.

„Die franzöſiſche Poſt.“

„Gehören die hier her?“

„Nachrichten wie dieſe kommen immer zu früh,“ ſprach Oskar und ging.

„Kommen immer zu früh?“ wiederholte die Räthin, welche dieſe Worte und die Eile, mit welcher er ſich entfernte, übel deutete. „Was will er damit ſagen?

So wagt er mich abzufertigen? — Ich will doch ſehen, ob man mir ſo begegnen darf!"

Zornig eilte ſie ihm nach.

Der Commerzienrath durchlief die Briefe einen nach dem andern, ward immer unruhiger und bläſſer und reichte ſie ſeinem Neffen.

Zeitungen und Briefe meldeten die erſten Unruhen in Paris.

Die Räthin verlor die Geduld. — „Werde ich endlich Gehör finden?"

„Liebes Kind, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht."

„Aber ich habe nicht Luſt, mir die Ungezogenheiten deines Neffen gefallen zu laſſen!"

„Ungezogenheiten?" fragte Oskar. „Liebe Tante! Ich bin mir nicht bewußt irgend etwas gethan oder geſagt zu haben, was Sie beleidigen könnte."

„Wenn man Zeit hat mit meiner Tochter Pagode zu ſpielen, ſo braucht man nicht mit einer kurzen, ſchnöden Antwort mir den Rücken zu wenden."

„Laß meinen Neffen heute ungeſchoren, liebe Frau, denn ich brauche ihn."

„Aber ich will Genugthuung haben."

„Mein Schatz, dies iſt mein Cabinet und ich habe Geſchäfte.“

„Du weiſeſt mir die Thür?“

„Jeder thue das Seine. Laß mir meine Sorgen und Geſchäfte, und gehe du auf deinen Morgenball. Schmücke dich, belade dich mit all deinen Diamanten, ſei ſchöner und liebenswürdiger als je; verrücke allen Männern die Köpfe; mache alle Frauen berſten vor Neid und ſage Ida, ſie möge ausgelaſſen und muthwillig ſein, was das Zeug halten will, und aller Welt ins Angeſicht lachen. — Zeig, daß ſolider Reichthum den Zeitenſtürmen und Länderumwälzungen Trotz bietet! Eine fürchterliche Kriſe ſteht bevor.“

Eben dachte Ida: „Wie reizbar und übler Laune iſt Mama doch alle Morgen, und wenn ſie Toilette gemacht hat, iſt ſie die Liebe und Güte ſelbſt. Sonderbar! Sie iſt die zärtlichſte und beſte Mutter, ſo lange ſie im Putze iſt, und kaum hat ſie ſich ausgezogen, ſo fällt ſie in die alte böſe Laune zurück.“

Darüber mußte ſie ſchon wieder herzlich lachen, als die Räthin aus dem Cabinet ihres Mannes

zurückkehrte, um an Ida ihren Zorn zu kühlen, den ſie an Oskar heute nicht auslaſſen durfte.

„Du lachſt ſchon wieder, dummes, albernes Geſchöpf. Ich muß dir wieder eine Gouvernante halten, damit du mir nicht ganz und gar verwilderſt. Komm! Folge mir in meine Zimmer. Ich werde dich nicht mehr aus den Augen laſſen.“

Ida mußte der zürnenden Mutter folgen und die Räthin trat vor ihre Pſyche.

„Herr Gott!“ rief ſie. „Wie ſehe ich aus, und ich will zum Morgenball. Ich werde heute eine herrliche Figur ſpielen. Das ſind die Freuden, die mir meine einzige Tochter macht. Und mein ſauberer Herr Neffe — denkſt du, ich weiß nicht, wie ihr mit einander ſteht? Er taugt nicht mehr in dieſem Hauſe. Heute braucht ihn der Vater noch, morgen muß er fort.“

Ida fing an zu weinen: „Liebe Mutter, ich allein habe alle Schuld.“

„Sie weint ſchon wieder, die Närrin!“

„Ich werde Papa Alles ſagen.“

„Ich habe geſagt, morgen muß er fort. Ich habe es geſagt. Haſt du verſtanden?“

„O mein Gott,“ dachte Ida; „ſo ſchlimm war Mama noch niemals.“

Die Räthin hatte ſich an ihren Toilettentiſch geſetzt. „Wie ſehe ich aus,“ ſeufzte ſie. „Vor Aerger werde ich noch die Gelbſucht bekommen.“ Von neuem wandte ſie ſich wüthend zu ihrer Tochter. — „Setze dich mir gegenüber, und lache nicht, weine nicht, rühre kein Glied, verzieh keine Miene, oder — du kömmſt nicht mit auf den Ball. Du biſt zu ungezogen, du taugſt nicht für Geſellſchaften.“

Ida gehorchte und ſchwieg, um ihre Mutter nicht noch mehr aufzubringen.

Die Räthin klingelte, die Kammerjungfer erſchien und die Toilette nahm ihren Anfang.

Wirklich war die Räthin Morgens ſtets übler Laune und ſah auffallend gelb und bleich aus. Das Alles ſchwand aber, ſo wie ſie die Toilette gemacht hatte, und wieder friſch und blühend war, wie ein junges Mädchen.

Zwar legte ſie weder weiß noch roth auf, und trug weder falſches Haar noch künſtliche Zähne. Zu ſolchen gemeinen Künſten brauchte die ſchöne Frau noch keine Zuflucht zu nehmen. Aber dennoch herrſchte ein Geheimniß in ihrer Toilette, ein tiefverſtecktes, unergründliches Geheimniß, dem ſelbſt Mariane, die

vielerfahrene Kammerjungfer, nicht auf die Spur kommen konnte.

Doch heute wohnte Ida der Toilette bei. — Anfangs saß sie still ihrer Mutter gegenüber, hatte Thränen in den Augen und wagte nicht, sie abzutrocknen. — „Gott wird nicht wollen," tröstete sie sich, „daß Oskar seine Stelle verliert. Was sollte aus ihm werden? und ich wäre Schuld an seinem Unglück. Aus reiner Gefälligkeit hat er Pagode mit mir gespielt. Wer von meinen Anbetern hätte sich dazu hergegeben? Etwa der langnasige Rittmeister, oder der rothköpfige Mylord, oder der dickbäuchige Doctor Zänker, oder der schieläugige Pastor Trauthold." — Und ihre stets rege Einbildungskraft zauberte ihr mit einem Male alle vier Anbeter vor Augen. Sie lagen auf beiden Knieen, hatten den Mund so breit wie möglich zum Lachen verzogen und nickten mit den Köpfen, was sie konnten.

Ida mußte sich gestehen, daß Lord Middelfort und Doctor Zänker ihre Sache gar nicht übel machten, weit besser als Oskar, der für einen Chinesen viel zu schlank und edel geformt war. Der schöne Rittmeister hingegen leistete als Pagode so gut wie gar nichts. Sein Lachen hatte keine Art. Wie breit er auch den Mund zog, die Nase blieb immer die

Hauptſache in ſeinem martialiſchen Geſichte, und wie eifrig er auch nickte, es ſchien doch nur, als wolle er ſeine Naſe hoch tragen, die aber zu ſchwer war und immer wieder herunterfiel. Der Paſtor endlich war als Pagode vollends abſcheulich. Je breiter er den Mund zog, deſto frecher ward ſein ſcheinheiliges Lächeln, und wenn er nickte, ſchienen ſeine frömmelnden Blicke dem Himmel zuzuwinken: „O du lieber grundgütiger Himmel, wir kennen uns ja längſt: du biſt der liebe Herrgott und ich bin der Paſtor Trauthold.“

Darüber vergaß ſich Ida und lachte hell auf. Die Räthin fragte in ſchneidendem Tone:

„Nicht einmal unter meinen Augen menagirſt du dich, und in Gegenwart meiner Kammerjungfer muß ich dir Verweiſe geben?“

Um nicht wieder in denſelben Fehler zu verfallen, beſchloß Ida, ihren Geiſt nur auf Außendinge zu richten. Auch nahm die Toilette ihrer Mutter bald eine Wendung, welche ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Kleider, ſondern auch ihre Haut, und wiſſen derſelben Glanz und Friſche zu verleihen, je nachdem ſie bei Tageslicht, bei Kerzenſchimmer oder Gasbeleuchtung ſich

zeigen. Die Räthin wollte zum Morgenballe, das heißt, bei Tageslicht wollte ſie in feenhaftem Ballſtaate glänzen; und für eine Frau von vierzig Jahren iſt dies eine der ſchwierigſten Toiletten.

Auf ihrem Putztiſche ſtanden allerlei Flacons, Doſen, Käſtchen, Gefäße, Schächtelchen und Vaſen mit Waſſern, Eſſenzen, Pulvern, Säften, Teigen und Salben, deren Gebrauch, Kräfte, Anwendung und Nutzen nur diejenige kennt, welche ſich ihrer bedient. Denn was der Einen fruchtet, ſchadet der Anderen; eine Doſis, die hier ſchon alles thut, wirkt dort noch gar nichts, und was Dieſe gebraucht, Jene meidet; wie ſie es anwendet und wie es ihr bekömmt, verräth keine der Andern, denn wer möchte wohl ſein innerſtes Weſen, ſein heiliges Selbſt preis geben? Auch iſt die Kosmetik ja keine Wiſſenſchaft, ſondern eine Myſtik; ſie befördert keine Verſtandesklarheit, ſondern Gefühlsverwirrung, wo nicht gar leidenſchaftliche Verirrung.

Unter den vielen Gefäßen auf dem Putztiſche der Räthin würde wohl niemand ſo leicht auf eine unſcheinbare Phiole von blauem Glaſe geachtet haben, welche weiter nichts enthielt, als einen zähen, dunkelblauen Saft. Die Räthin bediente ſich dieſer Phiole, um von Zeit zu Zeit einen äußerſt kleinen Tropfen

auf Zucker fallen zu laſſen und ihn zum Munde zu führen.

Auch das hat nichts Auffälliges. Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Haut und ihre Kleider, ſondern auch ihren Athem.

Nur die Vorſicht, mit welcher die Räthin das äußerſt geringe Quantum auf Zucker abmaß, bewog Ida zu der Frage:

„Was iſt in dem Fläſchchen, Mama?“

Doch kaum waren ihr dieſe Worte entſchlüpft, als ſie auch ſchon mit Schrecken ſich erinnerte, daß ſie ja ſtillſitzen und ſchweigen ſolle. Zu ihrem Erſtaunen aber drohte die Räthin dieſes Mal nur mit dem Finger und ſprach faſt ſchon im Salonton:

„Liebes Kind! Eine Dame, welche dir erlaubt ihrer Toilette beizuwohnen, erweiſt dir großes Vertrauen. Aufmerkſamkeit zu verrathen, wäre ſchon unzart. Eine Frage aber: „Was iſt das? wozu dient es? wie gebrauchen Sie es?“ iſt vollends unpaſſend und unbeſcheiden. — Merke dir das ein für allemal.“

„O Himmel!“ dachte Ida. „Mama iſt ſchon wieder hold und gütig. Am Ende hat das Fläſchchen Schuld.“

Die Räthin ſprach der Phiole noch öfter und

mit immer größerer Vorſicht zu, und mit ihrem Aeußeren begab ſich dieſelbe vortheilhafte Umwandlung. Sie verſchönte ſich mit jedem Augenblick. Mit jeder Locke, welche Mariane fallen ließ, gewann ſie einen neuen Reiz, mit jedem Schmuckſtück, welches ſie anlegte, erfriſchte ein hellerer Glanz ihre weiße Haut. Schon fingen ihre blauen Augen an in ſanftem Feuer zu ſchmachten, die Lippen wurden wieder feucht und brennend und nahmen das ſchmelzende, bezaubernde Lächeln an.

Staunend ſah Ida dieſer reizenden Verwandlung zu, wie ſie allmählich vor ihren Augen ſich begab, und die Räthin zürnte keineswegs über ihre kindliche Verwunderung. Dann und wann ſogar wandte ſie die blitzenden Augen von dem Spiegel und warf dem lieben Töchterlein freundliche und zufriedene Blicke zu.

Die Toilette war vollendet. Die Räthin erhob ſich, trat vor die Pſyche und triumphirte. Der Aerger hatte nicht geſchadet, nur aufgeregt hatte er. Sie war heute ſchöner als je.

„Mariane!“ gebot ſie. „Laß hier Alles ſtehen und liegen und hilf dem Fräulein. Nun, Mademoiſelle, machen Sie fort, ich gebe Ihnen höchſtens zehn Minuten Zeit.“

„Ach, Mama!“ ſeufzte Ida, ohne ſich vom Stuhl zu rühren. „Ich kann keine Verzeihung annehmen, wenn ein Unſchuldiger ſtatt meiner büßen ſoll. Was hat dir Oskar zu Leide gethan? Laß Alles vergeſſen und vergeben ſein und ich will nie wieder laut lachen, ſondern immer nur lächeln, ſo wie du; ich will nicht mehr alles ausplaudern, was mir in den Sinn kommt, ſondern Jedermann ſagen, was er hören will und gerne hört. Mit einem Worte, ich will comme il faut ſein, wie du, aber du darfſt Oskar nicht länger zürnen.“

„Wirſt du aber auch Wort halten?“

„Hier auf der Stelle.“

„Wie willſt du das anfangen?“

„Gerade ſo wie du es anfängſt.“

„Und wie fange ich es an?“

„So!“ ſprach Ida, ſprang vom Stuhle auf, eilte an den Putztiſch und leerte im Nu die blaue Phiole.

Die Räthin ſtieß einen Schrei aus. — „Unglückliches Kind! du haſt dich vergiftet!“ —

Zitternd eilte ſie zur Klingel und ſchellte aus Leibeskräften.

„Mariane — den Wagen! — Augenblicklich zum Doctor. — Tummle dich!“ —

In der blauen Phiole war Opium-Extract. — Elegante Frauen parfümiren nicht nur ihre Kleider, ihre Haut und ihren Athem. Sie parfümiren auch ihren Geist, sie parfümiren ihr ganzes Nervensystem.

Ida hatte schon die Besinnung verloren. Mit geschlossenen Augen lag sie auf dem Sopha, nur die Lippen waren noch geröthet und ein leises Lächeln spielte um den niedlichen Mund. Man konnte die jugendlich-zarte, regelmäßig-schöne Hülle nicht ohne Rührung betrachten. Es war, als könne selbst der unerbittliche Tod das reizende Lächeln ihr nicht rauben.

Der Commerzienrath wehklagte und weinte laut, das Hausgesinde umgab händeringend den Sopha und die Räthin kniete schuldbewußt mit verhülltem Antlitz zu den Füßen ihrer Tochter.

Endlich kam der Doctor. — Berühmte Aerzte sind nicht höflich.

„Was ist das für ein Lärm in einer Krankenstube?“ rief er gleich bei seinem Eintritt. — „Ich bin jetzt da. Hinaus mit jedem, der nicht hierher gehört.“

Das Hausgesinde mußte sich entfernen.

Der Doctor nahte dem Sopha, ſtellte eine lange und genaue Prüfung an und ſagte dann:

„Dies iſt ein durch künſtliche Mittel erzeugter Sopor. Wie kommt Ihre Tochter zu Opium?“

„Zu Opium?“ fragte der Commerzienrath.

„Ja!“ verſetzte der Arzt. „Ein Vergiftungs-Verſuch mittelſt Opium.“

„Meine Tochter vergiftet!“ rief der Commerzienrath außer ſich.

„Das habe ich nicht geſagt. Man ſtirbt nicht gleich, wenn man an Opium riecht. Für dieſes Mal war die Doſis nicht ſtark genug. Doch könnte der Verſuch wiederholt werden und ſchlimmer ablaufen. Wer brachte Ihrer Tochter Opium?“

„Doctor! Sie bringen mich um den Verſtand.“

Aber die Räthin erhob ſich. Sie hatte vernommen, daß Rettung möglich ſei, und ihr Gewiſſen konnte mit ihrer Toilette verſöhnt werden. Sie hatte jetzt nur noch eine Sorge: um jeden Preis ihr Geheimniß zu ſchützen.

„Doctor!“ ſprach ſie. „Denken wir für's Erſte nur an die Herſtellung unſerer Patientin. Alles andere iſt Nebenſache.“

„Für ihr Leben ſtehe ich ein! und böſen Folgen wollen wir vorbeugen.“

Eben war Oskar von der Börse heimgekehrt, wo unglaubliche Aufregung und Bestürzung herrschte. Neue Nachrichten aus Paris meldeten den Wiederausbruch eines Bürgerkrieges, wilder und schrecklicher als je zuvor. Ganz Paris, hieß es, sei dermaßen verbarricadirt, daß ein Heer von dreimalhunderttausend Mann in einem achttägigen Kampfe auf Leben und Tod es nicht wieder einnehmen könne, und auf allen Barricaden wehe die rothe Fahne der Schreckenszeit. — Er eilte ins Zimmer, seinem Oheim Bericht abzustatten. Vor Ida's Krankenlager blieb er todtenbleich stehen und sank bewußtlos zusammen.

„Auch du, Oskar!“ klagte sein Oheim. „Verläßt auch du mich in dieser verhängnißvollen Zeit?“

Der Arzt fühlte seinen Puls und sprach bedenklich: „Dieser Sopor und diese Status apoplecticus dürften einen geheimen sympathischen Zusammenhang haben.“

„Wohin denken Sie, Doctor!“ rief der Commerzienrath. „Sie ist noch völlig Kind, was nur an Puppen denkt und übrigens ist sie unsere einzige Tochter.“

Zweites Buch.

Mädchen-Träume.

Die Augen feſt geſchloſſen, lag Ida auf dem Sopha, doch wußte ſie, wo ſie ſich befand. Im Schlafzimmer ihrer Mutter. Vor ihr ſtand die Conſole voller Nippes und bunter Porcellan-Figuren, welche Lin-Yang auf ſeiner ſechseckigen ſechsſtöckigen Pagode weit überragte. Alles prangte hell und heiter und glänzte wie neu. Zumal Lin-Yang lachte und nickte freundlicher als je, und in all den Glocken an den ſechs mal ſechs Ecken der Pagode waren heute Zungen und ſie klangen und machten ein allerliebſtes Glockenſpiel.

Mit einem Male erhob ſich Lin-Yang von ſeinem Polſter, richtete ſich gerade empor, ſprang von der Pagode, rannte zwiſchen die Nippes und Porcellan-

Figuren hindurch und kletterte an den Säulen der Conſole zu Boden nieder. Er war überaus luſtig und vergnügt, lachte und freute ſich, tanzte und ſtimmte trällernd in die Muſik der Silberglöckchen ein. Ida ſah mit Freuden ſeinen allerliebſten Sprüngen zu. — „Ach, Lin-Yang:“ rief ſie entzückt. „Wie glücklich mußt du dich fühlen, ſolch ein Wunderwerk von Kleinheit und Niedlichkeit zu ſein. Ach! wenn ich doch auch ſo klein und niedlich wäre wie du.“

„In der That!“ entgegnete Lin-Yang ſelbſtgefällig. „Die Menſchen ſind im Vergleich zur übrigen Schöpfung viel zu groß gerathen. Daher ihre Einbildungen und Anmaßungen, womit ſie ſich und andere lächerlich und unglücklich machen.“

„Es würde uns alle viel beſſer kleiden, wenn wir nicht größer wären als Puppen.“

„Man würde nicht immer Heldenthaten vollbringen und weltgeſchichtliche Tragödien aufführen wollen.“

„Wir würden uns mit Flitterſtaat begnügen und uns nicht mit Koſtbarkeiten überladen.“

„Man würde nicht Gewiſſen und Ehre daran wagen, ſeinem Nebenmenſchen zum Verdruß in Ueppigkeit und Ueberfluß zu ſchwelgen.“

„Jede Stadt, jedes Schloß, jedes Dorf nimmt ſich in der Ferne klein und zierlich aus.“

„Das ist die Poesie der Ferne. Treten Sie näher und alles ist wieder alltäglich.“

„Ach, ich mögte einmal die ganze Welt von Ferne sehen. Welch ein Vergnügen, die große weite Welt klein zierlich und allerliebst zu finden.“

„Wenn Sie keine andere Wünsche hegen, Fräulein, so bin ich im Stande, Ihnen zu dienen.“ — Er deutete auf das offene Fenster. — „Befehlen Sie, daß ich einen Luftballon anspanne? — Wir wollen hoch, recht hoch fahren, damit Sie die ganze Welt von Ferne sehen!“

„Ach Lin-Yang! Wenn du das vermagst, so will ich dir ewig dankbar sein.“

Lin-Yang eilte an's Fenster, erstieg die Brüstungen, welche voll Blumen und blühender Gewächse standen, erkletterte die Stämme und pflückte große Blätter, aus welche er einen prächtigbunten Luftballon bildete. Dann brach er Zweige ab und verflocht sie zu einer zierlichen Gondel, erhaschte zwei große herrlich schillernde Schmetterlinge, welche vor den Fenstern im Sonnenschein gaukelten und schirrte sie mit Goldfäden davor.

Alles war fertig. Lin-Yang ergriff die Zügel und stieg auf. — „Nun Fräulein! Ist's gefällig?“

„Ach Lin-Yang! wird mich dies zarte Geflechte auch tragen?“

„Warum nicht? Sie haben ja von dem braunen Safte genoſſen.“

„Macht der ſo leicht?“

„Unglaublich!“

Er half ihr einſteigen; die Schmetterlinge zogen an, und der Ballon ſchwebte zu den offenen Fenſtern hinaus. —

In der ſchwankenden Gondel, in der blauen Luft, in dem heiteren Sonnenſchein fühlte Ida ſich ſo wohl, daß ſie mit Thränen des Dankes ſprach: „Lin-Yang, ich habe dich ſtets lieb gehabt und von jeher hat mir geahnet, daß du mir einſt eine große Freude bereiten würdeſt.“ —

Der Ballon ſchwebte weit über die Dächer hinweg und Ida überſchaute die Stadt und die Umgebung bis zu den waldigen Bergeshöhen. Auf allen Straßen wogte es von bunten Spaziergängern, überall kreuzten ſich ſtattliche Wagen und glänzende Reiter und immer höher hob ſich der Ballon; der Horizont erweiterte ſich; hinter den Bergen tauchten neue Fluren auf mit prangenden Gärten und lieblichen Schlöſſern; die Flüſſe ſetzten ſich fort, und glitten liebäugelnd mit der Sonne, und die Ufer wiederſpiegelnd, unter

zierlichen Brücken hindurch. Sie umspülten herrlich grüne Inseln und auf ihren blinkenden Wogen schaukelten sie buntbewimpelte Kähne mit fröhlichen Gesellschaften. Und die Luft war so blau, die Sonne schien so goldig und alles prangte, wimmelte und wogte immer bunter und lustiger durcheinander.

„Wie herrlich ist es hier oben!“ rief Ida. „Die Kirchen und Paläste erscheinen hier wie blanke Puppen- oder Kartenhäuser, und die Menschen, wie sie lustwandeln oder fahren, sind nicht größer als Däumlinge. Welch eine Menge schöner Schlösser und Gärten giebt es doch auf Erden, und wie hübsch terraffenförmig erhebt sich dieses Gemisch von allen möglichen Bauarten, Stilen und Geschmacken, bis in die blaue Luft.“

„O, schauen Sie nur hinauf in die blaue Luft!“ versetzte Lin-Yang. „Da giebt es erst recht viele seltsame und wunderbare Schlösser in ganz absonderlichem Stil und Geschmack.“

Ida schaute empor und jauchzte vor Lust und Wonne. Der ganze Himmel war voll Zauberschlösser und Feenpaläste.

„Ja!“ meinte Lin-Yang. „Da oben wird weit mehr gebaut, als unten, und diese Bauart oder Baufucht dort ist erst recht toll und närrisch.“

Ein Schlößchen war das herrlichſte von allen und Lin-Yang kutſchirte gerade darauf zu.

„Wem mag dies allerliebſte Schlößchen gehören?“ fragte Ida.

Lin-Yang fing herzlich an zu lachen. „Wie, Fräulein, das fragen Sie?“

„Es kommt mir ſo bekannt vor. Mir iſt, als hätte ich ſchon einmal von dieſem Schlößchen geträumt.“

Lin-Yang lachte noch lauter. — „Aber, Fräulein, kennen Sie denn Ihr eigenes Luftſchloß nicht, welches Sie ſelber aufgebaut haben?

„Wahrlich! wahrlich! mein eigenes Luftſchloß, woran ich ſo lange gebaut habe! Es wollte mir niemals ſo recht gerathen. Bald hatte ich dieſes, bald jenes daran zu ändern und was ich heute baute, riß ich morgen wieder ein. Nun! es iſt mir nur lieb, daß ich endlich damit zu Stande gekommen bin.“

Sie hielten vor dem Schloſſe und Lin-Yang betrachtete mit Verwunderung die herrliche Façade. — „Aber, Fräulein! Fräulein! Wie haben Sie gebaut, das iſt ja etwas Ungeheures. Wo fanden Sie nur Zeit, dieſen unerhörten Bau zu vollenden?“

„Spotte nicht, Lin-Yang. Sieh, wenn ich mit Mama in Geſellſchaft war, ſo drängte ſich Alles zu ihr, und mich ließ man ſtill im Winkel. Was ſollte

ich nun anfangen? Ganz müßig bleiben konnte ich doch nicht;" dà habe ich mir denn dieſes Schloß aufgebaut. — Aber lache nicht, oder ich werde böſe."

„Nein! ich lache nicht. Ein Luftſchloß iſt eine gar zu empfindliche Sache. Es trotzt zwar Stürmen und Ungewittern; ein herzliches Gelächter aber ſtößt es über den Haufen. Ei nun, meine kleine Lachgöttin, Ihnen wird das nicht ganz unbekannt ſein!" —

„Ich kann aber auch nicht den geringſten Spott über mein Luftſchloß vertragen, nicht das leiſeſte Zeichen der Geringſchätzung, nicht einmal ein vornehmes Achſelzucken."

„Ganz recht! So geht es Allen, die ſich hier anbauen! Genehmigen Sie daher, mein Fräulein, die Verſicherung meiner beſonderen Hochachtung; vorausgeſetzt, daß die innere Einrichtung dieſes Feenpalaſtes der edlen Pracht des Aeußern entſpricht." —

Sie erſtiegen die breiten Marmorſtufen, wo rechts und links in großen Vaſen und bunten Töpfen die auserleſenſten Blumen und Gewächſe prangten.

Das Veſtibul war eine Rotunde, die ihr Licht von Oben durch eine Glaskuppel empfing. Auf ſchlanken Poſtamenten ſtanden ringsumher in allen Niſchen herrliche Marmorbilder: reizende Nymphen und jugendliche Göttinnen; und ein großer Saal

der Eingangsthür gegenüber hing voll Bilder in prächtigen goldenen Rahmen: Portraits ſchöner Mädchen und junger Frauen in modernem Putz, deren Licht- und Farbenſpiel mit den edlen weißen Alabaſterſtatuen im Vorſaal einen zauberiſchen Contraſt bildeten.

„In Wahrheit!“ ſprach Lin-Yang, „Fräulein haben der Mädchenſchönheit und weiblichen Jugend einen reizenden Tempel erbaut, und nur ein ſo roſiges Feenkind wie Sie darf es wagen, unter dieſen Alabaſter-Idealen und jenen Wundern von Licht und Farbe ſich zu zeigen, um noch Figur zu machen.“

Ida antwortete vergnügt: „Es freut mich, Lin-Yang, daß es dir hier gefällt.“

Auch rechts und links vom Eingang führten zwei Flügelthüren in elegante prachtvoll meublirte Geſellſchafts-Zimmer.

„Ich ſehe hier nur große Räume,“ ſprach Lin-Yang. „Sollten Fräulein vielleicht vergeſſen haben, daß man bisweilen auch ſchläft, Toilette macht, oder ſingen, ſticken, leſen — kurz, einſam ſein will?“

Ida deutete empor nach einer Galerie, welche die Rotunde krönte. — „Meine Einſamkeit iſt da oben, vier kleine Gemächer, deren Fenſterthüren auf die Terraſſe ausgehen.“

„Und die Küche, die Bedienten-Zimmer, die Vorraths-Kammern?“

„Sind im Souterrain. Ich trenne meine Einſamkeit von der Geſellſchaft. Aber die Dienerſchaft und ihre Verrichtungen verſtecke ich.“

Da verbeugte ſich Lin-Yang mit Hochachtung und ſprach: „Der braune Saft thut Wunder. Sie ſind jetzt comme il faut, wie Ihre Mutter.“

„Nicht wahr, Lin-Yang?“ fragte Ida vergnügt, „ſo glänzend und heiter, wie ich, hat noch Niemand hier gebaut!“

„Das können wir bald erfahren. Sämmtliche hier anſäſſigen Schloß- und Grundherren werden es ſich zur Ehre ſchätzen, das Fräulein in ihren Schlöſſern willkommen zu heißen. Soll ich Sie begleiten? Ich weiß in der ganzen Luft Beſcheid. Dies iſt meine Heimath und hier bin ich geboren.“

Sie traten hinaus und Ida überſchaute die zahlloſe Menge ſtolzer Paläſte mit hoch über einander gethürmten Zinnen und Terraſſen und mit endloſen Colonnaden. Der Anblick, den ſie gewährten, war faſt ein ſchauerlicher. Es ſchien, als habe der Wahnſinn nicht Raum genug gefunden, mit ſeiner Unerſättlichkeit zu

prahlen, und als habe die Thorheit all ihre Pracht und Glanz aufgeboten, um ihre Buntſcheckigkeit zur Schau zu ſtellen.

Lin-Yang deutete auf ein nahes Schloß und fragte:

„Wie gefällt Ihnen dieſes tragiſche Gebäude?“

„Das Aeußere verſpricht wenig.“

„Es iſt der hohe Stil der neuen Zeit.“

„Ich finde dieſen Stil leichtfertig und unſauber.“

„Journaliſtenarbeit. Der Erbauer iſt ein Held der Preſſe und der Bewegung. Letztere mag ihm ein wenig ſauer ankommen, denn er iſt ſehr wohlbeleibt und hat einen dicken, dicken Bauch, geſchmückt mit einer ſchweren, goldenen Uhrkette. Das wendet er ſchon auswendig an ſeinen Bauch, aber was wendet er erſt inwendig daran. Obſchon die Noth der arbeitenden Claſſe und die Kartoffelkrankheit ihm vielen Kummer macht, ſo ißt er doch mit einer Macht und Ausdauer, als wolle er eine Theurung erregen.“

„Lin-Yang! es iſt nicht ſchön von dir, den Doctor Zänker zu verſpotten. Er wirbt um meine Hand und ich könnte auf den Einfall kommen, ſie ihm zu reichen, denn er iſt ein Mann von echter Farbe und Geſinnung.“

„Von Geſinnung vielleicht. Denn heutigen Tages kann man ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten nicht gemeinnütziger und tugendſamer verbrauchen, als zur Geſinnung. Seine Farbe hingegen ſcheint mir faſt zu roſig. Nach allem Aerger, den ihm Fürſten, Jeſuiten, Cenſur und andere Behörden verurſachen, müßte er wenigſtens einen Anſatz von Gelbſucht haben.“

Ida lachte.

„Fräulein! wollen wir nicht lieber zu Hauſe bleiben?“

„Warum das?“

„Einem Kinde ſoll man nicht ſein Spielwerk, einem Greiſe nicht die Krücke rauben, einer Mutter nicht ihr Kind ſtehlen und einen Narren nicht in ſeinem Luftſchloß verlachen.“

„Mach dir keine Sorge, Lin-Yang. Ich habe von dem braunen Saft genoſſen und bin jetzt comme il faut, wie meine Mutter.“ — Nach dieſen Worten eilte ſie leichtfüßig die Treppe hinunter. Lin-Yang wollte ihr folgen, ſtreifte aber aus Ungeſchick an einen Lorbeerbaum und knickte ein Reis.

„Ei!“ rief er, indem er es vollends abbrach; „der Lorbeer weiß, daß es zum großen Doctor geht und bietet ſich von ſelbſt zum Kranze, womit die Königin ſeiner Gedanken das vielberühmte Haupt ihm

ſchmücken wird. Nehmen Sie hin, Fräulein, und machen Sie ihn glücklich, den Unſterblichen.“

„Nein, Lin-Yang! Das hat ſeine Schwierigkeiten. Das werde ich ohne Lachen nicht vermögen.“

„Aber Sie ſind ja nunmehr comme il faut.“

„Alles mit Maßen, denn ich habe den großen Doctor ſchon einmal bekränzt. Es war am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft, bei einem kalten Frühſtück. Er hatte mich zu Tiſche geführt und beſchäftigte ſich viel mit mir. Er unterhielt mich auf's Angelegentlichſte mit der Geſinnungsloſigkeit des Jahrhunderts, der deutſchen Trägheit, dem überhandnehmenden Pauperismus, und dem Verfall der Throne und Bühnen, daß er Eſſen und Trinken darüber vergaß. Das Mahl war faſt zu Ende, und er hatte noch keinen Biſſen genoſſen. Aber vor dem genialen Mann ſtand unangeſchnitten noch ein gefüllter Eberkopf mit einem Lorbeerkranz um die geſtutzten Ohren, und einer Roſe im Rüſſel. Mit einem Male war das geſinnungsloſe Jahrhundert, das träge Deutſchland, die verfallenen Bühnen und Throne, ſammt meiner Wenigkeit vergeſſen, und der große Doctor fing an das Verſäumte nachzuholen. Von dem gefüllten Eberkopf war bald nichts mehr übrig als der Lorbeerkranz, und das verdroß mich! Geht man ſo mit

Lorbeern um? Den Kopf verzehrt man und verſchmäht den Kranz? „War dir der Kopf nicht zu ſchlecht,“ dachte ich, „magſt du den Kranz auch mitnehmen,“ und ſetzte ihm den Kranz auf ſeinen breiten Schädel. — Die ganze Tiſchgeſellſchaft, der ſchon ſein Heißhunger aufgefallen war, brach in ein lautes Gelächter aus, und es waren lauter Leute comme il faut; ja ſelbſt meine Mutter lachte herzlich mit. — Seitdem muß ich immer wieder lachen, ſo oft der große Mann von ſeinen Lorbeern ſpricht, und jedesmal fällt mir dabei der gefüllte Eberkopf wieder ein.“ —

„Das iſt freilich ein Anderes;“ meinte Lin-Yang. Doch Ida riß ihm den Lorbeerzweig aus der Hand.

„Nein!“ rief ſie, „du ſollſt ſehen, was aus mir geworden iſt. Du ſollſt dein blaues Wunder erleben!“

Sie betraten den Palaſt. — Ein König hielt dort glänzend Hof und bei Ida's Erſcheinen rief alles Geſinde: „Die Prinzeſſin!“

Ida erblickte ſich in einem großen Wandſpiegel und fand ſich mit Perlen und Edelſteinen herrlich geſchmückt.

„Ich bin eine Prinzeſſin!“ flüſterte ſie vergnügt Lin-Yang zu.

„Und ich der Page, der Ihrer Königlichen Hoheit Schleppe trägt.“ —

Der König und die Königin ſaßen unter dem Thronbaldachin; rechts und links von ihnen die Großwürdenträger und die Kammerherren, die ſchönen Hofdamen bildeten einen Halbkreis.

Dem Throne gegenüber, von Häſchern umgeben, ſtand Doctor Zänker in Ketten und mit bloßem Halſe, zum Zeichen, daß er hingerichtet werden ſollte.

Der König ſchaute Ida höchſt ungnädig an. — „Prinzeſſin! Ich weiß, was Sie herführt, und werde Ihnen kein Gehör ſchenken! Sehen Sie den Mann in Ketten dort? Wenn ich dem Genius zürne, darf Mädchenreiz und Jugendſchöne keiner Fürbitte ſich erdreiſten!“

„Nun, Prinzeßchen?“ flüſterte Lin-Yang, „habe ich es nicht geſagt? Dies iſt moderner, hoher Stil.“

Der König nahm wieder das Wort. — „Zu dir jetzt, Zänker. Du wiegelſt meine Völker auf und verleiteſt die Jugend zur Empörung. Du biſt ein Hochverräther, der den Tod verdient.“

„Mein König! Ich bin der Abgeſandte des Weltgeiſtes; den Schwur des Genius habe ich in ſeine Hände abgelegt. Wahrheit und Recht iſt mein

Beruf; mein Wort: meine Vollmacht; mein Ruhm: die Beglaubigung.“

„Allein die Zeit iſt noch nicht reif für deine Lehren, die Völker können noch nicht frei ſein!“

„Mein König! Recht und Freiheit ſind die Athemzüge des Weltgeiſtes. Mit Flammenhauch beſeelen ſie das All und regen ſich in jeder Menſchenbruſt!“

„Hör' an. Mich lüſtet nicht nach Deinem Blute. Der beſte Kopf in meinem Reiche ſoll nicht dem Henkerbeil verfallen. Ich geize nicht nach dem Ruhme eines Heroſtrates, ſondern nach dem Ruhme eines Herzogs von Sachſen-Weimar. Zänker, ſei mein Freund! Sei mir, was Goethe ſeinem Fürſten war! Zänker, ſei mein Goethe!“

„Verzeih, mein König! Der Genius kann nicht mehr Freund der Fürſten ſein. Die Weltgeſchichte hat eine tiefe Kluft gezogen zwiſchen uns. Jahrhunderte werden darüber hinſtreichen; Generationen darin verſinken; doch ausgefüllt wird ſie nicht.“

„Du verſchmähſt alſo meine Gnade?“

„Soll ich, beſtochen von eines irdiſchen Königs Gnade, abfallen von dem Geiſt der All's?“

„Wohlan! Erfülle deinen Beruf. Ich habe den Muth, dir das Todesurtheil zu ſprechen.“

Die Königin und alle Hofdamen hielten weinend ihre Schnupftücher vor den Augen. Die Miniſter und Kammerherren ließen ſeufzend die Köpfe hangen.

„Prinzeßchen!“ flüſterte Lin-Yang, „Wollen Sie allein bei ſo viel Seelengröße ohne Schnupftuch vor den Augen daſitzen?“

„Aber ich will Alles ſehen.“

„Es könnte doch auffallen.“

Auch Ida verbarg ihr Antlitz in ihr Schnupftuch, und der König, der es gewahrte, fuhr fort: „Wie, Alles in Thränen? Auch Sie, Prinzeſſin, Sie, die ewig heitere Lächlerin? — O, gäbe es einen Schmuck, um Sie zu verſchönen, ſo ſind es dieſe Thränen, die ſeelenvolle Unſchuld dem ſterbenden Genius weint. Erheben Sie Ihr Antlitz und zeigen Sie Ihre Thränen dieſem eiſernen Manne.“

„Was fange ich an, Lin-Yang?“ flüſterte Ida. „Ich habe keine Thränen im Auge.“

„Thut nichts! Sagen Sie etwas Paſſendes.“

„Aber mir fällt nichts ein!“

„Eine Prinzeſſin comme il faut muß Geiſtesgegenwart haben.“

„Gut, daß du mich daran erinnerſt. Du ſollſt dich wundern!“ — Sie ließ die Hände mit dem Schnupftuch ſinken und zeigte ihr Antlitz.

„Ich weine nicht über dieſen Mann, den ich nur bewundern darf. Wohl aber weine ich über mich, weil ich eine Prinzeſſin bin, die in dem Genius ihren Feind, und in den Thaten der Hochherzigkeit und Freiheitsliebe, Aufruhr und Empörung erblicken muß.“

„Bravo!“ ſagte Lin-Yang.

„Warte nur! Das Beſte kommt noch. — Allein was ſehe ich?“ fuhr ſie fort und erhob den Lorbeerzweig. — „Wie kommt dies Reis in meine Hand? Ich frage? Und dort ſteht der Mann des Ruhmes?“ — Sie flocht das Reis zum Kranze und erhob ſich:

„Wie geſchieht mir? — So groß, ſo hehr habe ich mich nie gefühlt. Iſt's dieſer Lorbeer, der mich erfüllt mit geiſterhaften Wonnen? Ich, die Prinzeſſin, nahe einem Hochverräther? — Ich muß. Es reißt mich fort! Ich bin nicht Ida mehr! — Eine Botin der Unſterblichkeit, weihe ich dieſen Genius für den Nachruhm!“

Sie ſetzte ihm den Kranz auf und tiefe Stille feierte den erhabenen Moment.

„Braviſſimo!“ flüſterte Lin-Yang. „Der braune Saft thut Wunder.“

Der König ſtieg vom Thron und ſprach voll Majeſtät:

der Eingangsthür gegenüber hing voll Bilder in prächtigen goldenen Rahmen: Portraits ſchöner Mädchen und junger Frauen in modernem Putz, deren Licht- und Farbenſpiel mit den edlen weißen Alabaſterſtatuen im Vorſaal einen zauberiſchen Contraſt bildeten.

„In Wahrheit!“ ſprach Lin-Yang, „Fräulein haben der Mädchenſchönheit und weiblichen Jugend einen reizenden Tempel erbaut, und nur ein ſo roſiges Feenkind wie Sie darf es wagen, unter dieſen Alabaſter-Idealen und jenen Wundern von Licht und Farbe ſich zu zeigen, um noch Figur zu machen.“

Ida antwortete vergnügt: „Es freut mich, Lin-Yang, daß es dir hier gefällt.“

Auch rechts und links vom Eingang führten zwei Flügelthüren in elegante prachtvoll meublirte Geſellſchafts-Zimmer.

„Ich ſehe hier nur große Räume,“ ſprach Lin-Yang. „Sollten Fräulein vielleicht vergeſſen haben, daß man bisweilen auch ſchläft, Toilette macht, oder ſingen, ſticken, leſen — kurz, einſam ſein will?“

Ida deutete empor nach einer Galerie, welche die Rotunde krönte. — „Meine Einſamkeit iſt da oben, vier kleine Gemächer, deren Fenſterthüren auf die Terraſſe ausgehen.“

„Und die Küche, die Bedienten-Zimmer, die Vorraths-Kammern?“

„Sind im Souterrain. Ich trenne meine Einſamkeit von der Geſellſchaft. Aber die Dienerſchaft und ihre Verrichtungen verſtecke ich.“

Da verbeugte ſich Lin-Yang mit Hochachtung und ſprach: „Der braune Saft thut Wunder. Sie ſind jetzt comme il faut, wie Ihre Mutter.“

„Nicht wahr, Lin-Yang?“ fragte Ida vergnügt, „ſo glänzend und heiter, wie ich, hat noch Niemand hier gebaut!“

„Das können wir bald erfahren. Sämmtliche hier anſäſſigen Schloß- und Grundherren werden es ſich zur Ehre ſchätzen, das Fräulein in ihren Schlöſſern willkommen zu heißen. Soll ich Sie begleiten? Ich weiß in der ganzen Luft Beſcheid. Dies iſt meine Heimath und hier bin ich geboren.“

Sie traten hinaus und Ida überſchaute die zahlloſe Menge ſtolzer Paläſte mit hoch über einander gethürmten Zinnen und Terraſſen und mit endloſen Colonnaden. Der Anblick, den ſie gewährten, war faſt ein ſchauerlicher. Es ſchien, als habe der Wahnſinn nicht Raum genug gefunden, mit ſeiner Unerſättlichkeit zu

prahlen, und als habe die Thorheit all ihre Pracht und Glanz aufgeboten, um ihre Buntſcheckigkeit zur Schau zu ſtellen.

Lin-Yang deutete auf ein nahes Schloß und fragte:

„Wie gefällt Ihnen dieſes tragiſche Gebäude?“

„Das Aeußere verſpricht wenig.“

„Es iſt der hohe Stil der neuen Zeit.“

„Ich finde dieſen Stil leichtfertig und unſauber.“

„Journaliſtenarbeit. Der Erbauer iſt ein Held der Preſſe und der Bewegung. Letztere mag ihm ein wenig ſauer ankommen, denn er iſt ſehr wohlbeleibt und hat einen dicken, dicken Bauch, geſchmückt mit einer ſchweren, goldenen Uhrkette. Das wendet er ſchon auswendig an ſeinen Bauch, aber was wendet er erſt inwendig daran. Obſchon die Noth der arbeitenden Claſſe und die Kartoffelkrankheit ihm vielen Kummer macht, ſo ißt er doch mit einer Macht und Ausdauer, als wolle er eine Theurung erregen.“

„Lin-Yang! es iſt nicht ſchön von dir, den Doctor Zänker zu verſpotten. Er wirbt um meine Hand und ich könnte auf den Einfall kommen, ſie ihm zu reichen, denn er iſt ein Mann von echter Farbe und Geſinnung.“

„Von Geſinnung vielleicht. Denn heutigen Tages kann man ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten nicht gemeinnütziger und tugendſamer verbrauchen, als zur Geſinnung. Seine Farbe hingegen ſcheint mir faſt zu roſig. Nach allem Aerger, den ihm Fürſten, Jeſuiten, Cenſur und andere Behörden verurſachen, müßte er wenigſtens einen Anſatz von Gelbſucht haben.“

Ida lachte.

„Fräulein! wollen wir nicht lieber zu Hauſe bleiben?“

„Warum das?“

„Einem Kinde ſoll man nicht ſein Spielwerk, einem Greiſe nicht die Krücke rauben, einer Mutter nicht ihr Kind ſtehlen und einen Narren nicht in ſeinem Luftſchloß verlachen.“

„Mach dir keine Sorge, Lin-Yang. Ich habe von dem braunen Saft genoſſen und bin jetzt comme il faut, wie meine Mutter.“ — Nach dieſen Worten eilte ſie leichtfüßig die Treppe hinunter. Lin-Yang wollte ihr folgen, ſtreifte aber aus Ungeſchick an einen Lorbeerbaum und knickte ein Reis.

„Ei!“ rief er, indem er es vollends abbrach; „der Lorbeer weiß, daß es zum großen Doctor geht und bietet ſich von ſelbſt zum Kranze, womit die Königin ſeiner Gedanken das vielberühmte Haupt ihm

ſchmücken wird. Nehmen Sie hin, Fräulein, und machen Sie ihn glücklich, den Unſterblichen.“

„Nein, Lin-Yang! Das hat ſeine Schwierigkeiten. Das werde ich ohne Lachen nicht vermögen.“

„Aber Sie ſind ja nunmehr comme il faut.“

„Alles mit Maßen, denn ich habe den großen Doctor ſchon einmal bekränzt. Es war am erſten Tage unſerer Bekanntſchaft, bei einem kalten Frühſtück. Er hatte mich zu Tiſche geführt und beſchäftigte ſich viel mit mir. Er unterhielt mich auf's Angelegentlichſte mit der Geſinnungsloſigkeit des Jahrhunderts, der deutſchen Trägheit, dem überhandnehmenden Pauperismus, und dem Verfall der Throne und Bühnen, daß er Eſſen und Trinken darüber vergaß. Das Mahl war faſt zu Ende, und er hatte noch keinen Biſſen genoſſen. Aber vor dem genialen Mann ſtand unangeſchnitten noch ein gefüllter Eberkopf mit einem Lorbeerkranz um die geſtutzten Ohren, und einer Roſe im Rüſſel. Mit einem Male war das geſinnungsloſe Jahrhundert, das träge Deutſchland, die verfallenen Bühnen und Throne, ſammt meiner Wenigkeit vergeſſen, und der große Doctor fing an das Verſäumte nachzuholen. Von dem gefüllten Eberkopf war bald nichts mehr übrig als der Lorbeerkranz, und das verdroß mich! Geht man ſo mit

Lorbeern um? Den Kopf verzehrt man und verſchmäht den Kranz? „War dir der Kopf nicht zu ſchlecht,“ dachte ich, „magſt du den Kranz auch mitnehmen,“ und ſetzte ihm den Kranz auf ſeinen breiten Schädel. — Die ganze Tiſchgeſellſchaft, der ſchon ſein Heißhunger aufgefallen war, brach in ein lautes Gelächter aus, und es waren lauter Leute comme il faut; ja ſelbſt meine Mutter lachte herzlich mit. — Seitdem muß ich immer wieder lachen, ſo oft der große Mann von ſeinen Lorbeern ſpricht, und jedesmal fällt mir dabei der gefüllte Eberkopf wieder ein.“ —

„Das iſt freilich ein Anderes;“ meinte Lin-Yang. Doch Ida riß ihm den Lorbeerzweig aus der Hand.

„Nein!“ rief ſie, „du ſollſt ſehen, was aus mir geworden iſt. Du ſollſt dein blaues Wunder erleben!“

Sie betraten den Palaſt. — Ein König hielt dort glänzend Hof und bei Ida's Erſcheinen rief alles Geſinde: „Die Prinzeſſin!“

Ida erblickte ſich in einem großen Wandſpiegel und fand ſich mit Perlen und Edelſteinen herrlich geſchmückt.

„Ich bin eine Prinzeſſin!“ flüſterte ſie vergnügt Lin-Yang zu.

„Und ich der Page, der Ihrer Königlichen Hoheit Schleppe trägt.“ —

Der König und die Königin ſaßen unter dem Thronbaldachin; rechts und links von ihnen die Großwürdenträger und die Kammerherren, die ſchönen Hofdamen bildeten einen Halbkreis.

Dem Throne gegenüber, von Häſchern umgeben, ſtand Doctor Zänker in Ketten und mit bloßem Halſe, zum Zeichen, daß er hingerichtet werden ſollte.

Der König ſchaute Ida höchſt ungnädig an. — „Prinzeſſin! Ich weiß, was Sie herführt, und werde Ihnen kein Gehör ſchenken! Sehen Sie den Mann in Ketten dort? Wenn ich dem Genius zürne, darf Mädchenreiz und Jugendſchöne keiner Fürbitte ſich erdreiſten!“

„Nun, Prinzeßchen?“ flüſterte Lin-Yang, „habe ich es nicht geſagt? Dies iſt moderner, hoher Stil.“

Der König nahm wieder das Wort. — „Zu dir jetzt, Zänker. Du wiegelſt meine Völker auf und verleiteſt die Jugend zur Empörung. Du biſt ein Hochverräther, der den Tod verdient.“

„Mein König! Ich bin der Abgeſandte des Weltgeiſtes; den Schwur des Genius habe ich in ſeine Hände abgelegt. Wahrheit und Recht iſt mein

Beruf; mein Wort: meine Vollmacht; mein Ruhm: die Beglaubigung.“

„Allein die Zeit iſt noch nicht reif für deine Lehren, die Völker können noch nicht frei ſein!“

„Mein König! Recht und Freiheit ſind die Athemzüge des Weltgeiſtes. Mit Flammenhauch beſeelen ſie das All und regen ſich in jeder Menſchenbruſt!“

„Hör' an. Mich lüſtet nicht nach Deinem Blute. Der beſte Kopf in meinem Reiche ſoll nicht dem Henkerbeil verfallen. Ich geize nicht nach dem Ruhme eines Heroſtrates, ſondern nach dem Ruhme eines Herzogs von Sachſen-Weimar. Zänker, ſei mein Freund! Sei mir, was Goethe ſeinem Fürſten war! Zänker, ſei mein Goethe!“

„Verzeih, mein König! Der Genius kann nicht mehr Freund der Fürſten ſein. Die Weltgeſchichte hat eine tiefe Kluft gezogen zwiſchen uns. Jahrhunderte werden darüber hinſtreichen; Generationen darin verſinken; doch ausgefüllt wird ſie nicht.“

„Du verſchmähſt alſo meine Gnade?“

„Soll ich, beſtochen von eines irdiſchen Königs Gnade, abfallen von dem Geiſt der All's?“

„Wohlan! Erfülle deinen Beruf. Ich habe den Muth, dir das Todesurtheil zu ſprechen.“

Die Königin und alle Hofdamen hielten weinend ihre Schnupftücher vor den Augen. Die Minister und Kammerherren ließen seufzend die Köpfe hangen.

„Prinzeßchen!“ flüsterte Lin-Yang, „Wollen Sie allein bei so viel Seelengröße ohne Schnupftuch vor den Augen dasitzen?“

„Aber ich will Alles sehen.“

„Es könnte doch auffallen.“

Auch Ida verbarg ihr Antlitz in ihr Schnupftuch, und der König, der es gewahrte, fuhr fort: „Wie, Alles in Thränen? Auch Sie, Prinzessin, Sie, die ewig heitere Lächlerin? — O, gäbe es einen Schmuck, um Sie zu verschönen, so sind es diese Thränen, die seelenvolle Unschuld dem sterbenden Genius weint. Erheben Sie Ihr Antlitz und zeigen Sie Ihre Thränen diesem eisernen Manne.“

„Was fange ich an, Lin-Yang?“ flüsterte Ida. „Ich habe keine Thränen im Auge.“

„Thut nichts! Sagen Sie etwas Passendes.“

„Aber mir fällt nichts ein!“

„Eine Prinzessin comme il faut muß Geistesgegenwart haben.“

„Gut, daß du mich daran erinnerst. Du sollst dich wundern!“ — Sie ließ die Hände mit dem Schnupftuch sinken und zeigte ihr Antlitz.

„Ich weine nicht über dieſen Mann, den ich nur bewundern darf. Wohl aber weine ich über mich, weil ich eine Prinzeſſin bin, die in dem Genius ihren Feind, und in den Thaten der Hochherzigkeit und Freiheitsliebe, Aufruhr und Empörung erblicken muß.“

„Bravo!“ ſagte Lin-Yang.

„Warte nur! Das Beſte kommt noch. — Allein was ſehe ich?“ fuhr ſie fort und erhob den Lorbeerzweig. — „Wie kommt dies Reis in meine Hand? Ich frage? Und dort ſteht der Mann des Ruhmes?“ — Sie flocht das Reis zum Kranze und erhob ſich:

„Wie geſchieht mir? — So groß, ſo hehr habe ich mich nie gefühlt. Iſt's dieſer Lorbeer, der mich erfüllt mit geiſterhaften Wonnen? Ich, die Prinzeſſin, nahe einem Hochverräther? — Ich muß. Es reißt mich fort! Ich bin nicht Ida mehr! — Eine Botin der Unſterblichkeit, weihe ich dieſen Genius für den Nachruhm!“

Sie ſetzte ihm den Kranz auf und tiefe Stille feierte den erhabenen Moment.

„Braviſſimo!“ flüſterte Lin-Yang. „Der braune Saft thut Wunder.“

Der König ſtieg vom Thron und ſprach voll Majeſtät:

„Zänker! Auch das Leben iſt ſchön, und ich weiß, du haſt ein Herz. Du liebſt dieſe unvergleichliche Prinzeſſin! — Wohlan! Ida ſei dein! Entſage deinen republikaniſchen Geſinnungen und werde mein Premier-Miniſter.“

Aber Zänker lächelte todesmuthig: „Zu ſpät, mein König. Sie hat mich anerkannt, hat mich dem Tode geweiht, hat mich als Opfer geſchmückt; ich muß vollenden!“

Da ergrimmte der König. — „Wohlan! Es bleibt dabei, du ſtirbſt! — Führt ihn zum Tode.“

Und die Schergen ſchleppten Zänker von dannen.

Ida ſprach zu Lin-Yang: „Ich habe nicht das Mindeſte gegen die Republik. Aber ich laſſe mir auch keine Zurückſetzung gefallen. Es war nicht galant von ihm, mich mit ſammt dem erſten Portefeuille auszuſchlagen, um für die Freiheit zu ſterben.“

„Prinzeſſin! auf Erden thut man viel für eine Stellung und eine gute Partie; doch in der Luft geht alles groß und nobel zu.“

Die Balconthüren wurden geöffnet. Der König, die Königin und die Prinzeſſin traten hinaus und nahmen ihre Plätze ein. Der Hofſtaat folgte und

reihte ſich nach Rang und Würden hinter ſie. Der weite Marktplatz gewährte einen großartigen Anblick. Alle Fenſter der palaſtartigen Gebäude waren angefüllt mit ſchönggeſchmückten Frauen und Herren in Uniform und mit Ordensbändern, und die ganze dichtgedrängte Menge, von den Häuſern bis zum Schaffot, war ſchwarzgekleidet, mit feiner weißer Wäſche und hatte Kopf an Kopf lauter neue Hüte auf. In dem ganzen glänzendſchwarzen Meere von Hüten erblickte man auch nicht einen einzigen alten Filz. Es war ein gebildetes Volk, welches das Schaffot ſeines Helden umgab. Und die bleichen, von einem gelinden Weltſchmerz beſeelten Angeſichter bildeten einen ſchreienden Contraſt zu den blanken Waffen der Krieger, welche die Hinrichtung deckten.

Zänker in Ketten und mit dem Lorbeerkranz geſchmückt, ward von den Häſchern durch das Spalier der Wachen geführt. — Grabesſtille herrſchte auf dem menſchenvollen Platze. — Er erſtieg die Stufen, betrat das Schaffot und die bleiche dichtgedrängte Menge entblößte die Häupter. — Siehe! da flog eine friſche junge Roſe zu ſeinen Füßen nieder; ſo nett und ſauber hingeworfen, wie nur Ida's geſchicktes Händchen es vermochte. Er nahm ſie auf und zeigte ſie dem Volke.

„Mit dieſer Roſe von dem Buſen eines Engels gehe ich in die Ewigkeit. Mit dieſer Roſe im Munde lege ich das Haupt auf den Block und feſt ſie haltend mit dem Kinnbackenkrampf des Todes nehme ich ſie mit in's Grab.“

Er kniete nieder und die bleiche Menge zog ihre ſchneeweißen feinleinenen Schnupftücher, um ſie in das Blut des Märtyrers zu tauchen und Blut und Rache dereinſt ihren Nachkommen zu hinterlaſſen.

Noch einmal, ehe er den ſtolzen Nacken dem Henkerbeile preis gab, warf er der edelmüthigen Prinzeſſin einen Blick des zärtlichſten, innigſten Dankes zu, da — ſchon blitzte das Richtbeil und hob ſich zum verhängnißvollen Streiche, die dichtgedrängte Menge knirſchte vor Schmerz und Wuth; — da — mit einem Male — erklang, fein wie Silberſchellen, ein lieblich helles Mädchengelächter. — Und König, Hofſtaat, Volk, Schaffot und Marktplatz ſtob in alle Winde. — Nur Zänker ballte wüthend die zornigrothen Fäuſte.

„Ich gratulire, Fräulein!“ ſprach Lin-Yang. „Den großen Doctor ſind Sie los, er wird nicht ferner um Sie werben. Das Viergeſpann vor Ihrem Triumphwagen iſt ſchon unvollſtändig.“

„Ach!“ ſeufzte Ida. „Ich bin recht böſe auf mich. Ich wär eine Prinzeſſin mit Perlen und Diamanten geſchmückt. Und war es nicht ſchön von mir, daß ich ihm die Roſe zuwarf? — Warum mußte er ſie auch gerade in den Mund ſtecken und mit dem Lorbeerkranz um die Ohren, ſo trübſelig mich anſehen, als ob er fragte: Ida, ſoll der gefüllte Schweinskopf ganz vergeſſen ſein? — Ach, ich habe ein freiſinniges Fortſchrittsvergnügen verſcherzt; eine weltgeſchichtliche Tendenz-Tragödie habe ich in die Winde gelacht. Ich ſterbe vor Neugier, was daraus geworden wäre.“

„Ei nun! Das iſt ſo ſchwer nicht zu errathen. Die Menge hätte ruhig ſich zerſtreut; ſich theils nach Hauſe begeben, um Nekrologe und Correſpondenz-Artikel für alle möglichen Journale anzufertigen; theils aber auch in Kaffeehäuſer und Schenkſtuben ſich niedergelaſſen, um bei Bier oder Wein die neue Tagesbegebenheit hinreichend zu beſprechen. Denn es war ein gebildetes Volk, welches ſeinen Helden ſterben ſah, und ein gebildetes Volk macht ſeinen Fortſchritt

nur auf dem Wege der Ordnung, verläßt nie den Boden des Geſetzes und hat wider Unterdrückung und Gewalt nur Adreſſen und Proteſte, um die Freiheiten und Rechte ſeiner dereinſtigen Nachkommen ſicher zu ſtellen."

„Dazu wäre ich zu ungeduldig; ſo lange könnte ich nicht warten."

„Vertreiben Sie ſich einſtweilen die Zeit ſo gut Sie können. — Sehen Sie, wir nahen hier dem Schloſſe des Gerechten."

„Wer hat es erbaut?"

„Ein ſehr erbauliches Schäfchen, welches ſo fromm und gottesfürchtig blökt, daß die größten Kirchen nicht Raum genug haben für ſeine Heerde, wie viel geduldige Schafe auch in einen engen Stall gehen."

„Lin-Yang, ich habe dich ſchon einmal gebeten, über keinen meiner Anbeter zu ſpotten, denn ich denke heute nicht wie morgen und könnte übermorgen auf den Einfall gerathen, Herrn Paſtor Trauthold meine Hand zu reichen."

„Fräulein! das wäre ſchnurſtracks gegen die Bibel, denn es ſteht geſchrieben: Gebe Gott, was Gottes iſt, und dem König, was des Königs. Paſtor Trauthold aber iſt ein Auserwählter des Herrn,

und der König will ihn zu seinem Hofprediger machen."

Ida lachte.

„Ei nun!" meinte Lin-Yang. „Im Schlosse des Gerechten können Sie lachen so viel Sie wollen."

„Wie kömmt das?"

„Wissen Sie nicht, daß der Herr Pastor das Lachen für eine Sünde hält?"

„Und doch ist sein Schloß lachfest?"

„Im Schlosse des Gerechten ist jeder Sünder willkommen, und je verstockter er ist, um so glorreicher fällt seine Bekehrung aus. Hüten Sie sich nur seinen Beruf in Zweifel zu ziehen, oder Sie stürzen auch dieses Schloß in Trümmer!"

„Fürchte nichts, Lin-Yang. Ich habe mich um seinen Beruf nie gekümmert. Komm nur, ich will mich hier einmal recht satt lachen, damit ich nachdem in anderen Schlössern wieder ehrbar sein kann."

Aber der Herr Pastor war nicht zu Hause. Er studirte gerade, und der Pförtner meinte: am sichersten sei er Sonntag Nachmittags zu treffen.

„Das thut nichts," sagte Ida. „Ich will nur das Schloß sehen."

Der Pförtner lud sie ein, näher zu treten in die klösterlich-einfache Vorhalle und öffnete eine Thür rechts. Ida erblickte einen Tanzsaal.

„Läßt der Herr Pastor hier Sonntags tanzen?“ fragte sie.

Der Pförtner zuckte die Achseln und öffnete die Mittelthür. Das Zimmer sah aus wie eine Speisewirthschaft und Ida fragte:

„Ist der Herr Pastor denn ein Garkoch?“

Der Pförtner zuckte die Achseln und öffnete die Thür links. Ida erblickte eine Synagoge.

„Pfui, eine Judenschule!“ rief sie. „Schickt sich das für einen christlichen Prediger?“

Der Pförtner zuckte die Achseln und wollte sie die Treppe hinaufführen.

„Aber was bedeutet das Alles?“ fragte Ida.

Der Pförtner zuckte abermals die Achseln. — „Wenn der Herr Pastor zu Hause ist, so ist hier Alles voll Lust und Lärm. Aber er studirt jetzt.“

„Sagen Sie ihm,“ — rief Ida verdrießlich, — „daß er wohl zu Hause sein könnte, wenn ich gerade da bin. Ich kann das Achselzucken und die Geheimnißkrämerei nicht leiden. Adieu. Ich komme hier mein Leben nicht wieder.

Als ſie im Freien waren, ſprach Ida zu ihrem Begleiter:

„Lin-Yang, ich muß doch wieder hin. Ich muß durchaus wiſſen, was es dort für Luſt und Lärm giebt.“

„Tröſten Sie ſich. Es giebt hier noch Schlöſſer die Menge.“

„Die intereſſiren mich jetzt alle nicht, ich bin gerade auf dieſes Schloß neugierig.“

„Aber jenes Schloß mit den redenden Wappen über Thür und Fenſter? Das gezackte Blatt im roſenfarbenen Felde?“

„Graf Roſenlaub! ich finde ihn bedeutend unverſchämt und unverſchämt unbedeutend.“

„Unbedeutend?“ rief Lin-Yang. — „Zählt ſeine Naſe denn für gar nichts? Welch ein Diogenes, der ſolch eine Naſe findet, ſteckt noch die Laterne an, und ſucht ſich auch den Menſchen dazu. Es iſt eine Naſe voll erhabenen Selbſtgefühls und Bewußtſeins eigener Größe. Eine Naſe, die ſich über das Irdiſche erhebt, bis in die Wolken. Kurz, eine Naſe, von der man etwas lernen kann. — Welches iſt der vornehmſte Buchſtabe im Alphabet? Wiſſen Sie das, Fräulein?“

„Das „A“ etwa, weil es allen andern Buchſtaben vorangeht?“

„Nein, das „P“ iſt weit excluſiver. Ich habe es von dieſer Naſe gelernt. Denn wenn der ſchöne Rittmeiſter: Paris, Parade, Petersburg ſagt, oder wo ſein martialiſcher Discours ſonſt auf irgend ein „P“ ſtößt, gewinnt ſeine ariſtokratiſche Naſe, ſo kitzlich vornehme, ſo nieſend diſtinguirte Züge, daß man nicht umhin kann, ihr „Zur Geſundheit“ zu wünſchen.“

Ida lachte.

„Aber, Fräulein!“

„Fürchte nichts. Ich werde den ſchönen Rittmeiſter in ſeinem Schloſſe glücklich machen.“

Die Vorhalle war voll niedlicher junger Mädchen und ſchöner ſtolzer Frauen, welche ſeufzten und ſchmachteten und betrübt und troſtlos waren. Der ſchöne Rittmeiſter wollte ſich nicht ſprechen laſſen und Jean, ſein Burſche, ſtand vor der Thür des Salons und fluchte:

„Das iſt um die Schwerenoth zu kriegen. So gehen die Fliegen nach dem Streuzucker. Zwanzig jagt man weg und hundert kommen wieder!“

Aber Ida wollte ſich hier nicht abweiſen laſſen, wie im Schloſſe des Gerechten, und befahl ihm, ſie ſogleich zu melden.

„Oho!“ verſetzte Jean, „wer ſind Sie denn, Sie kleine bürgerliche Prinzeſſin? Noch ganz Andere als Sie müſſen hier wieder umkehren. Hier kommen Fürſtinnen und Comteſſen, werfen ſich uns zu Füßen und flehen um Gottes = Himmelswillen um unſere Gegenliebe. Allein was ſollen wir machen, wir ſind nur ein Einzelner und können nicht alle Frauen glücklich machen.“

Ida zog ihre Börſe.

„Laſſen Sie ſtecken, Mamſellchen! Ja! wenn ich Geld nehmen dürfte! — Wie manche reiche Wittwe hat mir ſchon zehn Louisd'or geboten, wenn ſie nur ein einziges Mal den Dollman des Herrn Rittmeiſters küſſen könnte. Wenn ich nur ſeine ausgerauchten Cigarrenſtummel, ſeine durchgebiſſenen Pfeifenſpitzen verkaufen dürfte, ſo würde ich mit Ihrem Herrn Vater nicht tauſchen. Dürfte ich nur die Schnitzel ſammeln, wenn er ſich das Haar ſchneiden läßt; ich könnte für jede Locke ein Rittergut bekommen. Aber der Herr Rittmeiſter ſind ſo eigen. Nichts, gar nichts laſſen Sie von ſich; nicht einmal einem Bettler reichen Sie ein Allmoſen, weil es Ihnen begegnet iſt, daß eine hochſtehende Dame den Pfennig, den Sie einem Bettler ſchenkten, gegen ein Goldſtück eintauſchte, ein Loch hineinſchlug, um ihn als Reliquie

von dem himmliſchen Huſaren-Officier ewig an ihrem Buſen zu tragen. Gehen Sie nach Hauſe, Mamſellchen. Der Herr Rittmeiſter haben eben Toilette gemacht, Sie tragen heute Ihre Galla-Uniform. Das iſt zu verführeriſch für ein junges Mädchen; das können Sie nicht aushalten. Setzen Sie ſich der Gefahr nicht aus, thun Sie es Ihren Eltern nicht zu Leide, um ſeinetwillen den Verſtand zu verlieren.“

Aber eine ſchnarrende Stimme erhob ſich im Saale. — „Jean, du Rindvieh! Biſt du des Teufels! Was machſt du wieder für Eſelsſtreiche! Ich werde dich fuchteln, du Lümmel! Das iſt ja die kleine Millionärin, die ich auserſehen habe, ſie durch meine Hand zu beglücken.“

Jean war wie vom Donner gerührt. „Nehmen Sie es nur um Gotteswillen nicht übel,“ ſtammelte er und öffnete ihr demüthig die Thür.

Die niedlichen jungen Mädchen, die ſchönen ſtolzen Frauen betrachteten mit Erſtaunen, Neid und Eiferſucht die lächelnde Nebenbuhlerin, welche Allen den Rang abgewonnen hatte.

Der Rittmeiſter war nicht wieder zu erkennen. Nicht etwa weil er ſeine Gala-Uniform trug, ſondern weil er in ſeinem Luftſchloſſe ein ganz anderes Anſehen hatte. Er war nicht gelb und blatternarbig, ſondern weiß wie gebleichtes Wachs, mit Wangen, roth wie Roſen. Seine Augen waren übertrieben groß und unnatürlich kornblau; ſein Mund unverhältnißmäßig klein und purpurfarbig. Sein hellblondes Haar war kraus wie Wolle und die wohlgekämmten Löckchen vollendeten ſeine Aehnlichkeit mit einer Weihnachtspuppe. Es ſchien, als habe der ſchöne Rittmeiſter alle ſeine Reize in einer Spielzeugbude zuſammengekauft.

Dieſes würde Ida ſchon gefallen haben, aber die großen Wandſpiegel, womit der Saal über und über geſchmückt war, gaben vielfältig ſein Bild gelb und blatternarbig, wie er gewöhnlich ausſah, zurück. Er aber ſchien ſo verblendet von ſeinen eingebildeten Reizen, daß er allen Spiegeln Lügen ſtrafte, wie unaufhörlich er auch mit ihnen liebäugelte.

Rings um ihn her bildeten Künſtler aller Art einen Halbkreis: Maler vor ihren Staffeleien, Bildner, welche in Thon boſſirten, Steinzeichner, Kupferſtecher u. ſ. w. Alle waren bemüht, den ſchönen Huſaren-Offizier en face, demiface oder en profil,

je nach der Anſicht, welche er ihnen bot, zu portraitiren. — Er wandte ſich zu Ida:

„Eine ſchöne Figur zu haben iſt in heutiger Zeit eine Plage. Die Künſtler haben keine Phantaſie mehr und wollen Alles nach der Natur zeichnen. Da ſehen Sie nur, wie ich in Anſpruch genommen werde. Alle Welt will mein Portrait haben. Ich laſſe mich alle Tage malen, boſſiren, auf Stein zeichnen, in Kupfer oder Stahl ſtechen; allein was hilft das? Ich ſehe einen Tag bläſſer, den andern wohler aus. Ich ſtutze meinen Schnurrbart, ſchneide mir das Haar, gleich iſt mein Bild nicht ganz ähnlich mehr und es fehlt ihm das mir eigenthümliche „je ne sais quoi.“ Nun kommen die hohen Perſonen mit ihren Capricen und wollen mich bald in dieſem, bald in jenem Coſtüme beſitzen. Die Kunſthändler verlangen mich als Apoll, Endimion, Paris oder Bacchus. Und endlich muß man auch die Kunſt fördern und jungen Künſtlern Gelegenheit geben, das Edle und Vollkommene zu ſtudiren. — Machen Sie fort, meine Herren!“

Er ſetzte ſich, warf die Naſe empor und die Künſtler fingen wieder an fleißig zu arbeiten.

„Ich pflege dieſe Zeit zu benutzen,“ fuhr er fort, „um mir von meinem Secretair die Liebeserklärungen,

Liebesseufzer, Liebesklagen, die Drohungen eifersüchtiger Ehemänner, und die Herausforderungen zurückgesetzter Liebhaber vorlesen zu lassen. Wenn Sie erlauben, setze ich diese Beschäftigung fort. — Weiter Germain! Welch ein Brief ist das?"

Der Secretair saß an einem Schreibtisch voller Briefe und Papiere und berichtete:

„Ein neues Unglück. Ein trostloses Elternpaar betrauert den Verlust einer einzigen Tochter, welche mit ihrer Hände Arbeit sie ernährte und die Stütze und Freude ihres Alters war. Seit Kurzem war sie still und niedergeschlagen. Doch arbeitete sie Tag und Nacht und gönnte sich kaum eine Erholung. Nur wenn Parade oder ein Manoeuver war, oder die Cavalerie exercirte, verließ sie das Haus bei jeglicher Witterung, mochte es regnen oder stürmen. Vor vier Tagen, als die Husaren mit den neuen carmoisinrothen Mützen Parade machten, sah man sie in den ersten Reihen der Zuschauer auf dem Schloßplatze. Sie kam nicht wieder nach Hause, und gestern spülten die Wellen ihren entseelten Leichnam an's Ufer. Die verwaisten Eltern, die jetzt allem Mangel preis gegeben sind, wenden sich in dieser unterthänigen Bittschrift an den Herrn Rittmeister, der ja die schuldlose Ursache dieses Unglücks ist, und flehen um eine geringe Unterstützung."

„Die Anzahl der hülflos hinterbleibenden Eltern, Geſchwiſtern und Waiſen mehrt ſich jetzt täglich. Ich darf dergleichen durch Unterſtützung nicht aufmuntern.“

„Aber die Unglückliche ſah Sie in der ungariſchen Mütze mit dem Reiherbuſch,“ wandte Ida ein. „So etwas rechtfertigt einen Selbſtmord.“

„Mein Fräulein! Erſt geſtern entleibte ſich ſchon wieder eine Comteſſe, weil ich ſie in einer Cotillontour dreimal verirt hatte. Nicht einmal das kann man überleben. — Germain, fahre fort!“

„Valentine, die hübſche Putzmacherin, meldet, daß ſie ein Ball-Leibchen erfunden, welches entſprechend den Bedürfniſſen der Zeit, nach paſſenden Coſtümen für Polka und ungariſche Tänze, durch Schnitt, Farbe und Beſatz auf die zarteſte Weiſe an die Gardehuſaren-Uniform erinnere. Die Erfinderin wünſcht, im Vertrauen auf ihren ſchönen Wuchs, ſich dem gnädigen Herrn in einem Leibchen à la Roſenlaub, vor Veröffentlichung dieſer neuen Mode vorſtellen zu dürfen.“

„Dieſe Mode wird unſtreitig Furore machen!“ meinte Ida.

„Schreibe ihr,“ ſchnarrte der Rittmeiſter, „daß mein Jean auch Gardehuſar iſt, und daß die Bitt-

ſtellerin ſich mit ſolchen Geſuchen an meinen Burſchen wenden möge. — Weiter!“

„Die Prinzeſſin Bianetta meldet ſehr kauderwelſch, daß ſie im Beſitz eines herrlichen cararischen Marmorblockes iſt, den ſie von dem göttlichen Gepräge Ihres Bildes beſeelt zu haben wünſcht. Sie fragt hiemit an, ob der divino maestro Heuſchreck kommen darf, Ihre gräflichen Gnaden auszuhauen.“

„Meinetwegen! Ich habe nichts dawider.“

Ida fügte hinzu: „Ihr Bild beſeelt ihr Herz, warum nicht auch ihren Block.“

Germain fuhr fort: „Comteſſe Elvira will nicht glauben, daß Sie gänzlich aufgehört haben ſie zu lieben. Sie hat Ihnen ihr Herz geweiht, welches keinen Raum mehr hat für einen anderen. Sie hofft immer noch durch ihre Treue Sie zu rühren und durch ihre Beharrlichkeit Sie wieder zu gewinnen.“

„Ach was! Ich habe ſie geliebt, das muß ihr genügen, und die Erinnerung der Augenblicke, wo ich zu ihren Füßen lag, muß ihr Zeitlebens zum Troſt gereichen, wenn ſie mich ſo liebt wie ich es verdiene. Ich kann nicht immer und ewig ein und dieſelbe lieben. Jetzt kommt eine andere an die Reihe. Sie, mein Fräulein, ich habe bereits um Ihre Hand angehalten.“

„Ich?“ fragte Ida mit Erſtaunen. — „Herr Graf! Haben ſie Mitleid mit meiner Jugend und Unerfahrenheit. Kann ich im Anſchauen eines Götterbildes an mich ſelbſt denken? Der Apoll von Belvedere iſt das freie Geſchenk göttlicher Begeiſterung an die ganze Menſchheit. Ich wage nicht ſo erhabene Vollkommenheit mit dem Wunſche zu betrachten, ſie als mein ausſchließliches Eigenthum zu beſitzen.“

„Ja!“ lächelte der Rittmeiſter ſelbſtgefällig. „So will ich geliebt ſein. Ohne Leidenſchaft, ohne Eiferſucht. So lieben nur Engel und ich kenne nur einen, der heißt Ida.“

„So werden nur Huſaren-Rittmeiſter geliebt,“ erwiederte Ida. „Ich kenne nur einen, er heißt Roſenlaub.“

„Mädchen!“ rief der Rittmeiſter und warf ſich ihr zu Füßen. — „Du biſt die Zierde deines Geſchlechts, ich bete dich an.“

„Was ſehe ich!“ rief Ida: „Der ſchöne Huſaren-Officier zu meinen Füßen? Zu Hülfe! Luft! Ich ſterbe! Die Freude tödtet mich!“

Sie ſpielte ihre Rolle ſo gut, daß der Rittmeiſter voller Beſorgniß aufſprang, um ſie in ſeine Arme aufzufangen, und in ſeiner Beſtürzung weiter nichts zu ſagen vermochte, als „Püppchen! Püppchen!

Püppchen! Püppchen!“ In dem Augenblick aber, wo er ſie zu umſchlingen gedachte, ſchlug ſie ein helles Gelächter auf, und das Schloß mit allen Spiegeln, Künſtlern, Mädchen und Frauen ſtob in alle Winde, der ſchöne Rittmeiſter ward wieder gelb und blatternarbig, wie immer. Er griff wüthend nach ſeinem Säbel — aber ach, es war ſein Galla-Säbel und wollte nicht aus der Scheide.

„Ich gratulire, Fräulein!“ trat Lin-Yang zu Ida. „Auch den ſchönen Rittmeiſter ſind Sie los. Statt Ihres Viergeſpanns müſſen Sie in Zukunft mit zweien fahren.“

„Denk nur, Lin-Yang,“ viermal hinter einander ſagte er Püppchen und ſeine herokſche Naſe ſtolperte alle Mal an dem Doppel-P und wollte nicht hinüber. — Mein böſes Schickſal legte ihm dieſes unglücklichſte aller Worte in den Mund. Ich ſoll einmal nicht comme il faut ſein. Meine beiden ergötzlichſten Anbeter ſind mir zu Waſſer geworden, und aus dem Paſtor und dem Lord mache ich mir ſo gar viel nicht. Jetzt aber muß ich ſie feſthalten, damit ich nicht in den Ruf eines Ungeheuers komme, mit dem kein Umgehen iſt. Ach, Lin-Yang, wie ſchön

wäre es hier oben, wenn ich nur lachen dürfte. Doch ſchon auf Erden konnte ich das Lachen nicht laſſen; was ſoll nun erſt in der Luft aus mir werden?"

„Kehren wir zum Schloſſe des Gerechten zurück; vielleicht iſt der Herr Paſtor jetzt zu Hauſe und dort können Sie lachen ſo viel Sie wollen!"

Als ſie näher kamen, vernahmen ſie das lärmende Getöſe und das laute, ſummende Durcheinanderbeten und Schreien einer ganzen Judengemeinde.

„Horch!" rief Ida fröhlich, „der Herr Paſtor iſt zu Hauſe."

Der Pförtner riß die Thür weit auf. „Willkommen, Fräulein, willkommen! Der Herr Paſtor wird ſich ſehr freuen. Er iſt in der Synagoge."

„In der Synagoge? Was macht er da?"

„Er bekehrt die Juden."

„Wie fängt er das an?"

„Er beweiſt ihnen, daß Jeſus Chriſtus der wahre Meſſias ſei."

„Das wiſſen die Juden nicht?"

„Sie wiſſen es wohl, aber ſie glauben, er ſei nicht der rechte und warten immer noch auf einen anderen Meſſias."

„Das iſt abgeſchmackt von den Juden. Meſſias bleibt Meſſias. Man muß nehmen, was da iſt, ſo weiß man was man hat. Aber man kann nicht wiſſen, was kommen wird, und wenn unſer Meſſias den ausverſchämten Juden noch nicht gut genug iſt, dann wird ihrer erſt vollends nichts taugen.“

In der Synagoge erhob ſich plötzlich ein furchtbares Getöſe. Es war ein Krachen, Poltern und wildes Durcheinandertoben, als würde das Oberſte zu unterſt gekehrt.

Ida hielt ſich die Ohren zu und rief: „Das iſt nicht zum Aushalten.“

Der Pförtner ſprach: „Es iſt vollbracht. Die Juden ſind bekehrt. Sie zertrümmern jetzt Altar und Bundeslade, zerreißen ihr Geſetz- und Gebetbuch. — Ach, Fräulein, welch' ein Augenblick, wenn eine ganze Judengemeinde mit Vorſtehern und Rabbinen, Vorſängern und Küſtern, mit Prieſtern, Leviten und Iſraeliten ihre tauſendjährigen Irrthümer bereut und in ungeſtümer Zerknirſchung ſich zur Taufe drängt. O, gehen Sie hinein und ſchauen Sie!“

„Nein,“ verſetzte Ida unwillig, „ich mag in keine Judenſchule.“

„Wollen Sie einſtweilen in den Speiſeſaal treten?“ fragte der Pförtner und öffnete die Thür.

„Nein, das „P“ iſt weit excluſiver. Ich habe es von dieſer Naſe gelernt. Denn wenn der ſchöne Rittmeiſter: Paris, Parade, Petersburg ſagt, oder wo ſein martialiſcher Discours ſonſt auf irgend ein „P“ ſtößt, gewinnt ſeine ariſtokratiſche Naſe, ſo kitzlich vornehme, ſo nieſend diſtinguirte Züge, daß man nicht umhin kann, ihr „Zur Geſundheit“ zu wünſchen.“

Ida lachte.

„Aber, Fräulein!“

„Fürchte nichts. Ich werde den ſchönen Rittmeiſter in ſeinem Schloſſe glücklich machen.“

Die Vorhalle war voll nieblicher junger Mädchen und ſchöner ſtolzer Frauen, welche ſeufzten und ſchmachteten und betrübt und troſtlos waren. Der ſchöne Rittmeiſter wollte ſich nicht ſprechen laſſen und Jean, ſein Burſche, ſtand vor der Thür des Salons und fluchte:

„Das iſt um die Schwerenoth zu kriegen. So gehen die Fliegen nach dem Streuzucker. Zwanzig jagt man weg und hundert kommen wieder!“

Aber Ida wollte ſich hier nicht abweiſen laſſen, wie im Schloſſe des Gerechten, und befahl ihm, ſie ſogleich zu melden.

„Oho!“ verſetzte Jean, „wer ſind Sie denn, Sie kleine bürgerliche Prinzeſſin? Noch ganz Andere als Sie müſſen hier wieder umkehren. Hier kommen Fürſtinnen und Comteſſen, werfen ſich uns zu Füßen und flehen um Gottes = Himmelswillen um unſere Gegenliebe. Allein was ſollen wir machen, wir ſind nur ein Einzelner und können nicht alle Frauen glücklich machen.“

Ida zog ihre Börſe.

„Laſſen Sie ſtecken, Mamſellchen! Ja! wenn ich Geld nehmen dürfte! — Wie manche reiche Wittwe hat mir ſchon zehn Louisd'or geboten, wenn ſie nur ein einziges Mal den Dollman des Herrn Rittmeiſters küſſen könnte. Wenn ich nur ſeine ausgerauchten Cigarrenſtummel, ſeine durchgebiſſenen Pfeifenſpitzen verkaufen dürfte, ſo würde ich mit Ihrem Herrn Vater nicht tauſchen. Dürfte ich nur die Schnitzel ſammeln, wenn er ſich das Haar ſchneiden läßt; ich könnte für jede Locke ein Rittergut bekommen. Aber der Herr Rittmeiſter ſind ſo eigen. Nichts, gar nichts laſſen Sie von ſich; nicht einmal einem Bettler reichen Sie ein Allmoſen, weil es Ihnen begegnet iſt, daß eine hochſtehende Dame den Pfennig, den Sie einem Bettler ſchenkten, gegen ein Goldſtück eintauſchte, ein Loch hineinſchlug, um ihn als Reliquie

von dem himmliſchen Huſaren-Officier ewig an ihrem Buſen zu tragen. Gehen Sie nach Hauſe, Mamſellchen. Der Herr Rittmeiſter haben eben Toilette gemacht, Sie tragen heute Ihre Galla-Uniform. Das iſt zu verführeriſch für ein junges Mädchen; das können Sie nicht aushalten. Setzen Sie ſich der Gefahr nicht aus, thun Sie es Ihren Eltern nicht zu Leide, um ſeinetwillen den Verſtand zu verlieren.“

Aber eine ſchnarrende Stimme erhob ſich im Saale. — „Jean, du Rindvieh! Biſt du des Teufels! Was machſt du wieder für Eſelsſtreiche! Ich werde dich fuchteln, du Lümmel! Das iſt ja die kleine Millionärin, die ich auserſehen habe, ſie durch meine Hand zu beglücken.“

Jean war wie vom Donner gerührt. „Nehmen Sie es nur um Gotteswillen nicht übel,“ ſtammelte er und öffnete ihr demüthig die Thür.

Die niedlichen jungen Mädchen, die ſchönen ſtolzen Frauen betrachteten mit Erſtaunen, Neid und Eiferſucht die lächelnde Nebenbuhlerin, welche Allen den Rang abgewonnen hatte.

Der Rittmeiſter war nicht wieder zu erkennen. Nicht etwa weil er ſeine Galla-Uniform trug, ſondern weil er in ſeinem Luftſchloſſe ein ganz anderes Anſehen hatte. Er war nicht gelb und blatternarbig, ſondern weiß wie gebleichtes Wachs, mit Wangen, roth wie Roſen. Seine Augen waren übertrieben groß und unnatürlich kornblau; ſein Mund unverhältnißmäßig klein und purpurfarbig. Sein hellblondes Haar war kraus wie Wolle und die wohlgekämmten Löckchen vollendeten ſeine Aehnlichkeit mit einer Weihnachtspuppe. Es ſchien, als habe der ſchöne Rittmeiſter alle ſeine Reize in einer Spielzeugbude zuſammengekauft.

Dieſes würde Ida ſchon gefallen haben, aber die großen Wandſpiegel, womit der Saal über und über geſchmückt war, gaben vielfältig ſein Bild gelb und blatternarbig, wie er gewöhnlich ausſah, zurück. Er aber ſchien ſo verblendet von ſeinen eingebildeten Reizen, daß er allen Spiegeln Lügen ſtrafte, wie unaufhörlich er auch mit ihnen liebäugelte.

Rings um ihn her bildeten Künſtler aller Art einen Halbkreis: Maler vor ihren Staffeleien, Bildner, welche in Thon boſſirten, Steinzeichner, Kupferſtecher u. ſ. w. Alle waren bemüht, den ſchönen Huſaren-Officier en face, demiface oder en profil,

je nach der Anſicht, welche er ihnen bot, zu portraitiren. — Er wandte ſich zu Ida:

„Eine ſchöne Figur zu haben iſt in heutiger Zeit eine Plage. Die Künſtler haben keine Phantaſie mehr und wollen Alles nach der Natur zeichnen. Da ſehen Sie nur, wie ich in Anſpruch genommen werde. Alle Welt will mein Portrait haben. Ich laſſe mich alle Tage malen, boſſiren, auf Stein zeichnen, in Kupfer oder Stahl ſtechen; allein was hilft das? Ich ſehe einen Tag bläſſer, den andern wohler aus. Ich ſtutze meinen Schnurrbart, ſchneide mir das Haar, gleich iſt mein Bild nicht ganz ähnlich mehr und es fehlt ihm das mir eigenthümliche „je ne sais quoi.“ Nun kommen die hohen Perſonen mit ihren Capricen und wollen mich bald in dieſem, bald in jenem Coſtüme beſitzen. Die Kunſthändler verlangen mich als Apoll, Endimion, Paris oder Bacchus. Und endlich muß man auch die Kunſt fördern und jungen Künſtlern Gelegenheit geben, das Edle und Vollkommene zu ſtudiren. — Machen Sie fort, meine Herren!“

Er ſetzte ſich, warf die Naſe empor und die Künſtler fingen wieder an fleißig zu arbeiten.

„Ich pflege dieſe Zeit zu benutzen,“ fuhr er fort, „um mir von meinem Secretair die Liebeserklärungen,

Laut lachend wollte ſie aus dem Schloſſe. Im Tanzſaal aber ging es wild und luſtig zu, man jauchzte, muſicirte und tanzte und ſtampfte mit den Füßen den Tact dazu.

„Wäre das etwa die Prüfung, welche der Herr Paſtor mir angedroht?“ dachte Ida, „dann wäre am Beſten, ich ginge ſtill vorüber. Doch nein, das vermag ich nicht. Ich muß doch durchaus wiſſen, was drinnen los iſt.“

Der Tanzſaal war voll Bauern und Bäuerinnen, die nach ihrer Weiſe ſich im Kreiſe ſchwangen, jauchzten und mit den Tüchern wehten. Doch bei Ida's Erſcheinung ſtockte plötzlich der Tanz, die Burſche ließen ihre Mägde, eilten auf ſie zu, blieben mit offenem Munde vor ihr ſtehen und ſtaunten ſie groß an. Auch die Mägde drängten ſich herzu und ſchrien verwundert:

„Ach, wie das ſchimmert und flimmert! — Ach, wie das glänzt und funkelt! — Ach, wie das blitzt und leuchtet! — Und welche niedlichen Füßchen, und welche allerliebſte Schuhe!“

Und einſtimmig riefen zuletzt Burſche und Mägde: „Tanzen Sie! Tanzen Sie! — Platz! Platz!“

Der Kreis öffnete ſich, Alles trat auf die Seite und Ida, welche ſich in einem gegenüberhängenden

„Die Anzahl der hülflos hinterbleibenden Eltern, Geschwistern und Waisen mehrt sich jetzt täglich. Ich darf dergleichen durch Unterstützung nicht aufmuntern.“

„Aber die Unglückliche sah Sie in der ungarischen Mütze mit dem Reiherbusch,“ wandte Ida ein. „So etwas rechtfertigt einen Selbstmord.“

„Mein Fräulein! Erst gestern entleibte sich schon wieder eine Comtesse, weil ich sie in einer Cotillontour dreimal verirt hatte. Nicht einmal das kann man überleben. — Germain, fahre fort!“

„Valentine, die hübsche Putzmacherin, meldet, daß sie ein Ball-Leibchen erfunden, welches entsprechend den Bedürfnissen der Zeit, nach passenden Costümen für Polka und ungarische Tänze, durch Schnitt, Farbe und Besatz auf die zarteste Weise an die Gardehusaren-Uniform erinnere. Die Erfinderin wünscht, im Vertrauen auf ihren schönen Wuchs, sich dem gnädigen Herrn in einem Leibchen à la Rosenlaub, vor Veröffentlichung dieser neuen Mode vorstellen zu dürfen.“

„Diese Mode wird unstreitig Furore machen!“ meinte Ida.

„Schreibe ihr,“ schnarrte der Rittmeister, „daß mein Jean auch Gardehusar ist, und daß die Bitt-

ſtellerin ſich mit ſolchen Geſuchen an meinen Burſchen wenden möge. — Weiter!“

„Die Prinzeſſin Bianetta meldet ſehr kauderwelſch, daß ſie im Beſitz eines herrlichen cararischen Marmorblockes iſt, den ſie von dem göttlichen Gepräge Ihres Bildes beſeelt zu haben wünſcht. Sie fragt hiemit an, ob der divino maestro Heuſchreck kommen darf, Ihre gräflichen Gnaden auszuhauen.“

„Meinetwegen! Ich habe nichts dawider.“

Ida fügte hinzu: „Ihr Bild beſeelt ihr Herz, warum nicht auch ihren Block.“

Germain fuhr fort: „Comteſſe Elvira will nicht glauben, daß Sie gänzlich aufgehört haben ſie zu lieben. Sie hat Ihnen ihr Herz geweiht, welches keinen Raum mehr hat für einen anderen. Sie hofft immer noch durch ihre Treue Sie zu rühren und durch ihre Beharrlichkeit Sie wieder zu gewinnen.“

„Ach was! Ich habe ſie geliebt, das muß ihr genügen, und die Erinnerung der Augenblicke, wo ich zu ihren Füßen lag, muß ihr Zeitlebens zum Troſt gereichen, wenn ſie mich ſo liebt wie ich es verdiene. Ich kann nicht immer und ewig ein und dieſelbe lieben. Jetzt kommt eine andere an die Reihe. Sie, mein Fräulein, ich habe bereits um Ihre Hand angehalten.“

„Ich?“ fragte Ida mit Erſtaunen. — „Herr Graf! Haben ſie Mitleid mit meiner Jugend und Unerfahrenheit. Kann ich im Anſchauen eines Götterbildes an mich ſelbſt denken? Der Apoll von Belvedere iſt das freie Geſchenk göttlicher Begeiſterung an die ganze Menſchheit. Ich wage nicht ſo erhabene Vollkommenheit mit dem Wunſche zu betrachten, ſie als mein ausſchließliches Eigenthum zu beſitzen.“

„Ja!“ lächelte der Rittmeiſter ſelbſtgefällig. „So will ich geliebt ſein. Ohne Leidenſchaft, ohne Eiferſucht. So lieben nur Engel und ich kenne nur einen, der heißt Ida.“

„So werden nur Huſaren-Rittmeiſter geliebt,“ erwiederte Ida. „Ich kenne nur einen, er heißt Roſenlaub.“

„Mädchen!“ rief der Rittmeiſter und warf ſich ihr zu Füßen. — „Du biſt die Zierde deines Geſchlechts, ich bete dich an.“

„Was ſehe ich!“ rief Ida: „Der ſchöne Huſaren-Officier zu meinen Füßen? Zu Hülfe! Luft! Ich ſterbe! Die Freude tödtet mich!“

Sie ſpielte ihre Rolle ſo gut, daß der Rittmeiſter voller Beſorgniß aufſprang, um ſie in ſeine Arme aufzufangen, und in ſeiner Beſtürzung weiter nichts zu ſagen vermochte, als „Püppchen! Püppchen!

Püppchen! Püppchen!“ In dem Augenblick aber, wo er ſie zu umſchlingen gedachte, ſchlug ſie ein helles Gelächter auf, und das Schloß mit allen Spiegeln, Künſtlern, Mädchen und Frauen ſtob in alle Winde, der ſchöne Rittmeiſter ward wieder gelb und blatternarbig, wie immer. Er griff wüthend nach ſeinem Säbel — aber ach, es war ſein Galla-Säbel und wollte nicht aus der Scheide.

„Ich gratulire, Fräulein!“ trat Lin-Yang zu Ida. „Auch den ſchönen Rittmeiſter ſind Sie los. Statt Ihres Viergeſpanns müſſen Sie in Zukunft mit zweien fahren.“

„Denk nur, Lin-Yang,“ viermal hinter einander ſagte er Püppchen und ſeine heroiſche Naſe ſtolperte alle Mal an dem Doppel-P und wollte nicht hinüber. — Mein böſes Schickſal legte ihm dieſes unglücklichſte aller Worte in den Mund. Ich ſoll einmal nicht comme il faut ſein. Meine beiden ergötzlichſten Anbeter ſind mir zu Waſſer geworden, und aus dem Paſtor und dem Lord mache ich mir ſo gar viel nicht. Jetzt aber muß ich ſie feſthalten, damit ich nicht in den Ruf eines Ungeheuers komme, mit dem kein Umgehen iſt. Ach, Lin-Yang, wie ſchön

wäre es hier oben, wenn ich nur lachen dürfte. Doch ſchon auf Erden konnte ich das Lachen nicht laſſen; was ſoll nun erſt in der Luft aus mir werden?"

„Kehren wir zum Schloſſe des Gerechten zurück; vielleicht iſt der Herr Paſtor jetzt zu Hauſe und dort können Sie lachen ſo viel Sie wollen!"

Als ſie näher kamen, vernahmen ſie das lärmende Getöſe und das laute, ſummende Durcheinanderbeten und Schreien einer ganzen Judengemeinde.

„Horch!" rief Ida fröhlich, „der Herr Paſtor iſt zu Hauſe."

Der Pförtner riß die Thür weit auf. „Willkommen, Fräulein, willkommen! Der Herr Paſtor wird ſich ſehr freuen. Er iſt in der Synagoge."

„In der Synagoge? Was macht er da?"

„Er bekehrt die Juden."

„Wie fängt er das an?"

„Er beweiſt ihnen, daß Jeſus Chriſtus der wahre Meſſias ſei."

„Das wiſſen die Juden nicht?"

„Sie wiſſen es wohl, aber ſie glauben, er ſei nicht der rechte und warten immer noch auf einen anderen Meſſias."

„Das ist abgeschmackt von den Juden. Messias bleibt Messias. Man muß nehmen, was da ist, so weiß man was man hat. Aber man kann nicht wissen, was kommen wird, und wenn unser Messias den ausverschämten Juden noch nicht gut genug ist, dann wird ihrer erst vollends nichts taugen.“

In der Synagoge erhob sich plötzlich ein furchtbares Getöse. Es war ein Krachen, Poltern und wildes Durcheinandertoben, als würde das Oberste zu unterst gekehrt.

Ida hielt sich die Ohren zu und rief: „Das ist nicht zum Aushalten.“

Der Pförtner sprach: „Es ist vollbracht. Die Juden sind bekehrt. Sie zertrümmern jetzt Altar und Bundeslade, zerreißen ihr Gesetz- und Gebetbuch. — Ach, Fräulein, welch' ein Augenblick, wenn eine ganze Judengemeinde mit Vorstehern und Rabbinen, Vorsängern und Küstern, mit Priestern, Leviten und Israeliten ihre tausendjährigen Irrthümer bereut und in ungestümer Zerknirschung sich zur Taufe drängt. O, gehen Sie hinein und schauen Sie!“

„Nein,“ versetzte Ida unwillig, „ich mag in keine Judenschule.“

„Wollen Sie einstweilen in den Speisesaal treten?“ fragte der Pförtner und öffnete die Thür.

Hier saßen Handwerker und Tagelöhner mit ihren Frauen und Kindern im besten Sonntagsstaate um eine große, lange Tafel, aber ihre Teller und Gläser waren leer und in Erwartung der Speisen spielten sie ungeduldig mit Messern und Gabeln.

Auf einem Seitentische dampften große Braten und Schüsseln voll Gemüse. Aber nur zwei Aufwärter zerlegten das Fleisch und theilten die Portionen ein, und waren so ungeschickt und träge, daß sie nicht fertig werden konnten.

„Die armen Kindlein!“ dachte Ida, „wie lüstern sie nach den Speisen schielen, und die Männer und Frauen, wie bleich und finster schauen sie drein! Verlangt ihnen so sehr nach diesen gewöhnlichen Gerichten, die ich verwöhntes Kind wohl stehen ließe? — Die Aermsten! Ich glaube, sie sind heißhungrig!“

Das Mitleid stimmte sie trübe und die Männer an der Tafel, die sie gewahrten, sprachen unter einander:

„Sieh da! das liebe Mamsellchen, warum sie wohl so traurig ist? Wünscht sie etwa mit uns zu speisen? — Treten Sie näher, Mademoiselle, wenn Ihnen unser Mahl nicht zu schlecht ist. Wir wollen schon zusammenrücken, damit Sie auch noch Platz finden. An Speise und Trank fehlt es hier nicht. Aber Geduld muß man haben.“

„Ich bin nicht gekommen, Euer Mahl zu theilen,“ entgegnete Ida, „ſondern um den Aufwärtern beizuſtehen, denn Ihr ſeid zahlreich und zwei Hände mehr werden nicht von Ueberfluß ſein.“

Sie trat an den Schenktiſch, zerlegte in aller Geſchwindigkeit einen Braten, reichte die Schüſſel dem Nächſten und ſprach: „Bedienen Sie ſich und geben Sie weiter.“ Ebenſo machte ſie es mit den anderen Speiſen; die Gäſte griffen zu und bald waren alle Teller voll und alle Kinnladen in Arbeit. Auch die Flaſchen öffnete ſie und ſchenkte ringsum an der Tafel die Gläſer voll. Zu den Aufwärtern, die bei ihrem trägen Schlendrian blieben, ſprach ſie: „Rührt Euch, Ihr Tagediebe. Seht zu, wie ich es mache, damit Ihr etwas lernt.“

„Das glaube ich!“ ſprachen die dankbaren Gäſte. „Was aus ſolchen niedlichen Händen kommt, muß ſchon ſchmecken.“ Und einer derſelben fügte hinzu: „Mamſellchen! Sie geben ſich ſo viele Mühe! Thun Sie uns auch einmal Beſcheid. Wenn Sie unſeren Wein nur koſten, ſo ſchmeckt er gleich beſſer.“

„Du Tölpel!“ verſetzte ein anderer. „Wie kannſt du einem ſo feinen Dämchen nur zumuthen, daß ſie von unſerm Weine trinke, da ſie ohne Zweifel eines Beſſeren gewohnt iſt?“

„Nein, meine Freunde!“ rief Ida. „Ich trinke gern mit Euch ein Tröpfchen Wein: — Auf das Wohl unſeres edlen Gaſtgebers! Es iſt ein würdiger Diener Gottes.“

Das ließen ſich die Gäſte nicht zweimal ſagen, ſie erhoben ihre Gläſer und wiederholten: „Auf das Wohl unſeres edlen Gaſtgebers! Er iſt ein würdiger Diener Gottes.“

Da erhob ſich plötzlich eine geübte Kanzelſtimme: „Ja, ich bin ein edler Gaſtgeber; denn ich ſpende das Brot des Lebens. Ja, ich bin ein würdiger Diener Gottes, denn ich ſchenke den Wein des Herrn.“ — Und der kleine Paſtor ſtand da, die blonden Haare glatt geſcheitelt, und die ſchielenden Augen fromm zum Himmel gehoben. Seiner Gewohnheit nach war er leiſe und unhörbar eingetreten.

„Geliebte Brüder und Schweſtern!“ fuhr er fort. „Habt Ihr auch gebetet, ehe Ihr Euch zu Tiſche ſetztet? Erſt ſorgt man für die Seele, dann für den Leib. Denn die Seele iſt der Odem Gottes, aber der Leib iſt nur das Wohnhaus derſelben, welches ſtets blank und ſauber gehalten werden muß, damit der Hauch Gottes in ſeinem Palaſte ſich wohl fühle. Habt Ihr Eure Geſangbücher mitgebracht? Schlagt auf das hundertzwölfte Lied:

„Mich hungert nicht nach Erdenspeise,
Mich dürstet nicht nach Traubenblut.“

Die Gäste hatten Messer und Gabel hingelegt, und begnügten sich die Speisen mit den Augen zu verschlingen. Ida begann:

„Herr Pastor! die guten Leute haben kaum ihr Mahl begonnen. Denn wenn man so viele Gäste ladet, muß man auch mehr als zwei Aufwärter bestellen, und Leute wählen, welche die Bedienung verstehen. Die Ihrigen machen ihrer Herrschaft keine Ehre und ich habe hier alles erst einrichten müssen. Sollen die Speisen nun kalt werden? — Meine Lieben,“ wandte sie sich an die Tischgesellschaft, „wollt Ihr mir dankbar sein, so greift zu und laßt es Euch schmecken.“

Die Tischgäste griffen wieder nach Messer und Gabel. Aber der Pastor rief mit lauter Stimme:

„Ihr Hungrigen, kommt zu mir, ich will Euch speisen! Ihr Durstigen, kommt zu mir, ich will Euch laben!“ —

Augenblicklich legten Alle wieder Messer und Gabel hin und der Pastor fuhr, zu Ida gewendet, fort:

„Siehe! Ich kann nicht so, wie du, mit Anmuth und Geschick die vollen Schüsseln herumreichen; ich kann nicht so, wie du, liebreich und geschmeidig rings umher die Gläser füllen. Doch wisse, Tochter des

reichen Mannes, die Speiſe, die ich bringe, iſt köſtlicher, als alle Leckereien an der Tafel deines Vaters. Jetzt gehe zu dieſen hier und ſprich mit deinem ſchmelzenden Stimmchen: „Hungert Euch? Hier iſt Speiſe.“ Zeige ihnen dein feines Angeſicht und lächle: „Dürſtet Euch? Hier iſt Wein!“ Und ſtehe beſchämt, wenn dieſe Armen, welche Arbeit und Entbehrung kennen, im Angeſicht dampfender Schüſſeln, wonach ihnen der Mund wäſſert, das Wort des Herrn vorziehn jeder irdiſchen Speiſe.“

Ida verneigte ſich: „Das alſo iſt das Gaſtmahl, was ſie geben? Da freilich tauge ich nicht zur Bedienung und ihre Aufwärter ſind an ihrem Platze, die ungeſchickteſten, welche je eine Serviette unter dem Arm hatten.“ — Sie wandte ſich zur Thür. —

„Geh! Geh! Tochter des reichen Mannes!“ rief der Paſtor, „die du lüſtern an die reichbeſetzte Tafel deines Vaters trittſt und überſättigt, ohne Dankgebet ſie verläſſeſt. — Wiſſe aber, ehe du das Haus des Gerechten hinter dir haſt, harret deiner eine neue Prüfung, und in deiner ganzen Eitelkeit und Weltluſt ſollſt du dich kennen lernen.“ —

„Ich danke für die Warnung,“ lächelte Ida, „und werde auf meiner Hut ſein.“

Laut lachend wollte ſie aus dem Schloſſe. Im Tanzſaal aber ging es wild und luſtig zu, man jauchzte, muſicirte und tanzte und ſtampfte mit den Füßen den Tact dazu.

„Wäre das etwa die Prüfung, welche der Herr Paſtor mir angedroht?“ dachte Ida, „dann wäre am Beſten, ich ginge ſtill vorüber. Doch nein, das vermag ich nicht. Ich muß doch durchaus wiſſen, was drinnen los iſt.“

Der Tanzſaal war voll Bauern und Bäuerinnen, die nach ihrer Weiſe ſich im Kreiſe ſchwangen, jauchzten und mit den Tüchern wehten. Doch bei Ida's Erſcheinung ſtockte plötzlich der Tanz, die Burſche ließen ihre Mägde, eilten auf ſie zu, blieben mit offenem Munde vor ihr ſtehen und ſtaunten ſie groß an. Auch die Mägde drängten ſich herzu und ſchrien verwundert:

„Ach, wie das ſchimmert und flimmert! — Ach, wie das glänzt und funkelt! — Ach, wie das blitzt und leuchtet! — Und welche niedlichen Füßchen, und welche allerliebſte Schuhe!“

Und einſtimmig riefen zuletzt Burſche und Mägde: „Tanzen Sie! Tanzen Sie! — Platz! Platz!“

Der Kreis öffnete ſich, Alles trat auf die Seite und Ida, welche ſich in einem gegenüberhängenden

Hier saßen Handwerker und Tagelöhner mit ihren Frauen und Kindern im besten Sonntagsstaate um eine große, lange Tafel, aber ihre Teller und Gläser waren leer und in Erwartung der Speisen spielten sie ungeduldig mit Messern und Gabeln.

Auf einem Seitentische dampften große Braten und Schüsseln voll Gemüse. Aber nur zwei Aufwärter zerlegten das Fleisch und theilten die Portionen ein, und waren so ungeschickt und träge, daß sie nicht fertig werden konnten.

„Die armen Kindlein!“ dachte Ida, „wie lüstern sie nach den Speisen schielen, und die Männer und Frauen, wie bleich und finster schauen sie drein! Verlangt ihnen so sehr nach diesen gewöhnlichen Gerichten, die ich verwöhntes Kind wohl stehen ließe? — Die Aermsten! Ich glaube, sie sind heißhungrig!“

Das Mitleid stimmte sie trübe und die Männer an der Tafel, die sie gewahrten, sprachen unter einander: „Sieh da! das liebe Mamsellchen, warum sie wohl so traurig ist? Wünscht sie etwa mit uns zu speisen? — Treten Sie näher, Mademoiselle, wenn Ihnen unser Mahl nicht zu schlecht ist. Wir wollen schon zusammenrücken, damit Sie auch noch Platz finden. An Speise und Trank fehlt es hier nicht. Aber Geduld muß man haben.“

„Ich bin nicht gekommen, Euer Mahl zu theilen,“ entgegnete Ida, „ſondern um den Aufwärtern beizuſtehen, denn Ihr ſeid zahlreich und zwei Hände mehr werden nicht von Ueberfluß ſein.“

Sie trat an den Schenktiſch, zerlegte in aller Geſchwindigkeit einen Braten, reichte die Schüſſel dem Nächſten und ſprach: „Bedienen Sie ſich und geben Sie weiter.“ Ebenſo machte ſie es mit den anderen Speiſen; die Gäſte griffen zu und bald waren alle Teller voll und alle Kinnladen in Arbeit. Auch die Flaſchen öffnete ſie und ſchenkte ringsum an der Tafel die Gläſer voll. Zu den Aufwärtern, die bei ihrem trägen Schlendrian blieben, ſprach ſie: „Rührt Euch, Ihr Tagediebe. Seht zu, wie ich es mache, damit Ihr etwas lernt.“

„Das glaube ich!“ ſprachen die dankbaren Gäſte. „Was aus ſolchen niedlichen Händen kommt, muß ſchon ſchmecken.“ Und einer derſelben fügte hinzu: „Mamſellchen! Sie geben ſich ſo viele Mühe! Thun Sie uns auch einmal Beſcheid. Wenn Sie unſeren Wein nur koſten, ſo ſchmeckt er gleich beſſer.“

„Du Tölpel!“ verſetzte ein anderer. „Wie kannſt du einem ſo feinen Dämchen nur zumuthen, daß ſie von unſerm Weine trinke, da ſie ohne Zweifel eines Beſſeren gewohnt iſt?“

„Nein, meine Freunde!“ rief Ida. „Ich trinke gern mit Euch ein Tröpfchen Wein: — Auf das Wohl unſeres edlen Gaſtgebers! Es iſt ein würdiger Diener Gottes.“

Das ließen ſich die Gäſte nicht zweimal ſagen, ſie erhoben ihre Gläſer und wiederholten: „Auf das Wohl unſeres edlen Gaſtgebers! Er iſt ein würdiger Diener Gottes.“

Da erhob ſich plötzlich eine geübte Kanzelſtimme: „Ja, ich bin ein edler Gaſtgeber; denn ich ſpende das Brot des Lebens. Ja, ich bin ein würdiger Diener Gottes, denn ich ſchenke den Wein des Herrn.“ — Und der kleine Paſtor ſtand da, die blonden Haare glatt geſcheitelt, und die ſchielenden Augen fromm zum Himmel gehoben. Seiner Gewohnheit nach war er leiſe und unhörbar eingetreten.

„Geliebte Brüder und Schweſtern!“ fuhr er fort. „Habt Ihr auch gebetet, ehe Ihr Euch zu Tiſche ſetztet? Erſt ſorgt man für die Seele, dann für den Leib. Denn die Seele iſt der Odem Gottes, aber der Leib iſt nur das Wohnhaus derſelben, welches ſtets blank und ſauber gehalten werden muß, damit der Hauch Gottes in ſeinem Palaſte ſich wohl fühle. Habt Ihr Eure Geſangbücher mitgebracht? Schlagt auf das hundertzwölfte Lied:

„Mich hungert nicht nach Erdenſpeiſe,
Mich dürſtet nicht nach Traubenblut.“

Die Gäſte hatten Meſſer und Gabel hingelegt, und begnügten ſich die Speiſen mit den Augen zu verſchlingen. Ida begann:

„Herr Paſtor! die guten Leute haben kaum ihr Mahl begonnen. Denn wenn man ſo viele Gäſte ladet, muß man auch mehr als zwei Aufwärter beſtellen, und Leute wählen, welche die Bedienung verſtehen. Die Ihrigen machen ihrer Herrſchaft keine Ehre und ich habe hier alles erſt einrichten müſſen. Sollen die Speiſen nun kalt werden? — Meine Lieben,“ wandte ſie ſich an die Tiſchgeſellſchaft, „wollt Ihr mir dankbar ſein, ſo greift zu und laßt es Euch ſchmecken.“

Die Tiſchgäſte griffen wieder nach Meſſer und Gabel. Aber der Paſtor rief mit lauter Stimme:

„Ihr Hungrigen, kommt zu mir, ich will Euch ſpeiſen! Ihr Durſtigen, kommt zu mir, ich will Euch laben!“ —

Augenblicklich legten Alle wieder Meſſer und Gabel hin und der Paſtor fuhr, zu Ida gewendet, fort:

„Siehe! Ich kann nicht ſo, wie du, mit Anmuth und Geſchick die vollen Schüſſeln herumreichen; ich kann nicht ſo, wie du, liebreich und geſchmeidig rings umher die Gläſer füllen. Doch wiſſe, Tochter des

tröſten, ſprach er: „Miß! Was hilft das Weinen? die Vögel ſind für Gottes freie Luft und nicht für den Käfig geſchaffen. Man ſollte Sie in einen Käfig ſperren und verhungern laſſen, damit Sie einſehen lernen, wie ſehr Sie ſich verſündigt haben.“

„Diejenigen, welche Thiere quälen, ſollen dieſelben Qualen wieder erleiden. Ei nun! Vielleicht liebt Mylord die Thiere minder, als die Grauſamkeit, welche Menſchen beſſer fühlen und fürchten können, als die vernunftloſen Thiere. Nachdem Seine Herrlichkeit Alles genoſſen hat und aller Genüſſe überdrüſſig geworden iſt, ſind ſie vielleicht auf dieſe abenteuerliche Zerſtreuung verfallen.“ —

„Schau, Lin-Yang,“ — rief Ida, plötzlich und deutete auf eine beſcheidene kleine Hütte, welche mitten unter den prahleriſchen von Zierath überladenen Paläſten ſtill und ſchmucklos dalag — „der reine Demant übertrifft an Werth oft alle Marmor- und Granitgebäude.“

„Und die ſchlichte, treue Wahrheit,“ fügte Lin-Yang hinzu, „beſchämt den hochfahrenden Irrthum und die verſchwenderiſche Lüge.“

Die Hütte war mit Schilf gedeckt und friſches Immergrün und junges Geisblatt umrankte die Wände von moſiger Baumrinde. Vor derſelben ſtand ein

ernſter, bleicher Mann und fragte mit unbeweglichen Mienen:

„Wollen Sie den Leichenſtein ſehen?“

„Den Leichenſtein?“ fragte Ida befremdet.

„Hoffnungsloſe Liebe hegt keinen anderen Wunſch,“ verſetzte der ernſte, bleiche Mann und öffnete die Hüttenthür.

Ida trat ein. Die Wände waren mit grünem Moos gefüttert, ein weicher Raſen bedeckte den Boden und ein würfelförmiger Stein in der Mitte trug die einfache Inſchrift: „Oskar.“

„Oskar!“ ſeufzte Ida.

„Ein Liebender aus dem neunzehnten Jahrhundert,“ fügte der ernſte Mann hinzu. „Ein Liebender aus jener Zeit des Eigennutzes und der Selbſtſucht. — Es klingt märchenhaft! Denn damals liebte man nur ſich und das Geld. — Es war eine wunderliche Zeit. — Alle Menſchen hatten Geſinnungen und Tendenzen und ſchienen ſich dabei ganz wohl zu fühlen. Sie gaben Feſte, ſetzten ſich an lange Tiſche, ſteckten viele Lichter an, und aßen für ihre Tendenzen, tranken für ihre Geſinnung, ließen die Freiheit und den Fortſchritt hoch leben und donnerten den Mißbrauch und die Unterdrückung zu Boden. Und einer dachte und fühlte wie der andere. Der

Adlige that als ſei er bürgerlich und der Bauer als ſei er Edelmann; der Geiſtliche als ſei er weltlich; der Kaufmann als ſei er Gelehrter; der Katholik als ſei er Proteſtant; der Jude als ſei er Chriſt. Kurz, alle Menſchen ſchienen ein Leib und eine Seele. — Aber dennoch gab es heimlich einen Unterſchied: — die „Nullen.“ — Fünf, wenigſtens vier Nullen mußte man haben, um zu den Bevorzugten zu gehören. Allein der arme Oskar hatte kaum eine Null und liebte ein Mädchen, die reiche Erbin von ſechs Nullen. Doch hatte er Talent und war ſeinem Oheim unentbehrlich. Er hoffte. — Aber Ida ſtak voller Launen und Grillen. Bald ſollte er mit ihr ſingen, bald auf dem Clavier ſie begleiten, bald ſpielen, wenn ſie tanzen wollte, bald ihr Bouquets holen, ihr Schmetterlinge haſchen und tauſend Poſſen mit ihr treiben, damit ſie nur lachen konnte. — Im Mittelalter galt es für einen Schimpf, Leib und Leben zu ſchonen. Im neunzehnten Jahrhundert aber war es ein Verbrechen, irgend wie ſeine Stellung zu compromittiren. Doch Oskar, der ritterliche Oskar, ſchonte weder ſich noch ſeine Stellung und war ſtets bereit alles zu opfern, um nur Ida's thörichten Grillen und Launen zu genügen. Zu ihrer Puppe, zu ihrer Pagode gab er ſich her, denn Ida wollte

achen. — Darüber ward er verabſchiedet, verlor ſeine Stellung, ſein Glück und ſeine Hoffnungen und — Ida lachte!"

„Nein!" das that ſie nicht!" rief Ida. „Sie nahm ſich ſeinen Verluſt tief zu Herzen."

Der ernſte Mann fuhr unerbittlich fort: — „Sein Leben war verwüſtet, ſein Glück zerſtört; nichts blieb ihm übrig als dieſe kleine Hütte hier, die er ſeit lange ſchon ſich ſorgfältig erbaut und ausgeſchmückt hatte, um fern von dem Geräuſch der Welt und ihrem verworrenen Treiben in heimlicher Einſamkeit nur der Geliebten zu leben und alle ſeine Gedanken und Gefühle ihr zu weihen."

„Wo iſt er?" ſeufzte Ida.

„Er ruht hier unter dieſem Steine und kann nicht ſelig werden, denn zu abgöttiſch hat er ſeine Ida angebetet. Selbſt im Grabe noch ſtört ſie ſeine Ruhe. Um Mitternacht, beim zwölften Schlage der Glocke, ſteigt er aus dem Sarge und ruft das Bild der Heißgeliebten vor ſeine Seele, um im Mondenſchein, ein ſüßes zärtliches Geſpenſterſtündchen mit ihr zu verkoſen. — „Horch!" rief der ernſte Mann und hob den Zeigefinger hoch, „die zwölfte Stunde ſchlägt, ich laſſe Sie allein mit ihm."

Von einem nahen Kirchthurm ſchlug es zwölf.

Langſam ſchritt der ernſte Mann zur Hütte hinaus und ließ die Thür weit offen.

Draußen war es mild und klar. Der volle Mond ſtand hell am wolkenloſen Himmel und ſchaute mitten durch die offene Thür recht freundlich in die Hütte, Er erfüllte ſie mit ſeinem Silberlicht, als ſei er recht begierig, was ſich hier begeben würde und wolle ſich nicht das Mindeſte entgehen laſſen.

Der letzte Glockenſchlag verhallte. Geräuſchlos wälzte ſich der Stein von der Gruft und Oskar erhob ſich, ſtieg aus dem Grabe und ſetzte ſich auf den Leichenſtein. Träumeriſch ſchaute er in den Mond, der ſeinen vollen Schein, wie Verklärungslicht, über die edlen Züge des Jünglings ergoß.

„Oskar!“ ſeufzte Ida.

„Da iſt ſie ſchon!“ flüſterte er lächelnd. „Es war ihre Stimme, ſüß und ſilbern wie Mondenlicht.“

„Ich bin es, Oskar! Soll ich mich zu dir ſetzen auf den Leichenſtein?“

„Thue es, Geliebte!“

„Dein Leichenſtein, Oskar, iſt recht ſchmal. Nicht einmal ein zartes Pärchen, wie wir, kann im Mondenſchein bequem darauf ſitzen. Schlinge deinen Arm um mich.“

„So ſaßen wir oft Stundenlang am Clavier.“

„Nein, Oskar, ſo hat mich dein Arm nie umſchlungen.“

„Und ſangen wir Mozart's himmliſche Melodien, ſo war mir, als könne keine Kunſt der Erde uns erreichen.“

„Nicht minder glücklich war dann Ida. Ach, Oskar! Du kennſt die Mädchen ſchlecht, wenn du glaubſt, daß diejenige, welche immer lacht, und immer muthwillig iſt, nicht auch ihre Leiden hat. Man iſt muthwillig, um nicht betrübt zu ſein, und mit dem Lachen läutet man nur die Dummheiten zu Grabe, an die man nicht weiter denken will. Warum bin ich ſchnöde, ausgelaſſen, vorlaut und mache meinen Eltern wenig Ehre? Ich könnte ja auch artig, liebenswürdig, zuvorkommend ſein! — Allein man ſoll mich nicht lieben; denn der meidet mich, von dem ich geliebt ſein möchte, und ich haſſe Jeden, der ſeine Liebe mir erklärt; weil derjenige ſchweigt, von dem ich einzig und allein das Geſtändniß hören will.“

„Heute träume ich ſüß,“ ſeufzte Oskar, glückſelig lächelnd.

„Du träumſt nicht, Oskar! Ich bin deine Ida, der du ſo manches ſchöne Sträußchen brachteſt.“

„O, wie beneidete ich die Blumen, die an deinem Buſen welken durften!“

„Und wie liebte ich dieſe Blumen! Ich bewahre ſie alle in meinem Tagebuche, und habe dabei geſchrieben, wenn ich mich damit ſchmückte und wohin ich ſie mitnahm. Und fand man, daß ich gut ſänge und ſchön tanzte, ſo ſchrieb ich es auch dabei; denn ich gefiel und du ſahſt es nicht; ich ward gelobt und du hörteſt es nicht. Allein die Blumen hörten es und ſahen es ſtatt deiner, und dieſe Blumen, dachte ich, wie welk und grau ſie auch werden, ſollen einſt dir Alles wiederſagen, wie deine Ida gefiel, und wie ſie gelobt wurde.“

„O Mädchen, wie viel Glück und Wonne geht von dir aus!“

„Auch manchen ſchönen Schmetterling haſt du mir gefangen; die ſtecken alle inwendig in den Vorhängen meines Bettes. Dort geht zwar auch ihr Flügelglanz verloren und ſie werden welk und grau wie meine Blumen; allein was thut's? Sie bleiben mir und gaukeln nicht davon. Und erwache ich Morgens, ſo fällt mein erſter Blick auf die Schmetterlinge und ich denke: „Sind die noch da, ſo flattert er mir auch nicht fort.“

„So ſüß habe ich noch nie geträumt!“

„Oskar! du machst mich böse.“

„Zürnst du mir?“

„Fast sollte ich es! Wenn wir das schöne Geschlecht sind, so seid ihr Männer das komische, und du kannst von Glück sagen, Oskar, daß du tiefblaue Augen und schwarze Locken hast und Träumerei dich kleidet; sonst würde ich deinen Tugendstolz dir nie vergeben. — Du weißt, daß ich dich liebe; ich zeige es dir täglich und stündlich — aber du willst mich nicht verstehen!“

„O könnte ich ewig so fortträumen!“

„Du träumst nicht, Oskar! Bin ich ein Traumbild? Kann ein Traumbild weinen? Weint es solche Thränen? — Sieh! Ich denke nicht groß und fühle nicht tief, aber ich denke und fühle und die stolzen Thaten hochfahrender Leidenschaft begehe ich aus Vorwitz und kindischer Einfalt. Oskar! weil man uns trennen wollte, habe ich Gift genommen und bin jetzt ein Gespenst wie du!“

Weinend sank sie an seine Brust. Da schlug von jenem unsichtbaren Kirchthurme die erste Stunde und Oskar riß sich aus ihren Armen.

„Ida!“ sprach er feierlich: „Du bist der Engel meines Lebens. Um deinetwillen glaube ich an Wahrheit, Tugend und Größe. Die Zeit wird

kommen, wo redliche Geſchicklichkeit und guter Wille, Muth, Fähigkeit und Kraft, Vertrauen und Anerkennung finden. Dann ſollſt du mein Glück, das Ziel und der Preis meines Strebens ſein. Bis dahin ruhe ich im Grabe. Störe nicht meine Träume."

Nach dieſen Worten kehrte er in die Gruft zurück, legte ſich in ſeinen Sarg zurecht und der Leichenſtein wälzte ſich darüber. — Ida hatte ſchweigend zugeſehen.

„Alſo doch nur ein Traumbild?" fragte ſie. „Biſt du nicht beſſer als andere, die nicht Ida lieben, ſondern nur die Puppen ihrer Einbildung, die ſie mit ihrer Schellenkappe ſchmückten? Wohlan, ſo will ich nicht geliebt ſein. Ich will lachen, nichts als lachen. Fort mit Hütte und Leichenſtein in alle Winde!"

Hell und wild lachte ſie auf. Doch das Lachen verhallte, und in der Hütte blieb es ſtill und feierlich nach wie vor. Die volle Mondenſcheibe ſchaute hinein mild und heilig und umgoß das Grabmal mit Verklärungsglanz. — Ida bangte. Schauer rieſelten durch ihre zarten Glieder.

„Vergieb, Oskar!" flehte ſie. „Ich ehre deine Träume, ſie ſind treu und ſchön wie du! Dein

Traumbild iſt auch wohl ſchöner und edler als die arme Ida, die deiner Liebe nicht würdig iſt. Ich gehe, weil mich dein Stolz verſchmäht."

Weinend verließ ſie die Hütte. Ihr war ſo bang, ihre Kräfte drohten zu ſchwinden. Sie rief Lin-Yang, doch der war nirgends zu hören und zu ſehen. —

Mit einem Male brauſte ein Wagen daher. Er hielt. Lord Middelfort ſprang heraus.

„Miß! Ihr Groom meldet mir, daß Sie unterwegs nach meinem Schloſſe ſind und daſſelbe zu ſehen Belieben tragen. Alſo habe ich angeſpannt und bin gefahren raſch Ihnen entgegen."

Mit ſtarkem Arm hob er ſie in den Wagen, ſetzte ſich neben ſie und ſchwang die Peitſche.

„Was fehlt Ihnen, Miß?" fragte er, weil Ida weinte. „Sind Sie unglücklich?"

„Sehr, Mylord!"

„Das freut mich, Miß! Der Menſch iſt eine ſo verworfene, abgeſchmackte Creatur, daß er nichts Beſſeres thun kann, als ſich unglücklich fühlen. Sehen Sie die Pferde dagegen, welche ſaubere und nützliche Thiere, welche ſchwere Arbeit verrichten ſie,

und mit welch geringem Futter begnügen ſie ſich. Aber der Menſch, dieſe undankbare Canaille, wie lohnt er das? Er peitſcht die Pferde, läßt ſie hungern, hetzt ſie zu Tode und bedient ſich, wenn er mit ihnen ſpricht, der pöbelhafteſten Ausdrücke. — Vorwärts Tauſendſacramenter! Ihr tauſendelementiſchen Himmelhunde!" — Und unbarmherzig peitſchte er auf ſein Geſpann los.

Ida bemerkte jetzt erſt, daß er keine Pferde vor dem Wagen hatte, ſondern ſechs alte dürre Poſtillone in ihren Jacken mit dem Zeichen auf dem Arm.

„Um Gotteswillen, Mylord!" rief ſie. „Es ſind Menſchen!"

„Aufzuwarten, Miß! Poſtillone, welche durch Trinkgelder beſtochen, ihre Pferde zu Tode jagten. Vorwärts, Canaillen, Ihr ſollt lernen, was es heißt, zu Tode gejagt zu werden."

„Mylord! Die Unglücklichen werden ſtürzen!"

„Ich fürchte nein! Denn es iſt nicht allzuweit mehr. Vielleicht aber auf dem Rückwege. Nun! Es wird ſich finden. — Shakespeare, der zarteſte der britiſchen Dichter ſagt: Lohnt jedermann nach Verdienſt! und wer entgeht der Schläge? Finden Sie nicht, daß ich mich befleißige die Menſchen nach Verdienſt zu belohnen? Vorwärts Canaillen!"

„Mylord! Laſſen Sie das Peitſchen!“

„Das kann ich eben ſo wenig laſſen, wie Sie das Menſchenquälen. Sie züchtigen nicht mit der Peitſche, ſondern mit der Zunge. Sie peitſchen keine Poſtillone, ſondern nobility and gentry, wo ein ſcharfes Wort mehr thut, als der beſte Jagdhieb. Deshalb liebe ich Sie und habe Sie erſehen zu meiner Lady, in der Hoffnung, daß Sie mich ſo unglücklich machen werden, wie ein verworfenes zweibeiniges Geſchöpf ohne Federn es irgend zu ſein verdient. — „He! Hü!“

„Mylord, laſſen Sie das Peitſchen. Ich will es nicht länger mit anſehen!“

„Sie haben zu befehlen, Miß! Nicht, weil ich meinen Grundſätzen entſage, ſondern weil wir an Ort und Stelle ſind.“

Der Wagen hielt. Der Lord hob Ida hinaus und führte ſie in ſein Schloß.

„Miß!“ begann er hier, „ich habe hier vielerlei. Was wünſchen Sie zu ſehen? Ich habe Bärenführer, Hundedreſſirer, Flohbändiger und Affenkomödianten, die ich mittelſt Hunger, Durſt und Stockprügel zwinge,

alle diejenigen Kunſtſtücke zu machen, mit denen ſie neu ihren Thieren ernährt werden. Ich habe Henkersknechte, die ich wie tolle Hunde in einen Sack einfange; Maikäferbuben, denen ich einen Strick um's Bein binde und ſie hinter mir herzerre; Vogelſteller, die ich bei den Beinen aufhänge und ſie zu Tode zappeln laſſe—"

„Nichts von Allem, Mylord! Ich liebe nicht dergleichen."

„Ich habe auch Käfige für junge Mädchen, welche ihre Canarienvögel todthungern laſſen."

„Ich ſage Ihnen, Mylord, daß ich dergleichen nicht mag. Ich will nach Hauſe!"

„Erſt muß ich Ihnen meine Sammlung von Inſectenquälern zeigen. Ich hoffe heute noch eine ſehr brilliante Acquiſition zu machen; eine Inſectenquälerin."

Er faßte ſie bei der Hand und zog ſie in den Garten.

Der Garten war ſehr feucht und ſumpfig und wimmelte von Fröſchen, welche Ida über die Schuhe hüpften.

„Lieben Sie die Fröſche, Miß?"

„Mylord! Ich liebe alle Thiere."

Die Baumgänge wurden dichter. Aber Alles

war voller Raupen, welche Ida auf die Kleider und in die Haare fielen, ohne daß sie wagte sie abzustreifen.

„Lieben Sie die Raupen, Miß?“

„Leidenschaftlich!“

„Es werden die schönsten Schmetterlinge daraus.“

„Ich bin schon für die Raupen sehr eingenommen.“

„Sammeln Sie Schmetterlinge, Miß?“

„Nein!“

„Bewahren Sie nicht einige Wenige, die Ihnen geschenkt wurden?“

„Nicht daß ich wüßte.“

„Und woher kommen denn die Schmetterlinge innerhalb der Vorhänge Ihres Bettes? Also lügen auch Sie, Miß! Auch Sie stehen tief unter den Thieren. Nur Thiere sind aufrichtig. Nur Thiere sind treu und redlich und unfähig die Wahrheit zu entstellen.“

„Mylord! Sie sind unausstehlich in Ihrem Eifer für die Thiere.“

„Kommen Sie, Miß!“

„Wohin?“

„In eine Herrengesellschaft! Sie sind doch sonst nicht so blöde.“

Er schleppte sie in einen Gartensaal, dessen Inneres einen fürchterlichen Anblick darbot. Ringsum an allen Wänden waren ältere und jüngere Herren mit großen eisernen Nägeln mitten durch die Brust an die Wände genagelt. Tafeln hingen darüber, welche die Namen und Lebensgeschichte der also bestraften Insectenquäler meldeten.

Ida stieß einen Schrei aus und wollte fliehen. In ihrer Herzensangst aber verfehlte sie die Thür und blieb dicht an der Wand vor den Leichen dreier Naturforscher stehen, die sie sinnlos anstarrte.

„Das sind Rößler, Rudolphi und Spalanzani," sagte Mylord kaltblütig. „Fangen Sie doch hier von „A" an. Alberti, Almquist, Boerhave, Broussais, Bourdach, Duputrain u. s. w, Alles ist alphabetisch in der besten Ordnung und die Insectenfrevel, für die sie büßen, aus den besten Journalen und Conversationslexiken vervollständigt. — Miß! Alle diese Männer haben zwar gefrevelt, allein im Namen der Wissenschaft und hingerissen vom Erkenntnißdrang. Sie aber, ein junges, holdes Mädchen, durchbohrten Schmetterlinge, die Ihnen theuer waren, weil sie von Ihrem Geliebten kamen. Süßlächelnd und mit verliebter Hand durchbohrten Sie Schmetterlinge, die ein zärtlicher Jüngling für Sie eingefangen hatte.

Das ist himmelschreiend, das empört die Geduld der Engel."

Er nahm einen langen blanken eisernen Nagel aus einer Ecke und bewaffnete sich mit einem schweren Hammer. — „Sie werden jetzt empfinden, was es heißt, Schmetterlinge in seiner Sammlung aufzuspießen. Miß Goldhardt, Sie gehören zwischen Fiorillo und Herrn von Humboldt."

„Mylord!"

„Fordern Sie kein Mitleid? Auch Schmetterlinge sind jung und schön und muthwillig. Auch Schmetterlinge glänzen, prangen und gaukeln wie Sie, und dennoch haben Sie ihnen einen qualvollen Tod bereitet. — An Ihren Platz, Miß Goldhardt!"

„Vollenden Sie, Mylord! Ich bitte nicht um Schonung. Ich hasse das Leben, weil Derjenige, den ich liebe, ein stolzes Schweigen beobachtet, und weil ich es überdrüssig bin, die Narren, die mich mit ihren Erklärungen verfolgen, zu verfluchen."

„Die Narren?" fragte Mylord.

„Meine Anbeter, Mylord! Der Eine ist wahnsinnig vor Anmaßung, der Andere verrückt vor Eitelkeit, der Dritte toll vor Hochmuth und der Vierte — doch ich will Sie nicht noch heftiger wider mich aufbringen."

„Miß! Sie kennen mich ſchlecht! — Wenn Haß und Todesangſt Ihnen irgend etwas eingeben, was mein Mißmuth und meine Selbſtverachtung mir nicht längſt ſchon geſagt haben, ſo will ich mich an dieſen Pfeiler dort erhenken.“

„Wohlan, Mylord! Wenn Sie es denn gerne wiſſen wollen, der Vierte hat den Spleen. — Jetzt tödten Sie mich!“

Sie kniete nieder und bedeckte die Augen mit ihren Händen. So, in Erwartung des Todesſtreiches, blieb ſie geraume Zeit auf ihren Knien.

Da erhob ſich eine tiefe Stimme: „Nur ſchwarzen Kaffee, ſtark und ohne Zucker, und wenn ſie auch das Mäulchen noch ſo ſehr verzieht.“

Ida ließ die Hände ſinken und öffnete die Augen. Das ganze Schloß mit allen ſeinen Gräueln war verſchwunden, bis auf einen einzigen Pfeiler, an welchem Mylord, blau im ganzen Geſichte, die Zunge weit aus dem Halſe geſtreckt, einen ſcheußlichen Anblick gewährte. — Er hatte ſich erhenkt.

Mit einem lauten Schrei ſprang Ida auf und rannte fort, wie vom Sturm gejagt. Wohin ſie eilte, wußte ſie nicht, bis ſie endlich faſt athemlos vor einem Schloſſe ſtehen blieb, was ihr recht bekannt und alltäglich vorkam und gar nichts Ueber-

ſpanntes und Ausſchweifendes hatte. Sie betrat es. Es glich vollkommen dem Hôtel ihres Vaters, und an dem Comptoir, links auf dem Flur, ſtand auch die Firma: „Hermann Joachim Goldhardt.“ Verwundert eilte ſie die Treppe hinauf; auch hier fand ſie Alles wie zu Hauſe. Sie öffnete das Wohnzimmer. Ein Herr ging in demſelben auf und nieder und eine Dame ſaß auf dem Sopha. — Es waren ihre Eltern.

„Liebe Frau,“ begann der Commerzienrath, „unſere Tochter iſt jetzt in dem Alter, wo wir uns nach einer Puppe für ſie umſehen müſſen.“

„Lieber Mann,“ antwortete die Räthin, „das hat ſeine Schwierigkeiten. Es iſt unſer einziges Kind und nicht jede Puppe wird ſich für ſie eignen; wo finden wir eine ſolche, die ihren Verhältniſſen angemeſſen iſt und ihren Neigungen und Wünſchen entſpricht.“

„Es iſt doch ſeltſam, daß ein Mädchen in ihrem Alter noch gar nichts von Puppen wiſſen will.“

„Eben deßwegen dürfen wir auch nichts übereilen. Welche Vorwürfe müßten wir uns machen, wenn wir eines Tages in den Thränen unſerer Tochter leſen müßten, daß ſie ſich mit ihrer Puppe nicht glücklich fühlt!“

„Das wäre entsetzlich! Nein, das darf nimmermehr geschehen! Wir wollen ihre Neigung zu Rathe ziehen, wir wollen ihr Herz zu erforschen suchen. — Ida!“ rief der Vater.

„Ida!“ wiederholte die Mutter, und eben wollte Ida ihren Eltern in die Arme eilen, als plötzlich die Thür gegenüber sich öffnete und eine zweite Ida lächelnd und niedlich geschmückt eintrat, vor ihren Eltern zwei zierliche Knixe machte und schmeichelnd fragte: „Lieb' Väterchen, lieb' Mütterchen, was soll ich?“ —

Der Commerzienrath begann mit Würde: „Meine Tochter! Wenn ich von Puppen rede, so weißt du, ist es nur von solchen, die sich vor allen anderen Puppen auszeichnen und daher die größte Hochachtung verdienen. Darum sage mir aufrichtig deine Herzensmeinung: Wie gefällt dir eine Puppe wie Herr Doctor Zänker?“

„Lieb' Väterchen, sein Bauch ist mir zu dick.“

„Aber,“ fragte die Räthin, „was sagst du zu einer Puppe wie Graf Rosenlaub?“

„Lieb' Mütterchen, seine Nase ist mir viel zu lang.“

„Aber,“ fuhr der Commerzienrath fort, „was sagst du zu einer Puppe wie Pastor Trauthold?“

„Lieb' Väterchen, ich mag aber keine ſchielenden Augen.“

„Aber,“ fügte die Räthin hinzu, „was ſagſt du zu einer Puppe wie Lord Middelfort?“

„Lieb' Mütterchen! ich mag kein rothes Haar.“

Da hielt ſich Ida nicht länger. „Vater, Mutter,“ rief ſie, „hört nicht auf dieſe Zierpuppe. Ich bin Eure Ida! Ach, wenn ich ſo verwildert bin, daß Ihr mich nicht wiedererkennt, ſo wäre mir beſſer, Lord Middelfort hätte mich wie einen Schmetterling auf einen Nagel geſpießt.“

Die Eltern blickten ſie befremdet an. „Kind, wer thut dir was zu Leide?“

„Die Zierpuppe da, die ſich für Eure Ida ausgiebt und mich verdrängen will.“

„Welche Zierpuppe?“

„Die Ihr mit einer Puppe glücklich machen wollt und die an allen Puppen etwas auszuſetzen findet.“

„Doctor,“ fragte der Commerzienrath, „was ſagen Sie dazu? Selbſt im Paroxismus ſpricht ſie immer nur von Puppen und Puppen.“

Und dieſelbe tiefe Baßſtimme wiederholte: „Nur ſchwarzen Kaffee, ſtark und ohne Zucker und wenn ſie auch das Mäulchen noch ſo ſehr verzieht.“

Da ſchlug Ida die Augen auf, ſah den Doctor groß an, lächelte und ſprach: „Ach, das iſt die Stimme vom Himmel, die mir Rettung verkündet.“

Und der grobe Arzt war ſo gerührt von der Artigkeit des ſchönen Mädchens, welche lächelnd aus dem Todesſchlaf erwachte, daß er ſich vergnügt die Hände rieb und tröſtend zu den bekümmerten Eltern ſprach: „Haben Sie keine Sorge! Die vergiftet ſich nicht wieder, denn ſie liebt das Leben.“

Drittes Buch.

Jünglings-Glück.

Was Ida träumte und Oskar ahnete, ſollte draußen in wenig Tagen ſich erfüllen. Die Fata Morgana der Salonwelt zerſtob wie jene Luftſchlöſſer, welche Ida in die Winde lachte, und unter blutigen Gräueln und Bürgerkrieg erbaute ſich Völkerfreiheit einen Feenpalaſt in wilder meteoriſcher Schönheit.

Schon als Ida lächelnd die Augen aufſchlug, gab es keine „Löwen“ mehr. In dem Erſtaunen über Völkerthaten und Länderſchickſale waren Einzelne mit ihren Sonder-Anſprüchen vergeſſen. Die Mode verlangte jetzt ein bekümmertes Geſicht und ein niedergeſchlagenes Weſen. Um vornehm zu ſein, mußte man unermeßliche Verluſte beklagen; um excluſiv zu bleiben, durfte man ſich nicht blicken laſſen; und

wer lachte, ſich freute und muthig ſchien, war ein Plebejer.

Der Arzt hatte Ida heute außer Gefahr erklärt.

„Liebe Mutter!“ fragte ſie kläglich, „kümmert ſich Oskar gar nicht um mich? Fragt er nicht einmal, wie ich mich befinde?“

„Mein Kind! er liegt krank im Bette; der Schreck um dich hat ihn faſt der Sinne beraubt.“

„Iſt er gefährlich krank?“

„Tröſte dich, er wird geneſen, und ihr ſollt glücklich ſein!“

Ida erröthete und verbarg ihr Antlitz.

„Erſchrick nicht, weil ich dein Herz errathen habe. Du bedarfſt meines Beiſtandes und er ſoll dir werden. Befolge nur pünktlich meine Vorſchriften, denn der Vater, wie du weißt, hat andere Abſichten mit dir, von denen er ſo leicht nicht laſſen wird.“

„Ach, Mutter! Mutter!“

„Höre mich an, ich habe dir wichtige Dinge mitzutheilen, woran dein Lebensglück und meine wie deine Ehre hängt. Biſt du gefaßt, mich zu hören?“

„Vollkommen, liebe Mutter!“

„Vor allen Dingen muß die ganze Kette von Albernheiten, die dich in dieſen Zuſtand brachte, ein tiefes Geheimniß zwiſchen uns bleiben, oder wir

werden zum Stadtgespräch, zum Märchen aller Kaffee- und Theetische."

„Ich gelobe dir, liebe Mutter, nicht wieder daran zu denken."

„Also von der blauen Phiole kommt nie ein Wort über deine Lippen?"

„Niemals!"

„Aber wenn du nicht aus Vorwitz und Albernheit Gift genommen hast, so mußt du es aus einem anderen vernünftigen Grunde gethan haben. Der liebe Vater hegt darüber einige Muthmaßungen, die ich ihm beigebracht habe. Ich war auf Oskar böse, drohte, ihn aus dem Hause zu entfernen, und du, — in deiner Verzweiflung — verstehst du mich?"

„Ach, liebe Mutter! So ganz unmöglich wäre es nicht gewesen."

„Es bleibt noch die Frage, wie du zu dem Gifte gelangtest? — Doch ich höre den Vater kommen. Bewahre du nur treulich mein Geheimniß und die Erfüllung deiner Wünsche soll meine Sorge sein. Muth! Ich werde schon zur rechten Zeit dir zu Hülfe kommen." —

Der Commerzienrath hatte vom Arzte erfahren, daß seine Tochter hergestellt sei, und mit bedächtigen Mienen trat er an ihr Lager.

„Wie geht es dir heute?“ begann er.

„Ganz wohl, lieber Vater.“

„Ich habe dir eben nichts Angenehmes zu ſagen.“

„Leider!“

„Bisher haſt du nur den gütigen Vater in mir kennen gelernt, heute muß ich dir den ſtrengen zeigen; denn ſtatt mir Freuden und Ehre zu machen, wie deine Schuldigkeit iſt, überhäufſt du mich mit Kummer, Gram und Schande. Du biſt eine Verbrecherin. Selbſtmord heißt die That, die du zu begehen dachteſt. — Du erſchrickſt? Du weinſt? Merk' dir, wohin thörichte Leidenſchaften führen können.“

„Ich habe aber doch nicht mit Vorſatz geſündigt,“ ſchluchzte Ida.

„Das thateſt du! Ich weiß Alles. Deine Mutter hat mir alles geſagt. — Haſt du deswegen eine ſo glänzende Erziehung erhalten, um die Frau eines Handlungsdieners zu werden? Darfſt du an ſeiner Seite in allen den Geſellſchaften dich blicken laſſen, in denen du zu leben gewohnt biſt? Auch deine Eltern würden ſich zum Geſpötte machen, wenn ſie in ſolch eine Verbindung ihrer einzigen Tochter willigten. Ja! ſelbſt Oskar, ſo weit ich ihn kenne, denkt viel zu ſtolz und edel, um als Glücksritter und Liebes-Abenteurer mein Schwiegerſohn zu werden.“

Ida, die ſich plötzlich wieder aller Hoffnung beraubt ſah, weinte ihre bitterſten Thränen und rang die Hände. Die Räthin glaubte ſich ihrer annehmen zu müſſen.

„Schone deine kaum geneſene Tochter," rief die Räthin, „du bringſt ſie zur Verzweiflung. Soll ſie etwa zum zweiten Male und vielleicht mit beſſerem Erfolge ihre That wiederholen?"

„Hat ſie denn noch immer Gift?"

„Das wird ſie uns nicht verrathen!"

„Und wer brachte ihr Gift?"

„Sie will lieber noch einmal Gift nehmen, als diejenige Perſon verrathen, die ſolch einen Dienſt ihr geleiſtet. Das hat ſie mir geantwortet. Sprich du mit ihr, wenn du denkſt, daß ſie aufrichtiger gegen dich ſein wird."

„Ei ſieh, mein Schatz, heut nimmſt du die Partei deiner Tochter. Früher war es umgekehrt. Ich weiß aber auch, warum du es thuſt. Von jeher haſt du ſie unterdrückt, und heute gar willſt du ſie an einen einfachen armen Handelsdiener wegwerfen. Ich laſſe mir viel von dir gefallen, ich gebe dir immer nach; aber eines dulde ich nicht in meinem Hauſe: Keinen Scandal! — Ida! Biſt du mit deiner Mutter einverſtanden? Wärſt du fähig, ſolche ab-

ſcheuliche That zu wiederholen? — Nun wohl! Thu', was du verantworten kannſt; doch hör' mein letztes Wort: du haſt acht Tage Bedenkzeit, nach Verlauf derſelben wirſt du zwiſchen den vier würdigen Männern, welche ich für dich ausgeſucht habe, eine Wahl getroffen haben. Wo nicht, biſt du meine Tochter nicht mehr!"

So ſprach der Commerzienrath entſchloſſen und verließ das Gemach.

„Ach, Mutter!" klagte Ida, „jetzt iſt Alles verloren."

„Närrchen!" lachte die Räthin, „für's erſte haben wir acht Tage. Freilich eine kurze Friſt, um zwiſchen vier Männern zu wählen, doch reicht ſie hin, einen Hausvater dreißig Mal anderen Sinnes zu machen. Für's zweite ſcheinſt du mir mit allen deinen Freiern nicht eben auf dem beſten Fuße zu ſtehen; das könnte den Einen oder den Andern wohl bewegen, freiwillig zurückzutreten. Für's dritte eignet ſich die ſtürmiſche Gegenwart wenig zu Hochzeitsfeſten. Endlich haſt du — du weißt unter welcher Bedingung — mein Wort erhalten, und du wirſt ſchon erfahren haben, daß das, was ich mir einmal vorſetze, unter allen Umſtänden ausgeführt werden muß.

In der Stadt ward es von Tag zu Tag unruhiger. Handel und Gewerbe ſtockten, die Fabriken feierten und entließen ihre Arbeiter; niemand dachte an Erwerb. Die brodloſe Menge ſchien des Hungers gewohnt und verlangte nur Neuigkeiten. Daran fehlte es nicht. Zeitſchriften und Flugblätter wurden in allen Straßen feilgeboten und laut verleſen. Sie ſprachen von Straßen-Kämpfen, Barricaden-Schlachten und waffenloſen Siegen der Völker über wohlbewehrte Kriegesheere. Alle Fremde und Durchreiſende brachten Nachrichten von Volks-Aufſtänden, erbrochenen Zeughäuſern und geplünderten Waffen-Magazinen; ſelbſt die Landleute, die zu Markte kamen, erzählten von zerſtörten Zollhäuſern, mißhandelten Beamten und niedergebrannten Wachthäuſern, und es ſchien nur eines kleinen Anlaſſes zu bedürfen, ſo verwirklichte die Menge alle Vorſtellungen, womit ſie jetzt einzig und allein genährt wurde.

Schon im vorigen Jahre, während der Theuerung, hatte das Volk ſeine Kräfte verſucht und kennen gelernt; Haß und Erbitterung gegen Polizei und noch weniger die erlittenen Züchtigungen waren vergeſſen worden. Vorläufig wurden Abend für Abend die Straßen-Laternen zertrümmert, Polizeidiener oder Soldaten mißhandelt, oder mißliebigen Perſonen die

Fenſter eingeworfen. Starke Patrouillen durchzogen die Straßen, allein die Menge trotzte kühn dem Fußvolk und zerſtreute ſich, wenn Reiterei heranſprengte, in enge Nebengaſſen. Kaum aber wirbelte die Lärmtrommel, ſo verließen auch die Bürger ihre Club- und Kaffee-Häuſer, um Haus und Herd und Eigenthum zu wahren, und nicht ſelten kühlte dann die erbitterte Soldateska an den Heimkehrenden ihren Muth, und zahlreiche, mitunter tödtliche Verletzungen fielen vor. Die Bürger waren in Verzweiflung. In einer Zeit, wo man von jeder Stunde neue, weltgeſchichtliche Ereigniſſe erwartet, hält man es nicht lange zwiſchen ſeinen vier Pfählen aus und fühlt ſich nur in zahlreichen Kreiſen und großen Verſammlungen wohl. Aber faſt war es mit Lebensgefahr verbunden, Abends das Haus zu verlaſſen. Die Menge hingegen höhnte und frohlockte: „Mußten wir voriges Jahr die Schläge der Zuchtmeiſter uns gefallen laſſen, ſo mögen ſie dieſes Jahr Schwadronhiebe und Bajonetſtiche hinnehmen.“

Nichts wurde geſpart die aufrühreriſche Menge zu beſänftigen. Was voriges Jahr die Menſchenliebe verſäumt hatte, bemühte ſich Furcht und Beſorgniß dieſes Jahr nachzuholen. Haus-Collecten wurden veranſtaltet und Behörden ernannt, um Bauten und öffentliche

Arbeiten vorzunehmen. Mit einem Worte: Alles geſchah für's Volk. Auch die Narren ſogar, die in den langen Friedensjahren wie ausgeſtorben waren, die theils in ihren Häuſern ein anſtändiges Incognito behauptet oder in den Salons eine gebildete Anſpruchloſigkeit gewonnen hatten — auch die Narren faßten wieder den alten Muth, nahmen die Schlafmützen ab und ſetzten ſich die Schellenkappen auf, um ſich buntſcheckig dem Volke zu zeigen.

Noch war von Ida's Bedenkzeit nicht der zweite Tag verſtrichen, als ſchon der junge Paſtor Traugott ſich genöthigt ſah, einen Hirtenbrief zu erlaſſen, um ſeine verirrten Schäfchen wieder an ſich zu locken und um ſich zu ſammeln. Denn weil man an Weltliches und Irdiſches nur dachte, blieben alle Kirchen leer, ſelbſt wenn der Auserwählte auf der Kanzel ſtand.

Dieſer Hirtenbrief prangte heute an allen Straßenecken und ſchilderte die franzöſiſche Republik als das Reich des leibhaftigen Antichriſtes. Schon im Jahre Siebzehnhundertzweiundneunzig, hieß es darin, habe dieſes Reich aus hölliſchem Trotz und Frevelmuth, und um die Geburt des Erlöſers zu läugnen, ſeine Zeitrechnung mit Anno I. begonnen und habe mit haarſträubender Frechheit den allmächtigen Schöpfer

des Himmels und der Erde als einen „vormaligen Gott“ abgesetzt, um Revolutions-Altäre zu bauen und ein höchstes Wesen zu verehren, welches höchste Wesen aber niemand anders sei, als der verfluchte Pseudotheos, der mächtiglich regierte zur Zeit des Herrn und Heiland, und in den Kriegsknechten lebendig war, daß sie das Lamm Gottes verhöhnten, verlästerten und verspien, und den Juden innewohnte, daß sie über den Sohn Gottes ausriefen: Kreuzige ihn! kreuzige ihn! Eben dieser Pseudotheos war es, welcher einst zu Jesum Christum trat, um ihm alle Reiche der Welt darzubieten, wofern er ihn anbeten wolle, und eben dieser Pseudotheos erhöbe auch heute sein hölliſches Haupt, um den Völkern Souverainetät anzubieten. Denn was ist Volks-Souverainetät anders als eine aufrühreriſche Lockung dieſes ewig verfluchten Geiſtes, welche lautet: „O Völker, alle Reiche dieſer Welt ſollen Euer ſein, wofern Ihr mich anbetet,“ das heißt: laßt ab von dem ewigen Schöpfer des Himmels und der Erde, von Jeſu Chriſto und dem heiligen Geiſte, um ſtatt deſſen Revolutions-Altäre zu errichten. Wie aber Chriſtus ſprach: „Böſer Geiſt, weiche von hinnen, ich habe keinen Theil an dir,“ alſo ſei auch heutigen Tages unſere Rede: „Böſer Geiſt, weiche von hinnen! Uns

lüſtet nicht nach den Reichen dieſer Welt, denn nicht von dieſer Welt iſt das Reich Chriſti. Wir wollen glauben und gehorchen, wie es frommen Chriſten ziemt, und unſer Vaterland, unſere Heimath ſei das ewige Leben."

Die Zeitung brachte eine Beantwortung dieſes Hirtenbriefes, überſchrieben: An einen gewiſſen Paſtor N. N. Sie lautete:

„Herr Paſtor! Wer in Ueberfluß und Freuden lebt, für den giebt es nichts bequemeres, als von der Kanzel herab unbedingtes Gottvertrauen und blinde Ergebung in das Geſchick zu verlangen. Aber wenn Sie an einen Gott glauben; wenn Ihre Religion Werth für Sie hat; ſo entäußern Sie ſich freiwillig des Glanzes und Wohllebens; zeigen Sie durch die That, daß es etwas Höheres giebt als Geldbeſitz und Sinnengenuß. Treten Sie zu uns über, begeben Sie ſich in freiwillige Armuth, nach dem Beiſpiele Jeſu Chriſti, der ſich ja auch erniedrigte, um die Menſchen zu ſich empor zu heben." —

Dieſe Zeilen wurden unzählige Male aus allen Zeitungen geſchnitten und unter den Hirtenbrief an die Straßenecken angeſchlagen, oder in Brief-Couverts aller Art eingeſchloſſen und frankirt und unfrankirt dem Herrn Paſtor zugeſendet. Auch an die Kirch-

thüren und an ſein eigenes Haus wurden ſie angeklebt und immer wieder angeklebt, ſo oft er ſie abreißen ließ. Wie man allgemein ſagte, hatten ſeine Amtsbrüder, die ſeines Glückes und ſeiner Stellung halber auf ihn neidiſch waren, bei dieſem Frevel ihre Hände mit im Spiel.

Am ſelben Abend erklärte die Räthin ihrem Manne: Ida's Entſchluß ſei bereits dahin gediehen, daß ſie nimmermehr einem Manne angehören wolle, welcher öffentlich der Heuchelei und Scheinheiligkeit gezeiht worden ſei.

Der folgende Tag brachte eine eben ſo glückliche Neuigkeit. Lord Middelfort hatte mit echt britiſcher Naivetät mittelſt Anſchlag verkündet: daß es der weltgeprieſenen deutſchen Humanität zu keinem Ruhm gereiche, wenn Capital-Pferde im hohen Alter den Karren ziehen und Hunde und Katzen nach langjähriger Dienſttreue zum Schinder wandern müßten. Verſtändiger und menſchlicher ſei es, ſo nützliche und brave Thiere, bevor ſie der Altersſchwäche anheimfielen, zum ſanften Tode an die Schlachtbank zu führen und ihr reinliches Fleiſch den Armen zu ſchenken. Endlich ſogar erbot ſich Seine Lordſchaft, in dieſer Zeit des Mangels und der Nahrungsloſigkeit, Pferde, Hunde und Katzen aufkaufen, ſchlachten

und in ſeiner Küche wohl zubereiten zu laſſen, um jedweden, der ſich über das herkömmliche Vorurtheil hinwegſetzen könne, täglich einen geſunden, wohlſchmeckenden Braten zu liefern.

Aber mit einbrechender Nacht zogen große Haufen vor Mylords Hôtel, brachten ihm eine Katzenmuſik und warfen ihm die Fenſter ein. Auch die Hausthür wollten ſie erbrechen und alles Küchengeſchirr kurz und klein ſchlagen. Glücklicherweiſe aber widerſtanden die wohlbeſchlagenen eichenen Flügelthüren, bis die Wache kam und Reiter heranſprengten, um das Volk zu verjagen. Doch wo ſich Mylord am folgenden Tage zeigte, erhob ſich Hundegebell, Katzengemaue und Pferdegewieher; daſſelbe geſchah, wenn ſeine Equipage oder auch nur ſeine Livrée ſich blicken ließ. Mylord fand dies unerträglich, doch was er auch dagegen unternahm, vermehrte nur den Unwillen des Volkes, welches ſich in ſeinen Vorurtheilen niemals ſtören läßt. Er ſah ſich endlich veranlaßt, die Reſidenz und den in Aufruhr begriffenen Continent zu verlaſſen, um nach ſeinem Inſellande zurückzukehren, wohin viele hohe Perſonen damals gleichfalls ihre Zuflucht genommen hatten. — Von Ida's Bedenkzeit war der fünfte Tag verſtrichen, als die Zeitungen Mylords Abſchied an Freunde und Be-

kannte und ſeinen Dank für genoſſene Gaſtfreundſchaft brachten.

„Ganz wohl — meinte der Commerzienrath — ſo hat ſie noch zwei Freier und drei Tage Bedenkzeit. — Wir wollen ſehen.“

Der Gefährlichſte von den beiden Uebriggebliebenen ſchien offenbar Graf Roſenlaub. Er blieb excluſiv; man hörte nichts von ihm; doch war nicht alle Hoffnung verloren. Das Militair ward gefürchtet und gehaßt, zumal die Huſaren, welche ſich die ſchlimmſten und grauſamſten Mißhandlungen hatten zu Schulden kommen laſſen.

Doctor Zänker hingegen hatte ſchon längſt nicht ertragen können, von den Tages-Begebenheiten, welche ehedem durch ſeine Hand gehen mußten, um Glanz und Bedeutung zu gewinnen, verdunkelt und verdrängt zu werden. In einer ſo wildbewegten Zeit hatte es freilich ſeine Schwierigkeiten, wieder an die Spitze der Ereigniſſe zu treten, denn mit der Studirſtubenfreiſinnigkeit und mit dem Muth am Schreibtiſch war nichts mehr gethan. Das Volk, welches in den glänzenden Salons lange genug mit Geringſchätzung

überſehen worden war, gab jetzt den Ausſchlag und verlangte von ſeinen Helden Kühnheit und Thatkraft.

Schon hatte Zänker, um ſeinen alten Ruhm mit der neuen Zeit in Einklang zu bringen, den erſten Schritt abwärts gethan. Der vormalige excluſive Salonlöwe war jetzt der Held anſtändiger Clubs und Kaffeehäuſer geworden und ſeine Popularität und treffliche Rednergabe entzückte und ermuthigte jetzt Groß- und Klein-Bürger, welche er ermahnte, auf dem Wege der Eintracht und des geſetzlichen Fortſchritts die Freiheit zu erlangen, und die einheitliche Entwickelung des deutſchen Vaterlandes zu vollbringen. Mit weit geringerer Selbſtüberwindung entſchloß er ſich nunmehr auch zu dem zweiten Schritte abwärts. Um ſeine Größe und Unſterblichkeit ferner zu behaupten, blieb dem nunmehrigen Club- und Kaffeehaus-Redner nur noch übrig, ein Mann des Volkes zu ſein.

Er lud daher ſämmtliche Club-Mitglieder und Kaffeehaus-Gäſte zu einer General-Verſammlung ein, an welcher auch das Volk ſich betheiligen ſollte, um eine Adreſſe an die Regierung gelangen zu laſſen und die Wünſche des Volkes, welche bereits in allen deutſchen Ländern laut ſich kund gaben, derſelben vorzulegen.

Der Aufruf zu dieſer General-Verſammlung, damit nicht etwa die Cenſur ihn im Keime erſticke, wurde in zahlreichen Abſchriften vervielfältigt und noch in derſelben Nacht von den Heimkehrenden an alle Straßenecken angeſchlagen.

Ein ſchriftlicher Aufruf in ganz verſchiedenen Handſchriften war etwas Neues und Auffallendes. Die Kühnheit, mit welcher im Namen des Volkes: Conſtitution und freie Preſſe, Verſammlungs- und Vereinigungsrecht, Volksbewaffnung und Verminderung der Heere verlangt wurde, ſetzte die Menge in Erſtaunen. Schon mit dem früheſten Morgen war das Gewühl und Gedränge in den Vorſtädten lebhafter als je. Man verlas den Aufruf, deutete ihn, lärmte und ſtritt, aber ohne der Aufforderung Folge zu leiſten. Denn noch hielten die Stände ſich fern von einander. Mangel und Beſitz, Arbeit und Capital hatten ſich noch nicht vertrauen gelernt und der Proletarier in ſeiner Jacke oder Blouſe, wagte noch nicht, ſich unter wohlgekleideten Bürgern zu zeigen. Aber zwei Worte enthielt der Anſchlag, welche alles Mark durchfuhren und alles Blut in Wallung brachten: „Volksbewaffnung!“ — Ja, Waffen mußte man haben, um alle Thaten nachzuahmen, die man mit jauchzendem Entzücken täglich hörte und die einzig

und allein die Vorstellungskraft beherrschten. — „Verminderung der Heere!“ — Je nun, die gedachte man auch nöthigenfalls aus eigner Faust hervorzubringen! — Hie und da erhob sich schon der Ruf: „Waffen her! Zu den Waffen!“ und endlich verbreitete sich dieses Geschrei durch alle von der ärmeren Classe bewohnte Stadttheile.

Indessen hielt Zänker in einem geräumigen Garten der Vorstadt vor einer zahlreichen und gebildeten Versammlung seine in modernem pikanten Journalistenton abgefaßte Rede.

„Wir dürfen leben und gesund sein“ — sagte er unter anderm — „um vor unseren Fürsten Parade und Manoeuvre zu machen. Wir dürfen arbeiten und erwerben, um steuerkräftig zu sein. Wir dürfen zu Hause befehlen, um unsere Kinder frühzeitig an sclavischen Gehorsam zu gewöhnen. Aber zusammenhalten dürfen wir nicht; nicht einmal Farben und äußere Abzeichen dürfen wir tragen, und unser Denken und Reden, unser Lesen und Schreiben ist einem Maße unterworfen, und die Polizei überwacht es. Aber die Zeiten sind stürmisch geworden, und die Fürsten rufen die Völker jetzt auf, sich um sie zu schaaren und alle für einen zu stehen. — „Recht gern!“ wollen wir sagen. — Aber dürfen wir

auch? — Unſer allergnädigſter Landesvater ertheile uns Verſammlungs- und Vereinigungsrecht, ſo wollen wir uns um ihn ſchaaren. Unſer allergnädigſter Landesvater gewähre uns Volksbewaffnung, ſo wollen wir für ihn ſtreiten. Endlich gebe er uns auch Denk- und Preßfreiheit, damit, wenn der Feind wieder einmal in's Land rückt, wir nicht die Ausrede haben: „das iſt unſere Sache nicht, wir dürfen uns ja um Politik nicht kümmern.“ Aber wir können ſingen und beten, um für unſeren geliebten Landesvater den Segen des Himmels hernieder zu flehen. Sollte das nicht genügen, ſollte unſer allergnädigſter Landesvater vielleicht wieder unſeres Blutes bedürfen und für dieſen Fall geruhen, uns eine Erweiterung unſerer Rechte zu verſprechen, ſo wollen wir uns einen Erlaubnißſchein vom Viertels-Commiſſarius beſorgen, damit wir unſerem allergnädigſten Landesvater auch glauben dürfen. Denn Allerhöchſt dero getreue Unterthanen ſind nicht nur gewohnt die geiſtliche Ruthe der Pfaffen zu küſſen, ſondern auch die weltliche der Polizei und es iſt noch nicht lange her, daß wir wegen eines Verſprechens unſeres allergnädigſten Landesvaters bei unſeren Viertels-Commiſſarien ſehr übel ankamen.“ —

Ein wildes Gelächter, ein lang anhaltender Bei-

fallssturm erhob ſich. — Als er allmählich verhallte, hörte man in der Ferne die Trommeln wirbeln, die Signalhörner gellen und die Trompeten ſchmettern. Ein paniſcher Schreck ergriff die Verſammlung. Lautlos horchte man eine Weile, endlich erkletterte Jemand einen Tiſch und rief: „Meine Herren, eilen Sie, ihre Wohnungen zu erreichen, ehe die Straßen geſperrt werden. Das Volk greift zu den Waffen, die ganze Stadt iſt in Aufruhr.“

Auf dieſe Kunde wandte Alles der Tribüne den Rücken und ſtürzte den Ausgängen zu. Die jungen Leute wiederholten den Ruf: „zu den Waffen!“ jedoch Zänker erhob ſeine gewaltige Stimme: „Mitbürger! Vergießt kein Blut! Macht nicht gemeine Sache mit Aufrührern und Empörern. Bekämpft Euren Muth! Zeigt, daß Ihr Männer ſeid, indem Ihr Euch zu mäßigen wißt. Erhaltet Eure Kräfte dem Vaterlande; ſpart Euren Muth für die Zukunft. Die Zeiten werden kommen, wo Deutſchland Eurer bedarf!“ — Aber Niemand hörte auf ihn, Jeder ſuchte das Freie zu gewinnen und die Gendarmen und Polizeidiener draußen, welche das Gedränge verhindern wollten, wurden über den Haufen gerannt. Indeſſen war die Verſammlung überwacht worden. Hier vermuthete man den Herd des Aufruhrs, der

in anderen fernen Stadttheilen wüthete und die Querstraßen waren ſchon mit Fußvolk geſperrt, welches mit Kolben und Bajonetſtößen die Heimeilenden in die Hauptſtraße zurückdrängte. Plötzlich ſchmetterte eine Trompete und Graf Roſenlaub mit ſeiner Schwadron ſprengte mitten in die dichteſten Haufen der wehrloſen Bürger, und ließ Alles niederreiten und niederhauen. Ein grenzenloſes Jammergeſchrei erfüllte die Lüfte. An allen Fenſtern ſtanden händeringende Zuſchauer; viele Hausthüren öffneten ſich, um den grauſam überfallenen Mitbürgern eine Zuflucht zu gewähren. Aber ſo weit ging die rohe Wuth der Huſaren, daß ſie ihre Sattelpiſtolen in die offenen Häuſer hinein abfeuerten.

Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich die Unheilskunde in der Stadt und Alles gerieth in Aufruhr, Lebendiges, wie Todtes. Das Pflaſter wurde aufgeriſſen, Wagen umgeſtürzt, Säcke mit Sand gefüllt und Steine, Möbeln, Ballen zu Barricaden aufgethürmt. Die Dächer wurden abgedeckt und die Ziegel am ſchwindelnden Rande als Wurfgeſchoſſe übereinander geſchichtet. Knaben trugen Körbe mit Pflaſterſteinen in die oberſten Etagen; Frauen machten Oel ſiedend; Beile, Aexte, Stangen, Miſtgabeln, Alles was einer Waffe ähnlich ſah, wurde vertheilt und die Schwert-

fegen öffneten gutwillig ihre Laden, gaben ihre Vorräthe preis und ſtellten ſich mit in die Reihen der Kämpfer.

Etwa hundert Schritt vom Hôtel des Commerzienrathes erhob ſich eine Rieſen-Barricade aus Steinen, Tonnen, Balken, Wollſäcken, kurz aus dem verſchiedenſten Material errichtet; ſelbſt aus der nahe gelegenen Dampfmühle hatte man die vollen Mehlſäcke herausgeholt und mit zu der Befeſtigung benutzt. Sie war von einer anſehnlichen Mannſchaft beſetzt, unter welcher ſich viele wohlgekleidete und mit Büchſen bewaffnete Bürgerſöhne befanden.

Eben langte noch ein neuer Trupp zerlumpter Proletarier an, welche alle die ſchönſten Büchſen und Hirſchfänger, ganz neu, aus einem Schwertfegerladen, führten und den Tſcherkeſſen glichen, deren einziger Stolz es iſt, ſchöne Waffen zu tragen, und die es für unter ihrer Würde halten, ein ganzes Kleidungsſtück zu beſitzen.

An ihrer Spitze ſtand ein rieſiger Schmiedegeſell, berühmt durch ſeine Stärke. Er hatte in Spanien und Afrika gefochten und führte den Oberbefehl in dieſem Stadttheile.

„Kameraden!“ ſprach er zu der Mannſchaft in der Barricade, „dies iſt ein wichtiger Poſten, hier ſtehe ich mit meinen beſten Schützen. Wer ſeinen Mann nicht ſicher auf's Korn nehmen kann, der trete lieber zurück und helfe laden, und wem das Herz nicht auf dem rechten Flecke ſitzt, der gehe und thue ſeine Thaten anderwärts.“ — Er wandte ſich an ſeine Leute. „Was Euch betrifft, meine Brüder und Nebengeſellen, ſo haben wir ſchon im vorigen Jahre gezeigt, daß wir uns aus dieſen Kaſernenhelden und Commißbrodfreſſern wenig machen. Denkt an die Prügel, die Euch aufgezählt wurden, weil Ihr Kartoffeln verlangtet, und jagt ihnen dafür heute blaue Bohnen, warm aus der Büchſe, in den Magen.“

Ein wüthendes „Hurrah“ erhob ſich.

Der Commerzienrath ſtand auf der Warte ſeines Hauſes. Er hörte das wilde Hurrahgeſchrei aus der Barricade, ſah Kanonen anfahren und Kanoniere mit brennenden Lunten ſich daneben aufpflanzen. Ihm ward nicht wohl dabei und er eilte die Treppe hinunter.

Eben hatte Ida ängſtlich ihre Mutter gefragt: „Was macht Oskar? Laß uns hinauf zu ihm. Das furchtbare Kriegsgetöſe wird ihn raſend machen.“

„Wohin denkſt du, Mädchen! Was würde der Vater dazu ſagen!“

„Er wird hinaus wollen in den Kampf und nicht zu halten ſein.“

„Welch ein Einfall, Mädchen! Das ganze Haus iſt verſchloſſen und verriegelt.“

In dieſem Augenblicke erhob ſich das jauchzende Hurrah in der Vorſtadt.

„Ach, Mutter, Mutter! Und läge er im Grabe, dieſes Aufruhrgeſchrei würde ihn erwecken, wie ein Ruf der Vorſehung!“

„Beruhige dich doch nur, faſt haben wir ja ſchon geſiegt. Auch der Rittmeiſter und der Doctor haben ſich heute unmöglich gemacht. Der Vater kann ſchon gar nicht mehr ſeinen Willen durchſetzen. Aber wir dürfen ihn das nicht fühlen laſſen.“

„Ja, die alten Anſprüche fallen und vertilgen ſich einander ſelbſt. So erfüllt ſich, was er längſt prophezeit.“ „Die Zeit wird kommen, wo ererbter und erwucherter Reichthum, angeborene und erſchlichene Stellung nicht mehr Alles gelten; wo ſtatt Eigennutz, Wucher und Beſtechlichkeit: Gemeinſinn, Vaterlands- und Nächſtenliebe walten;“ und dann wird auch er zu Anſprüchen berechtigt ſein. — Du ſiehſt, liebe

Mutter, er hat wahrgesagt. Diese Zeit bricht jetzt wild und schrecklich an.“

Man hörte den Commerzienrath die Treppe herunter kommen. — „Schweig!“ warnte die Räthin, „und erwähne Oskar mit keiner Silbe, wenn du nicht ein neues Ungewitter heraufbeschwören willst.“

Der Commerzienrath trat ein. Er schien sehr angegriffen. „Kanonen!“ seufzte er, „Kanonen in unserer friedsamen Stadt; Kanonen im neunzehnten Jahrhundert. Ja, hätten wir gebaut wie im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert: Mauern von sechs bis zehn Fuß Dicke; bombenfeste Gewölbe, die Scheiben klein und rund und in Blei gefaßt, die Straßen krumm und eng, voll Kanten, Winkeln, Erkern und Vorsprüngen. Aber wie haben wir gebaut! wie haben wir gebaut! — die Straßen gerade, die Häuser himmelhoch, die Fenster konnten wir nicht groß genug bekommen, die ganze Stadt ist von Glas, Mauer und Balkenwerk sind bloße Zuthaten. Schon beim Knall einer Kanone werden unsere Häuser zertrümmern, ein Sturmwind reißt sie um; wer eine gute Lunge hat kann sie umlachen!“

Das Wort umlachen erinnerte Ida an ihren Traum und sie lachte hell auf.

„Lachst du schon wieder?“ fragte der Commerzienrath, „befindest du dich heute so wohl?“

In diesem Augenblick krachte die erste Kanone. Alle Scheiben im ganzen Hause klirrten und dröhnten.

Ida faltete die Hände und betete laut: „Barmherziger Gott, schütze Oskar. Umfange sein Gehirn mit Nacht, schließe sein Ohr mit Taubheit, damit er diesen Donner nicht hört.“

Ein zweiter Kanonenschuß. Klirrend und krachend hörte man den Kartätschenhagel an die Steine prallen.

In den oberen Gemächern erhob sich ein Gepolter und Oskars Stimme wurde laut.

„Gott hat seine Engel zu sich gerufen, denn eine wilde, furchtbare Zeit bricht an. Mag die Welt zum blutigen Chaos werden, ich habe nichts mehr zu verlieren, und Aufopferung ist Wollust.“

Es stürzte Jemand die Treppe hinunter, Andere eilten ihm nach und schrien: „Haltet ihn, haltet ihn, er ist rasend.“ — Eine neue Salve von Kartätschen donnerte, klirrte und polterte gegen die Barricade und ein wüthendes Gelächter erhob sich.

Die Kugeln hatten in die Mehlsäcke geschlagen; in der ganzen Barricade war Alles über und über gepudert.

Im Muthe des Wahnſinns hatte Oskar ein Fenſter nach dem Garten zu zertrümmert, ſprang hinaus und ſchwang ſich über die Gartenmauer. Das rathloſe Geſinde erfüllte das Haus mit Wehklagen. Ida warf ſich in einer Ecke des Zimmers auf ihre Knie und betete laut:

„Allgütiger Gott! Deine Gnade hat mich erhalten, als ich aus Unverſtand und Vorwitz in den Giftod mich ſtürzte. Du wirſt Oskar nicht verlaſſen, der aus Hochherzigkeit und Aufopferungsluſt, von reiner Vaterlandsliebe beſeelt, dem Kanonendonner entgegeneilt. — An mir war Alles ſtrafbar und doch haſt du mich gerettet; an ihm iſt Alles lobenswerth und edel. Gerechter Gott! Du wirſt ihn ſchützen in dieſer Schreckensnacht.“

„Gott wird ihn ſchützen!“ ſprach ihre Mutter mit Thränen in den Augen; dann wandte ſie ſich zu ihrem Manne: „Glaubſt du, ſie trennen zu können?“

Nur die beſten Schützen in der Barricade durften feuern, und der rieſige Schmied ermahnte ſtets: „Haltet auf die Officiere.“ — Die Uebrigen mußten die Gewehre laden und hinreichen. Sie knirſchten vor

Ungeduld mit den Zähnen. — Immer mehr ſtreitluſtige Mannſchaft langte an. Immer lauter ward das Geſchrei zum Angriff.

„Kinder!“ — rief der Schmied — „wer hat Luſt eine Kanone zu nehmen?“ ein grelles Jauchzen war die Antwort.

Er muſterte die Reihen der mit Hämmern, Beilen und Stangen Bewaffneten und blieb vor einem Jüngling ſtehen, der, baarfüßig und baarhäuptig, nur mit Hemd und Unterbeinkleidern verſehen, ſich in die vorderſte Reihe gedrängt hatte.

„Du willſt wohl deine feinen Kleider ſchonen, mein Junge?“ — fragte ihn der Schmied — „weil du nackt gehſt.“

„Ich bin nackt zur Welt gekommen, ich kann auch nackt aus der Welt gehen.“

„Brav geantwortet und dieſer Barricade würdig. Aber du haſt ja keine Waffen.“

„Ich will eine Kanone nehmen!“

„Du ſprichſt wie ein Spartaner. Aber du zitterſt ja, friert dich?“

„Ich war krank, wie die Zeit.“

„Mein Prinzchen!“ — lachte der Schmied — „deine Antworten ſind fein, wie deine Unterhoſen. So zeige was du vermagſt.“

Noch einmal donnerten und raſſelten die Kartätſchen gegen die zitternde Barricade; in dieſem Augenblick, wo Alles voller Pulverdampf war, commandirte der Schmied: „Sturm-Thor offen! Zum Einbruch, Lauftritt mit Hurrahgeſchrei, vorwärts Marſch!“

Wenige Minuten verſtrichen; nach Verlauf derſelben ward eine Kanone in die Barricade gebracht. Auf dem Rohre lag Oskar und hielt es feſt umſchlungen; er war verwundet und hatte geſchundene Fußſohlen. Der Vorderſte im Sturm, hatte er ſich auf's Rohr geworfen, eben da der Kanonier aufhauen wollte.

„Wer iſt der junge Held?“ fragte der Schmied, „wer kennt ihn?“

Die Bürgersſöhne kannten ihn und ſprachen: „Es iſt der Neffe des Banquier Goldhardt in dem großen Hauſe dort.“

„Bringt ihn dahin und verkündet ſeine Ehre und fügt hinzu, wir Alle werden gleich ihm unſere Schuldigkeit thun und uns von einem nackten Jüngling nicht beſchämen laſſen.“

Vier Bürgersſöhne trugen Oskar nach Hauſe; ſie mußten lange pochen ehe ihnen geöffnet wurde.

Ida ließ es ſich jetzt nicht nehmen, den Verwundeten zu verbinden und zu pflegen, und der

Commerzienrath widerstand nicht länger; der siegreiche Wille der Liebe fand in dieser gewaltigen Nacht keinen Widerspruch mehr.

Oskar lag in tiefem Schlafe. Die Erschütterungen der Nacht hatten wohlthätig auf ihn gewirkt und der Blutverlust und die Anstrengung des Kampfes das Fieber aus seinen jungen Gliedern vertrieben.

Siegesjubel weckte ihn. Alle Glocken läuteten, die ganze Stadt war erleuchtet und jauchzend zog die Menge mit erbeuteten Fahnen und Waffen durch die hellen Straßen.

Lächelnd beugte sich Ida über sein Lager: „Steh auf aus deinem Grabe, Oskar! Die Zeit ist da, wo redliche Geschicklichkeit, guter Wille, Muth, Fähigkeit und Kraft, Vertrauen und Anerkennung finden.“

„Was soll das Alles heißen, holde Cousine?“

Und Ida erzählte ihm, bunt und wirr durcheinander, bald lachend und bald weinend, ihren Traum, wie sie sich mit allen ihren Anbetern entzweit und ihre Luftschlösser über den Haufen gelacht habe, und wie dieser Traum zur Wirklichkeit geworden war, wie die jüngsten gewaltigen Ereignisse eben so destructiv wie ihr Gelächter gegen alle Anmaßungen angewirkt,

und ihre Anbeter ſich allgemein lächerlich und verhaßt gemacht hatten.

„Habe ich auch wahr geträumt, Oskar?“ fuhr ſie endlich fort: „Bin ich der Engel deines Lebens? Soll ich der Preis deiner Thaten ſein? Sieh', unſere Verbindung iſt jetzt auch in den Augen der Welt gerechtfertigt. Man ehrt dich als einen Freiheitskämpfer und zum Lohn für deinen Heldenmuth und deine Tapferkeit gewährt dir mein Vater meine Hand.' — Nun, willſt du jetzt aus deinem Grabe auferſtehen?“

„Ja!“ rief Oskar, „ich erſtehe aus dem Grabe, und dieſe Auferſtehung feiere ich mit Völkern und Vaterland.“ —

Noch ein Luftschloß.

Das Glaubens-Bekenntniß.

Der Freiherr Caspar von Zechau auf Zechau war ein rieſiger handfeſter Krautjunker, der ſchon in dem zarten Alter von ſechzehn Jahren Kutſcher und Bediente durchprügelte, die beſten Racepferde zu Tode jagte, kein Mädchen in Ruhe ließ und jeden Bauerlümmel, der auf ſeine Kräfte pochte, zum Ringen aufrief und niederwarf. Sein Vater Hans von Zechau war geſtorben und hatte anſehnliche Beſitzungen und Barſchaften hinterlaſſen, nebſt einer kugelrunden Wittwe, die gern Backwerk aß und Malaga trank, den ganzen Tag über kreuzfidel war und über die Genieſtreiche ihres hoffnungsvollen Sohnes lachte, daß der Stuhl unter ihrem gewichtigen Körper knackte.

Nach vollendetem Trauerjahr wollte Caspar ungeachtet ſeiner Jugend und obſchon er nur blutwenig wußte, auf Univerſitäten gehen. Aber ſeine Mutter

konnte ſich nicht entſchließen, das liebe einzige Söhnchen von ſich zu laſſen. Auch gab es noch ländliche Vergnügungen, welche Caspar bei Lebenszeiten ſeines Vaters nicht kennen gelernt hatte: Vogelſchießen, Jahrmärkte, Kirmſe u. ſ. w., auf welchen man tanzte, zechte, ſpielte, bisweilen ſich auch raufte und balgte; lauter Zerſtreuungen, welch eganz nach Caspar's Geſchmack waren. Gewiſſenhaft beſuchte Frau von Zechau dieſe Feſte mit ihrem lieben Söhnlein, und allgemein fand man, daß ſie eine charmante Frau ſei, und der hochgewachſene kräftige Landjunker gefiel allen, die ihn kennen lernten. Die benachbarten jungen Edelleute und Gutsbeſitzer ſchloſſen Freundſchaft mit ihm und die reichen Bauern erwieſen ihm Ehre und Hochachtung.

So verſtrich die Zeit. Caspar vollendete ſein vierundzwanzigſtes Jahr und ward mündig erklärt. Der junge Majoratsherr hatte nunmehr nichts eiliger zu thun, als ſich mit den nöthigen Papieren zu verſehen, ſeiner Mutter Lebewohl und alles Glück zu wünſchen, und während ſie ſchrie und die Hände rang, ſeinen Vollblut-Araber zu beſteigen und davon zu ſprengen.

Es läßt ſich ſchwer beſtimmen, welch eine Figur Caspar unter den weit jüngeren, heutigen Tages nur

all zu gentilen Studenten' ſpielte. So viel iſt gewiß, daß er nach drei Semeſtern ſchon von mehr als ſechs Univerſitätsorten das consilium abeundi erhalten hatte. Wohin er von nun an kam und ſich aufzuhalten gedachte, ward er gemeiniglich nach vierundzwanzig Stunden ſchon vor die Polizei gefordert, um die Weiſung zu erhalten, Stadt und Land ſofort zu meiden.

Er ſelbſt äußert ſich über ſein akademiſches Leben in einem Briefe an ſeinen Juſtitiar, den Advocaten Reichmann, folgendermaßen:

„Wenn ich auch erſt drei Semeſter ſtudirt habe, mein lieber väterlicher Freund, ſo habe ich doch faſt mehr ſchon gelernt, als einem reichen Cavalier zu wiſſen ziemt. In unſeren Tagen geht alles geſchwinder und auf Gründlichkeit kommt nichts mehr an.

Solche Narren giebt es nicht mehr, die die Weisheit lieben, weil ſie Weisheit iſt; und die, nachdem ſchon ſo viel entdeckt und erfunden worden iſt, noch einmal einſam ſich hinſetzen und forſchen, um neue Erfindungen und Entdeckungen zu machen, nach denen keine Chriſtenſeele verlangt und die keine Judenſeele bezahlt! Heutigen Tages ſoll alles praktiſchen Nutzen gewähren und man weiß warum man ſtudirt. — Nicht um was zu wiſſen, ſondern

um ſich Kenntniſſe zu ſammeln, die etwas einbringen und woraus man Vortheil ziehen kann. Ein reicher Cavalier hat das nicht nöthig. Und was arme bürgerliche Studenten in ihren finſtren Hörſälen erlauſchen und gewiſſenhaft in ihre Collegienhefte eintragen, um ſich nachmals der Zeitbewegung und Volksaufklärung zu widmen, das alles lernt ein galanter Cavalier an öffentlichen Luſtorten, in Weinſtuben, Delikateſſen-Handlungen, an Gaſttiſchen, in Eiſenbahn-Reſtaurationen, auf Dampfſchiff-Verdecken, u. ſ. w.

Ich weiß, daß die Fürſten die Unterdrücker der Völker ſind; daß die Geiſtlichen darauf ausgehen, die Menſchheit zu verdummen; daß die alten Zuſtände nicht mehr paſſen und alle Einrichtungen einer Reform bedürfen, das ſind die Ideen des Jahrhunderts, welche alle Zeitungen, Bücher und Köpfe anfüllen und alles Andere gilt keinen Pfifferling mehr; Niemand giebt auch nur einen rothen Heller drauf.

Glauben Sie aber nicht, alter Freund, daß — weil ich doch einmal aus allen deutſchen Bundesſtaaten ausgewieſen werde — meine Sitten die eines Landſtreichers ſind und irgend etwas Rohes in meinem Weſen liege.

Nein! Dank ſei es meinem Namen, ich bin ſalonfähig, und Dank ſei es meinem Vermögen und

meiner Figur: ich kann ein Löwe, ein Dandy, ein Faſhionable, ein jeune honnel comme il faut ſein.

Wenn mir das Eſſen noch ſo gut ſchmeckt, kann ich thun, als ſei ich beſſerer Koſt gewohnt. Ich kann den feinſten Wein mit einer Miene trinken, als hätte ich dergleichen ſchon Orhoftweis hinuntergegoſſen und das feinſte unſchuldigſte Dämchen kann ich lorgnettiren mit einer Frechheit, als wollte ich ſagen: „Hundert Ducaten für eine Nacht.“

Allein ich bin auch deutſcher Student, und als ſolcher, was gewiß in heutiger Zeit ſelten iſt, ein homo sui juris, ein Majorats- und Territorial-Herr ſogar. Alles das flößt mir ein mythiſches Selbſtbewußtſein ein, ein Bewußtſein, welches ſich nur in die Perſon eines ſo abſonderlichen deutſchen Studenten, wie ich bin, heutigen Tages noch verirren kann und wovon die jetzt lebende Generation keine Ahnung mehr hat.

Dieſes mythiſche Selbſtbewußtſein muß allen meinen übermüthigen Studentenſtreichen zur Entſchuldigung dienen. Vielleicht hat auch Eitelkeit ihren Antheil daran. Ich weiß es nicht, allein ich muthmaße es, denn ich fühle, ich thue nichts Großes.

Ich will Ihnen ein Beiſpiel geben. Ich komme vor den Rector.

„Herr von Zechau! Sie haben ſchon wieder aufrühriſche Reden gehalten.“

„Magnificenz! Nicht daß ich wüßte.“

„Wollen Sie läugnen, was vor hunderten von Zeugen geſchehen iſt?“

„Magnificenz! Wie Sie ſehen, bin ich comme il faut. Ich habe nur den einzigen Fehler, daß ich mich dann und wann einmal ausſprechen muß, welches mir heute unglücklicher Weiſe auf offenem Markte begegnete. Ich hatte trefflich gefrühſtückt. Das iſt in einem civiliſirten Staate erlaubt; und wie ich mir Bewegung machen will, begegnet mir ein kräftig gebauter, ſchlechtgekleideter, bleicher und verhungerter Menſchenſtamm, der von karger Mittagskoſt herkommt, um ſich an die Arbeit zu begeben. Da lief mir die Galle über und das war ſehr wohlthätig für meine Verdauung, und weil es mir gut bekam, fuhr ich fort mich zu ärgern über die Zeit, in welcher nichts ſitzen und paſſen will; über die Trägheit, die nicht mit Fäuſten drein ſchlägt und über die Memmen, die nur mit der Feder fechten können; über den geduldigen Michel, der ſich trotz aller Caricaturen und Pasquille die Schlafmütze über die Ohren zieht, und über die deutſchen Schafe mit den Bärenknochen, die Sommers und Winters in aller Unterthänigkeit ſich ſcheren

laſſen. Aber gerade wie ich mitten im beſten Eifern war, erſchien der Pedell mit der höflichen Bitte, mich zum Rector Magnificus zu verfügen. — Ich gehorchte.“

„Sie haben einen Auflauf erregt.“

„Magnificenz! Es war nicht meine Schuld. Die Ideen des Jahrhunders ſind, wie Sie wiſſen werden, nicht breit genug zu treten. Ich habe einen Verſuch mit ihrer Dehnbarkeit unter Gottes freiem Himmel nur deshalb angeſtellt, weil man in ſeinem Zimmer — und ich bewohne die ganze Belle-Etage in dem *Hauſe — keinen Platz dazu hat. Deshalb blieben die Leute auf der Straße ſtehen, denn dergleichen war ihnen hier zu Lande noch nicht vorgekommen.“

„Herr von Zechau, es thut mir Leid! Aber nach dieſer Eröffnung bleibt mir nichts übrig, als Sie zu ermatriculiren und der Polizei zu übergeben.“

„Magnificenz werden thun, was Sie müſſen. Ich begreife das und wünſche nur, daß Magnificenz ebenfalls begreifen, daß ich auch nichts weiter that, als was ich thun mußte. Wir Menſchen alle gehorchen den Umſtänden und der Nothwendigkeit. Es fragt ſich nur, kommt dieſer Drang von innen aus uns ſelbſt, oder fügen wir uns in Gehorſam den äußeren und fremden Einflüſſen.“

Wir können reden, was wir wollen und werden sehr zuvorkommend behandelt, wenn wir ausgewiesen werden.

Ich erscheine auf der Polizei, werde dem Assessor gemeldet, und brauche keine zwei Minuten zu warten.

„Herr von Zechau! Sie sind geständig, auf freier Straße zum Volke geredet zu haben?"

„Herr Assessor, ich glaube beinahe."

„In welcher Absicht thaten Sie das?"

„In keiner. Es geschah unwillkürlich. Ich hatte schon beim Kaffee meine Zeitungen und Journale gelesen, um meine liberalen Gefühle anzufrischen und mir einen Vorrath destructiver Gesinnungen für den ganzen Tag zuzulegen. Ich ging zum Frühstück, fand wieder Zeitungen und hörte nur von Politik reden. Ich besuchte verschiedene Wein- und Bierhäuser, überall fand ich Zeitungen und hörte Politik. Diese politische Ueberfülle mußte ich in Folge meiner Unmäßigkeit wieder von mir geben und dies geschah leider auf offner Straße. Das alles würde nicht geschehen sein, wenn wir schärfere Censur hätten und endlich auch das Sprechen über Politik an öffentlichen Orten verboten würde."

„Herr von Zechau, ich sehe mich leider genöthigt, Sie in Ihre Heimath zurück zu weisen. Geben Sie

mir aber Ihr Wort, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlaſſen, ſo ſoll es auf Sie ankommen, wohin ich Ihren Paß viſire.“ —

Solche Scenen wiederholten ſich anfangs monatlich und ſpäter wöchentlich. Jetzt endlich brauche ich nur meinen Paß zu zeigen, ſo wird mir und der Polizei jede Weitläufigkeit erſpart. Man verſagt mir den Aufenthalt und ich muß wandern von Ort zu Ort, ruhelos, wie der ewige Jude.

Ich gehe nach Frankreich. Ich bin entſetzlich Deutſchland müde. Ich finde keine Jugend, kein Volk, keinen Geiſt mehr. Alles iſt faul und jeder treibt Schacher mit ſich ſelbſt. Der heutige Philoſoph ſagt, was iſt iſt vernünftig und beweiſt ſchulgerecht, daß alles was geſchieht, gerade ſo geſchehen muß, wie es geſchieht. Ich aber ſage: alles was iſt, iſt für Geld zu haben, und alles was geſchieht, geſchieht des Geldes halber.“

So ſchrieb Caspar im October des Jahres Achtzehnhundertvierzig . . . Damals bildeten ſich zahlreiche Vereine, um — wie ein katholiſcher Prieſter ſich ausdrücken würde — den clericaliſchen Geiſt anzufriſchen; wie man aber in dem gemäßigteren proteſtantiſchen

Norddeutſchland ſagte: „um dem Unglauben und der überhand nehmenden religiöſen Gleichgültigkeit entgegen zu arbeiten.“

Dieſe Vereine waren gar ſeltſamer und verſchiedener Art. Es gab unter anderen Vereine zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier; Evangeliſche Paſtoral-Geſellſchaften zur Vermehrung des Seelſorger-Perſonals; Vereine für gläubige Handwerker; Vereine für gottesfürchtige Jugend; und weil die Theologie ſtudirende Jugend am wenigſten zurückbleiben durfte, auch einen Chriſtusbund, zur Aufrechthaltung des hiſtoriſchen Chriſtus, wider die naturphiloſophiſchen und rationaliſtiſchen Lehren eines Paulus, Strauß (einigermaßen auch Schleiermacher) und vieler anderer.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß alle dieſe Vereine ſich eines allerhöchſten Schutzes erfreuten. Ihr Aufkommen, welches damals noch einer Sanction von Seiten der Regierung bedurfte, beweiſt dieſes hinreichend. Indeſſen fanden die Chriſtusbündler Schwierigkeiten.

Der akademiſche Senat nämlich verſagte anfangs einem Chriſtusbunde bei — aller Anerkennung ſeiner Löblichkeit — die Beſtätigung, weil derſelbe andere Verbindungen entgegengeſetzter Art hervorrufen könne,

denen eine Bestätigung alsdann eben so wenig zu versagen sei.

Die Christusbündler aber, im Vertrauen auf den Schutz, den der Köhlerglaube von oben zu erwarten habe, wandten sich an ein hohes Ministerium, welches auf entgegengesetzte Weise entschied. Das Erkenntniß lautete:

„Daß einem Vereine, der sich mit der Bestimmung der evangelisch-lutherischen Facultät in einem so wesentlichen Einklang befände, kein gesetzliches Hinderniß entgegenstehen könne; während einem Vereine entgegengesetzter Natur (an dessen Aufkommen der Senat unmöglich im Ernste gedacht haben würde) angenommen, daß sich ein solcher bilden wolle, die Anerkennung des Christusbundes schon als gesetzliches Hinderniß entgegenstehen würde."

Dieses Erkenntniß empörte die Rationalisten und Naturphilosophen, und ihre Erbitterung kann als der Uranfang jener religiösen Bewegungen angesehen werden, welche in Ronge ihren Helden fanden, der sie durch alle Schichten der Gesellschaft verbreitete.

In Religionssachen versteht der Deutsche keinen Spaß. Deutschland war der Herd der Reformation und dreißig Jahre lang das Schlachtfeld, auf welchem die Glaubensfreiheit erkämpft wurde. Um jene Zeit

aber war die treue Bundesgenossin der Glaubensfreiheit, die deutsche Presse, gefesselt und ihr Widerspruch war durch Censur-Maßregeln und Bücher-Verbote vollends zu unterdrücken.

Schon triumphirten die Christusbündler und alle übrigen Vereine waren der stolzesten Hoffnungen voll. Die Geistlichkeit aller Orte mit ihrem ganzen Anhange trat ihnen bei, und der alte Hochmuth erwachte wieder; schon dachte man daran, den alten Einfluß in Häusern und Familien wieder geltend zu machen.

Und dennoch hatten sämmtliche Vereine, bei dem kräftigsten Schutze von oben, und bei der völligen Wehrlosigkeit ihrer Gegner, nicht nur gar keinen Erfolg, sie bewirkten sogar das Gegentheil von von dem, was sie sollten, und zwar auf eine Schrecken erregende Weise.

Nach den Landes-Gesetzen war es jedermann freigestellt, nach Belieben ungehindert aus der Kirchen-Gemeinde auszutreten.

In aller Stille, oder vielmehr ganz von selbst, bildeten sich daher Austritts-Vereine, welche sich auf die Landes-Gesetze beriefen und deren Schutz in Anspruch nahmen:

Um sich öffentlich von allem Autoritäts-

Glauben loszusagen; um nur der freien Erkenntniß Gehör zu geben; um allen kirchlichen und religiösen Ansprüchen, dem Staate gegenüber zu entsagen und nichts von allem, was aus der Religion stammt, weder im Unterricht, noch im Leben, sich aufdringen zu lassen."

Dieses waren die freien Gemeinden. Wie sehr sie sich in kurzer Zeit vermehrten, ist bekannt. Die Regierung suchte freilich den Austritt aus dem Kirchen-Verbande, der ursprünglich kostenfrei war, dadurch zu erschweren, daß jede Person für Verhandlung, Gebühren und Schreibereien einige Thaler zu entrichten hatte. Dieses minderte jedoch auf keine Weise das Austreten, welches dermaßen überhand nahm, daß an mehren Orten die Kirche schon lediglich auf ihre Gebäude und ihre Geistlichen reducirt war.

In Zechau war bisher alles beim Alten geblieben. Der alte Pastor war vor Kurzem gestorben und der vormalige Erzieher des jetzigen Gutsherrn an seine Stelle getreten. Er hatte nicht umhin gekonnt, ebenfalls Mitglied mehrerer Vereine zu werden. Allein er beschränkte sich wohlweislich darauf, die

unbedeutende Beisteuer zu entrichten. Auf der Kanzel eiferte er wohl hin und wieder einmal wider Tanz und Kartenspiel am heiligen Sonntag, ohne sich jedoch auf etwas Weiteres einzulassen. Denn in Zechau waren noch nicht einmal die Edicte der Regierung: wegen Beschränkung lärmender Vergnügungen und Schließung der Läden und Wirthshäuser während des Gottesdienstes zur Anwendung genommen.

Zechau ist ein gesegnetes Dorf und liegt in einer fetten Marschgegend; die Bauern dort sind alle reich und sehr dem Kartenspiel ergeben. Schon Sonnabends gehen sie in die Wirthshäuser und spielen mit geringer Unterbrechung, um zu speisen und ein Stündchen zu schlafen, bis Dienstags früh. Um die Kirche kümmern sie sich wenig.

Ganz anders ist es mit den Frauen, den Töchtern, den unerwachsenen Söhnen und dem Gesinde.

Es gewährt in der That einen lieblichen Anblick, wenn beim Läuten der Kirchenglocken Sonntagsvormittags die Bauerfrauen und Mädchen, in ihrem bunten Putze, von den lachenden Filialdörfern kommen und durch die gesegneten Auen nach Zechau wandeln. In der einen Hand halten sie das Gesangbuch und das schneeweiße Schnupftuch; in der anderen einen

ungeheuren Blumenſtrauß. Etwa tauſend Schritte hinter ihnen folgen die Bauerknaben und Knechte, denn die Sitte duldet nicht, daß Burſchen und Mägde mit einander zur Kirche gehen oder neben einander in der Kirche ſitzen.

Mit den Blumenſträußen hat es eine eigene Bewandtniß. Es wird eine Art Luxus damit getrieben, und die Jungfrauen halten viel auf ihre Sonntagsſträuße. Sie winden die ſchönſten und ſeltenſten Blumen hinein, und eine will es der anderen zuvorthun. Diejenige aber, welche den prächtigſten Strauß hat, rühmt ſich deſſen die ganze Woche hindurch. Auch diejenige, welche in ihrem Strauße nur eine einzige koſtbare Blume aufzeigen kann, hat ihren Theil Ehre acht Tage lang davon; denn es wird ſtrenges Gericht gehalten über die Sträuße und jede Blume ſorgfältig geprüft.

So wie nämlich die Geſänge vorüber ſind und die Predigt beginnt, gehen die Sträuße von Hand zu Hand. Jede einzelne Blume wird betrachtet und berochen und der Strauß weiter gegeben, um einen anderen dafür in Empfang zu nehmen, mit dem man es ebenſo treibt.

Was ſoll dieſe Sitte und woher rührt ſie?

Lieber Gott! Man will doch eben in der Kirche

nicht ſchlafen und eine geſunde vollblutige Bäuerin, wenn ſie an heißen Sommertagen lange ſtill ſitzen, ſchweigen und zuhören ſoll', fängt leicht an einzunicken.

Der verſtorbene Prediger, welcher über dreißig Jahr in Amt und Würden geſtanden hatte und ein Geiſtlicher von alt-proteſtantiſchem Schrot und Korn war pflegte oft drei, vier Stunden lang zu predigen. Die redliche Andacht geſunder Landleute reicht für ſolche Dauer nicht hin. Mit dem jungen Paſtor war es freilich ein Anderes. Der Erzieher des Freiherrn Caspar von Zechau hatte, wie ſich erwarten ließ, nicht nur Talent, ſondern auch ſtrengwiſſenſchaftliche Studien. Allein das alles achtete er viel zu hoch um es den Bauern preis zu geben. Unvorbereitet betrat er ſtets die Kanzel und ſprach auf's Gerathewohl, was ihm in den Sinn kam. Auch bei ihm bedurfte man eines unſchuldigen Kirchen-Zeitvertreibs im Sommer während der Predigt und einen glücklicheren und zweckmäßigeren konnte es nicht geben, als das „Blumen beriechen und Strauße wandern laſſen."

Freilich haben Blumen etwas Narkotiſches. Sie befördern den Schlaf mehr, als ſie ihn vertreiben; und gar manche gemüthliche Bauerjungfer ließ mitten im beſten Blumen-Beriechen das Köpfchen ſinken, ſo

daß das friſche Antlitz in den Blumen verborgen, ruhte und ſchlief. Dann aber wurde ſie durch Kneipen, Nadelſtiche und andere zarte Bemühungen, wieder wach gerufen und fand Gelegenheit ihren Nachbarinnen, wenn der Schlummer dieſe überfiel dieſelben Dienſte chriſtlicher Liebe zu erweiſen.

Dies war der Jungfern-Zeitvertreib während der Predigt. — Allein die Bauerſöhne und Knechte, welche keine Sträuße mitbrachten, wie erwehrten ſie ſich des Schlafes?

Je nun! Das Schicklichkeits-Gefühl der Männer iſt minder zart, und Bauern genieren ſich ſelten. Sie thaten was ſie nicht laſſen konnten: ſie ſchliefen in der Kirche. — Nur wenn ſie laut zu ſchnarchen anfingen, wurden ſie von ihren Nachbaren durch Hackentritte vor das Schienbein und wohl angewendete Rippenſtöße, in's irdiſche Jammerthal zurückgerufen, und wenn ſie dann aufſchraken und ſchmerzlich das Geſicht verzogen erfolgte ein leiſes flüſterndes Gelächter. Auch ſolche Auftritte gehörten zu den Kirchen-Zeitvertreiben und zu den Geſprächen womit man ſich die ganze Woche unterhielt.

So war es ſeit Menſchengedenk in Zechau geweſen und ſo war es jetzt noch, und Nachmittags ging es zum Tanz mit Lärmen, Jauchzen, Trinken

und Prügeleien und die Gendarmen waren zugegen und gaben müſſige Zuſchauer ab; denn es würde ihnen übel bekommen ſein, hätten ſie ſich hineingemiſcht.

Doch endlich ſollten die allgewaltigen Ideen dieſes Jahrhunderts auch über Zechau ihren unwiderſtehlichen Einfluß ausüben und der mächtige Flügelſchlag des Zeitgeiſtes ſollte über die üppigen Marſchgegenden rauſchen. Die Edicte der Regierung wegen Beſchränkung der Sonntags-Vergnügungen u. ſ. w. wurden verſchärft und der Paſtor von Zechau erhielt ſtrenge Weiſung vom Conſiſtorium, auf das ſittliche Benehmen ſeiner Gemeinde zu wachen und ſie zum fleißigen Kirchengehen anzuhalten.

Die Verſchärfung jener Regierungs-Edicte hatte keine weitere Folgen. Das Zechauer Territorial-Gericht war notoriſch das lüderlichſte im ganzen Lande, und wenn auch Naſen über Naſen einliefen, ſo war man dergleichen ſchon gewohnt; man ließ ſich alles mögliche ſagen und alles gehen wie es ging.

Der Paſtor von Zechau hingegen hatte mehrmals in nahe gelegenen Städtchen unter großem Zulauf und zur allgemeinen Erbauung geprebigt. Er hatte ſich ferner daſelbſt mit einer reichen frommen Wittwe verlobt, durch deren Einfluß ihm die an der Haupt-

kirche vacante einträgliche Predigerſtelle ſo gut wie gewiß war. Er mußte ſich jetzt bei dem Conſiſtorium beliebt zu machen ſuchen, und hatte nach ſeinem Gutsherrn und den Bauern nicht eben viel mehr zu fragen.

„Sehet hier!“ ſprach er eines Sonntags auf der Kanzel indem er die Bibel zeigte. „Dieſes iſt das Wort des Herrn und ſo fern Ihr daran glaubet, ſollt Ihr ſelig werden und der böſe Geiſt, dieſer todte Löwe, dieſer durch Jeſum Chriſtum längſt überwundene Erbfeind, hat keinen Theil an Euch.

Ja! könnte er wie er wollte, längſt ſchon hätte er dieſes Buch vernichtet, und ginge es ſeinem Wunſche nach, längſt ſchon wäre keine Bibel in der ganzen Chriſtenheit mehr zu finden. Aber nicht einen Buchſtaben, nicht ein I-Tüpfelchen aus irgend einer von allen Bibeln, die es giebt, kann er hinweg ſtibitzen, und vor dem Namen des Herrn, vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes und vor dem Evangelium, was ſein Sturz und ſeine Niederlage vollbrachte, muß er weit aus dem Wege weichen.

Allein ſeine hölliſche Tücke raſtet nimmer. Und damit nicht etwa die heilige Schrift, die Furcht vor dem Herrn und der ſelig machende Glaube ſein ganzes finſteres Reich entvölkere, hat auch er ein Buch er-

funden, welches allen göttlichen Geboten und allen heiligen Lehren Hohn ſpricht, wodurch man himmliſche und irdiſche Wohlfahrt ihm preis giebt und dem Dienſte des Herrn entſagt um lediglich ihm anzugehören.

Dieſes Buch hat zweiundfunfzig Blätter, denn fünf und zwei macht ſieben, und ſieben der Todſünden giebt es zu allen denen dieſes Buch führt.

Dieſes Buch hat zwei Farben, roth und ſchwarz. Denn roth iſt die Gluth der Hölle und ſchwarz iſt der Teufel ſelbſt.

Dieſes Buch hat vier Zeichen. Das Kreuz; allein das Kreuz iſt ſchwarz, zum Zeichen, daß es zur Finſterniß führt und nicht zum Lichte. Die Raute, und die iſt roth, zum Zeichen, daß blutiger Reue denjenigen ergreift, welcher ſich mit dieſem Buche befaßt. Den Spaten und der iſt ſchwarz, zum Unterſchied des Spatens der Jeſu Chriſti Seite traf und ſich röthete vom Sühnungsblut des Opferlammes. Das Herz, und das iſt wiederum Roth vor glühender Scham, daß es Herzen giebt die an ſolch einem Buche hangen.

Kennt Ihr dieſes Buch? meine lieben Brüder und Schweſtern. Dieſes Buch iſt ein Spiel Karten. Die Karten ſind eine Erfindung des Teufels wider

die Bibel, um die Herzen und Seelen der Christen abwendig zu machen von dem Herrn, damit ſie anbeten den Pſeudotheos der Finſterniß.

Habt Ihr ſchon jemals beten hören beim Kartenſpiel? Gewiß niemals! Aber Fluchen? das iſt allgemein, und das habt Ihr oftmals gehört!

Ihr Frauen und Jungfrauen, Ihr Männer und Burſchen! Die Ihr wie es guten Chriſten ziemt heut in der Kirche ſeid um das Evangelium zu hören, und Euer Andachtopfer dem Herrn darzubringen! Sagt mir wo ſind Eure Männer, Eure Väter, Eure Herren?

Wo ſind ſie, denn es iſt Feſttag und es iſt uns geboten den Feſttag zu heiligen! Wo ſind ſie und wie heiligen ſie den Feſttag?

Wehe! wehe! Sie ſind nicht in der Kirche, ſondern ſie ſind in der Schenke. Sie hören nicht das Evangelium, ſondern ſie blättern im Buche der Sünde. Sie erweitern ihre Herzen nicht um den heiligen Geiſt zu empfangen, ſondern ſie verhärten und verſtocken ihre Herzen für die Finſterniß.

Verſetzt Euch einmal im Geiſte zu ihnen, denn Ihr wißt ja und habt es oftmals geſehen, wie ſie da ſitzen. Begebt Euch mit mir — das heißt im Geiſte — nach jenen Sonntagshöhlen der Finſterniß, wo ſie

ihrem Moloch opfern! — Nicht wahr? — Eine Todtenstille herrscht. Bang und beklommen sitzen sie da. Ihr Athem stockt, ihre Herzen klopfen hörbar.

Welch eine Andacht ist das? Auf welch ein Evangelium lauschen sie.

Das will ich Euch sagen.

Horcht! Es rauschen die Blätter der Sünde; die hölliſchen Zeichen decken sie auf, der entscheidende Augenblick tritt ein, wo der Teufel die bare Münze, dem Einen ab- und dem Anderen zuspricht.

Das ist das Evangelium worauf sie lauschen! — Und welches ist ihre Andacht?

Gott der Schöpfer hat sie in seiner Allgüte mit Habe und Gut und Ueberfluß reichlich gesegnet. Allein sie wollen ihren Reichthum nicht Gott dem Schöpfer verdanken. Sie werfen, was Gott ihnen beschert hat mit vollen Händen gotteslästerlich von sich, um es vom Teufel wieder zu erhalten. Damit sie in Zukunft nicht nöthig haben Gott dem Herrn christlich treu dafür Dank zu sagen, sondern sich berühmen können: Für Hab und Gut und Ueberfluß und daß ich sorglos und üppig leben kann, sei der Teufel gedankt.

Das ist ihre Andacht und deshalb sind sie nicht hier; und diese ihre Andacht verrichten sie in der

Schenke. Denn die Schenke ist die Kirche des Teufels.

O sehet hin und hört wie jene fluchen und mit Fäusten auf den Tisch schlagen und diese hohnlachen und spotten, weil sie blanken Gewinn einstreichen!

Warum fluchen sie — am Sonntag unter der Predigt! — Warum? — Weil der Fluch ein Stoßgebet ist an den Teufel. Der Teufel soll ihnen gnädig sein, damit sie gewinnen. Und warum hohnlachen jene, die schadenfroh ihre Hände und Taschen füllen? Weil der Teufel in Hohn und Schadenfreude verehrt sein will.

Und nun saget mir, wer ist besser daran, und wen möget Ihr beneiden: jene welche fluchen und aus Verzweiflung mit Fäusten aufschlagen; oder diese welche mit Freudegier einstreichen, was ihnen der Teufel beschert hat?

Um des Himmelswillen beneidet die Letzteren nicht, denn die Gewinnenden sind die Verlorenen, die Verlierenden aber sollen nicht verloren sein.

Andächtige Zuhörer! Einige unter Euch hatten ehmals Haus und Hof, und waren mit Habe und Gut reichlich gesegnet. Die Blätter der Sünde haben sie um all das Ihrige gebracht und sie müssen jetzt mit Frau und Kindern Taglöhner- und Knechtes-

dienste leisten, denjenigen mit denen sie ehmals schwelgten und sündigten.*) Sie haben verloren alles was sie hatten, allein sie sind nicht verloren. Ihren Mammon hat der allbarmherzige Gott dem Bösen zuerkannt, sie selbst aber hat er für sich behalten und sie sind mit Frauen und Kindern, heute in der Kirche; sie sind hier vor dem Herrn erschienen und ihr Andachtopfer ist dem Herrn wohlgefällig.

„Ihr aber, Ihr Mütter und Kinder derer, so heute nicht vor dem Herrn erschienen sind, sondern die während des Gottesdienstes in den Schenken sitzen und spielen, trinken und fluchen. Glaubt Ihr, daß Eure Andacht dem Herrn gleichfalls wohlgefällig sei? — O nein! da irrt Ihr sehr! — beneidet diese Tagelöhner und Knechte, die vormals Eures Gleichen waren, denn Gott hat sie aus den Schlingen der Hölle gerettet. Eure Männer und Väter hingegen überläßt er mit Haut und Haar der Gewalt des Satans. Er schenkt ihnen keinen Muth wieder zu ihm zu kommen und sie scheuen sich jetzt vor Kirche, Predigt, Orgel und Gesang, die ihnen Pein und Langeweile verursachen, weil sie verloren sind."

*) Bei reichen Bauern durchaus kein seltener Schicksalswechsel.
Anmerkung des Verfassers.

So hatte der Paſtor von Zechau noch niemals geſprochen und auch kein einziger von allen ſeinen andächtigen Zuhörern und Zuhörerinnen hatte heute geſchlafen. Nach vollendetem Gottesdienſte verließen die Weiber weinend die Kirche, und die Knechte und Burſchen ſahen furchtſam und bedenklich aus.

Das war heut ein verſtörter Sonntag. In allen Häuſern gab es Zank und Streit und in allen Schenken und Tanzſälen Prügeleien. Was die reichen Bauerweiber am meiſten verdroß, war, daß der Herr Paſtor ſie tief unter diejenigen geſtellt hatte, die jetzt nicht mehr ihres Gleichen waren. Die Männer aber ſagten: „Kinderpoſſen, Narretheі. Ich ſoll mich wohl nach den Worten des Herrn Paſtors richten, nicht aber nach ſeinen Werken. Der Herr Paſtor ſelbſt hat mit uns Karten geſpielt auf dem Schloſſe, auf Hochzeiten und auf Kindtaufen, und er würde auch am Sonntag unter der Predigt mit uns Karten ſpielen, wenn er nur abkommen könnte, wenn er nicht eben predigen müßte, und das iſt's eben was ihn verdrießt.“

Im Ganzen läßt der reiche Bauer in ſeinem Hauſe ſich viel gefallen. Denn er ſelbſt thut nichts, höchſtens beaufſichtigt er einmal ſeine Felder. Doch ſeine Frau und Kinder müſſen arbeiten, und wenn Bauern arbeiten ſollen, ſo verlangen ſie auch, daß man ihnen

aus dem Wege geht. Kurz, der reiche Bauer hat in ſeinem eigenen Hauſe, abgeſehen davon, daß er ſich pflegen kann, nur wenig zu ſagen. Doch eines kann er nicht leiden: wenn die Weiber weinen und die Dienſtboten mürriſch ſind. Im Laufe der Woche erſchienen mehrere Frauen vor Gericht um ihre Ehemänner zu verklagen, die ſie lebensgefährlich (denn das jus modice castigandi iſt auf dem Lande herkömmlich) gemißhandelt hatten.

Der Advocat Reichmann wurde ſofort berufen, und würde alles in Liebe und Güte geſchlichtet haben, allein der Paſtor wollte nicht nachgeben. Er berief ſich auf ſeine Weiſungen von Seiten des Conſiſtoriums und deutete auf den höheren Wirkungskreis hin, den er mit Nächſtem auszufüllen habe und den er bei allen Rückſichten der Dankbarkeit und Hochachtung gegen den Freiherrn von Zechau doch vor Augen behalten wollte.

Das war noch nicht alles. Die Predigt hatte auch einen transterritorialen Erfolg. Der Paſtor von Zechau hatte als einen Beweis ſeines clericaliſchen Eifers und Gehorſams ſein Concept dem Conſiſtorium eingeſandt, welcher dieſe Predigt ſo muſterhaft fand, daß er dieſelbe in zahlreichen Exemplaren drucken und im ganzen Lande vertheilen ließ. Einige Exemplare

gelangten auch nach Zechau und unglücklicherweise waren Ort und Datum, wann und wo die Predigt gehalten worden, offen auf dem Titelblatte angegeben. Diese öffentliche Beschimpfung empörte die Bauern vollends, und trotz der herkömmlichen Ehrfurcht vor dem geistlichen Ornate, drohten sie mit Selbsthülfe und untersagten Weibern, Kindern und Gesinde die Kirche von Zechau zu besuchen, so lange dieser Pastor noch predige.

Der Advocat Reichmann wußte unter diesen Umständen nichts weiter zu thun als sofort nach Paris zu schreiben und seinen jungen Freund zu einer schleunigen Heimkehr einzuladen, bevor diese Unordnungen weitere Folgen haben könnten.

Victoria! (schrieb Caspar aus Paris) Ich habe die Freiheit gefunden. Die französische Frau ist frei. Vivat! das nenne ich Freiheit, das nenne ich Emancipation!

Ich will Ihnen das erklären bester Freund!

Wenn eine Römerin einen schönen Kopf, Arm oder Bein hat, so geht sie zu einem Künstler und fragt: „Brauchen Sie ein Modell?“ Entweder sagt der Künstler: „Ja!“ und abcontrefeit sie, oder er

empfiehlt ſie einem ſeiner Freunde, der gerade ſolch einen Kopf, Arm und Bein zu einem Bildwerk nöthig hat und das Mädchen gewinnt durch ihre Normalſchönheit ihren Unterhalt, und nützt der Kunſt und dem Künſtler.

Allein wie armſelig iſt dieſes Detail-Geſchäft mit weiblichen Normal-Gliedmaßen, gegen den großen Pariſer Handel mit dem ganzen Geſchlechte in allen ſeinen geiſtigen und körperlichen Eigenſchaften, Gaben, Reizen, Vorzügen, Eigenthümlichkeiten, Schwächen, Grillen und Launen. Eine große Anzahl von Comptoirs macht dort die glänzendſten Geſchäfte damit.

In Paris heirathet man nicht. Man geht nach einem Heirathe-Comptoir (bureau de mariage) und beſtellt ſich eine Geliebte nach beliebigen Geiſtes- und Körpergaben. Der Millionär findet hier ſeine petite Maitresse, welche ſich contractmäßig ihre hunderttauſend Franken jährlich ausbedingt, und der Student oder der arme Künſtler ſeine Griſette, welche nur dreißig Franken monatlich verlangt.

Und welche Nachfrage iſt nach dieſem Artikel. Welchen Stolz, welches Selbſtgefühl hegt die Pariſer Frau; welche Anſprüche macht ſie, welche Rückſichten verlangt ſie, wie ſehr läßt ſie ſich ſuchen, und wie glücklich ſoll man ſich ſchätzen ſie gefunden zu haben.

Frankreich iſt noch immer das Land der Galanterie. Nur daß auch dieſe Galanterie ſich civiliſirt hat. Keine Romantik mehr, ſondern bare Zahlung; keine Abenteuer mehr, ſondern Geſchäfte; keine Ritter mehr, ſondern Banquiers und die Blancheflours und Iſolden, laſſen ſich nicht mehr von Tugend und Tapferkeit rühren, ſondern verkaufen ſich für Geld.

Mit einem Worte, der ſogenannte Zeitgeiſt iſt ein ſtreng merkantiliſcher. Tugend, Talent und edles Selbſtbewußtſein haben keinen Werth für ihn; er kümmert ſich nur um das was zu Markte kömmt, feil geboten wird und ſeine Taxe hat. Für ihn giebt es nur Frauen die ſich proſtituiren und Geiſter die ſich profaniren. Erſteres in Frankreich, letzteres in Deutſchland. Beides iſt ein und daſſelbe und darauf eben wollte ich hinaus. Sie werden mir Recht geben müſſen.

Von den gegenwärtigen religiöſen Bewegungen habe ich etwas erwartet.

Die unterdrückte Glaubensfreiheit, im Kampfe mit dem vom Staate ſanctionirten, und von allen Regierungen beſchützten Köhlerglauben, konnte die Reformation, die bisher nur Theologie war, in's Gebiet der Philoſophie hinübertragen und alle ſeitherigen Entdeckungen und Eroberungen der Wiſſenſchaft be-

nutzen um einmal wieder den deutſchen Geiſt in ſeiner ganzen Größe und Herrlichkeit zu offenbaren.

Aber wehe! Die Philoſophie und die mit ihr vereinten, auf zahlreiche Siege ſtolzen Naturwiſſenſchaften verlaſſen den Boden der Weisheit und Wiſſenſchaft, verwechſeln Zweck und Mittel, Aeußerlichkeit mit Innerlichkeit und ſtatt ſich in eine allgemein faßliche, deutlich klare Form zu kleiden, erblicken ſie in Flachheit, Plattheit und Gemeinheit, ihr höchſtes Ziel, ihren letzten Zweck.

Daß es unter allen den jungen freiſinnigen Schriftſtellern jetzt keine einzige hervorragende Perſönlichkeit giebt, iſt nur zu beklagen.

Daß die Mittelmäßigkeit ſtolz thut auf ſich ſelbſt, daß ſie ſich brüſtet, *weil* ſie Mittelmäßigkeit iſt, kann ſchon bedenklich erſcheinen, denn von der Mittelmäßigkeit ſteht nichts zu hoffen.

Daß die Mittelmäßigkeit aber Geiſteskraft und Adel und alles geiſtig Hervorragende beſeitigen und als der Freiheit ſchädlich verbannen will, iſt geiſtige Fäulniß, Entartung, Ehrloſigkeit, das iſt der elendeſte, pöbelhafteſte Oſtracismus den es jemals in der Weltgeſchichte gab.

Folgende Phraſen gehören zu den beliebteſten und häufigſten.

„Beſſer ein gebildetes Volk ohne Helden und Genies, als einzelne Helden und Genies in einem rohen Volke. — Die Zeit iſt eine nivellirende. Die Vorrechte des Talents, die Vornehmheit des Beſſerwiſſens, der Stolz des Genies kann nicht mehr geduldet werden. — Seine Selbſtſtändigkeit und ſeine Anſprüche ſoll man aufgeben, um der Sache der Freiheit zu dienen u. ſ. w. u. ſ. w.;“ wie alle dieſe Redensarten heißen, womit der deutſche Geiſt heutigen Tages methodiſch ſich entwürdige, und ſyſtematiſch ſich entehre.

Die Zeit die zu den deutſchen Literaten ſpricht: „Ich dulde keinen Gelehrtenſtolz mehr;“ kann mit demſelben Rechte zu der Pariſer Frau ſagen: „Ich dulde auch keinen Tugendſtolz.“ Männer-Weisheit iſt eben ſo viel werth, wie Frauen-Tugend, und wenn die Stuben-Weisheit verpönt wird, ſo mag die häusliche Tugend mindeſtens auch zur Hölle fahren.

Die Zeit, die zu dem Künſtler ſpricht: „Ich dulde nicht mehr die Vornehmheit des Genies und die Ariſtokratie des Talentes;“ muß im ſelben Sinne zur Jungfrau ſagen: „Ich dulde nicht mehr das conſervative Weſen der Unſchuld und die Excluſivneß der Keuſchheit.“ Denn Mannes-Genie muß rein und unentweiht ſein, wie Mädchen-Unſchuld. — Hinaus

mit allem in die Oeffentlichkeit, der Werth aller Dinge ſei der Preis den ſie auf dem Markte finden.

So ſteht denn deutſcher Geiſt und Pariſer Proſtitution auf einer und derſelben Stufe; mit dem Unterſchiede, daß der Franzoſe ſtets praktiſch iſt, und dabei glücklicher und beſſer fährt als der Deutſche mit ſeinen Theorien. „Hinweg mit allen Abſtractionen, wir haben es mit der Gegenwart und Wirklichkeit zu thun,“ rufen jetzt die deutſchen Literaten, indem ſie ihre Schriften als die allein ſeligmachenden anpreiſen, und mit ihrer Geſinnung und Freimüthigkeit prahlen, als hätte es dergleichen in früheren Zeiten niemals gegeben. — Allein was iſt deutſche Gegenwart und Wirklichkeit? — Die Pariſerin in ihrem kurzen Blüthenalter iſt eine Wirklichkeit und flüchtige Gegenwart; und ſie bewohnt ſtolze Paläſte, umgiebt ſich mit Pracht und Reichthum, und ihre reich gallonirte Dienerſchaar weiſet jeden ab für den ſie nicht ſichtbar ſein will. Die deutſche Literatur hingegen, die mit ihrer Geſinnung und ihrem Freiheitsmuthe jetzt für jedermann geworden iſt, ſteht lockend, winkend, einladend an allen Straßenecken, um Käufer für ihre Freiheit und Gemeinheit anzurufen. — Die Pariſer Courtiſane benutzt ihre kurze Blüthenzeit um ihre Liebhaber auszuplündern und das iſt herkömmlich. Wir hin-

gegen haben neuerdings zahlreiche Beiſpiele, daß Literaten, die en vogue waren, ihren ephemeren Glanz wohlweislich benutzten, um, bevor ſie wieder untertauchten, eine reiche Partie zu thun. Auch hier ſtehen Proſtitution und Profanation nicht weit auseinander. Hier wird daſſelbe lucrative Spiel mit der Ehrbarkeit getrieben, wie dort mit dem Laſter. Paris iſt die Hauptſtadt der Civiliſation, der Herd der Geſelligkeit, und alles Ausgezeichnete, was Anſpruch machen will das heutige Leben zu kennen, muß eine zeitlang hier verweilt haben. Die Pariſer Courtiſane lockt dafür große Summen aus allen Ecken und Enden der Welt zuſammen und macht großen Aufwand, wodurch ſie dieſe wieder in Umlauf bringt. Sie nützt mithin dem geſelligen Verkehr. Der deutſche Literat hingegen mißbraucht gewöhnlich den Credit, den einfache, redliche Philiſter der Bildung dem Talente ſchenken, um zu ſchwindeln und Schulden zu machen und iſt mithin dem geſelligen Verkehr ſchädlich. Wenigſtens ich kann es den Staaten nicht verargen, daß ſie die Proſtitution ſchützen und die Literaten ausweiſen. Doch das iſt Nebenſache, ich komme jetzt zur Hauptfrage:

Was hat das deutſche Volk von dieſem Geiſt und dieſer Bildung zu erwarten? — Geſetzt, die Zeiten

änderten ſich, das Volk erhöbe ſich in Maſſe und Volksthaten und Volksſiege wüchſen wie Pilze aus der Erde, ſo würde die kühnſte und gewaltigſte Erhebung, wenn man gewohnt iſt mit Freiheit, Recht und Wahrheit nur leichtfertig zu ſpielen, nichts weiter als Straßen-Cravalle hervorbringen können. Was will ein Volk, nachdem Fürſten und Pfaffen verjagt ſind anfangen, wenn es nichts weiter hat als ſeine Bildung und ſeine mittelmäßigen Perſönlichkeiten, keine Helden die ſeine Kräfte ſammeln und ſeine Thätigkeit lenken. Keine Genies, welche ſeine Angelegenheiten ordnen und feſtſtellen? Statt der Helden werden Abenteurer auf Staatsunkoſten eine kurze glänzende Rolle ſpielen und verſchwinden wenn ſie nicht weiter können; ſtatt der Genies werden mittelmäßige Literaten die Angelegenheiten ordnen und denſelben leichtfertigen Handel mit dem Vaterland treiben, wie jetzt mit ihrer Wiſſenſchaft und Weisheit. Zuletzt wird die in alle Gegenwart und Wirklichkeit füg- und ſchmiegſame Philoſophie nicht unempfänglich ſein für das Lächeln eines Vornehmen, für eine gnädige Einladung zum Thee, für die Ausſicht auf einen Orden und ein Jahrgehalt; und wenn alles wieder beim Alten iſt, wird die deutſche Literatur über die eigene Schande lachen und über die eigenen Ketten ſich beluſtigen, ſie wird öffentlich

und im Groben treiben, was ſie heute nur verſteckt und heimlich treibt. Volkspoſſenreißerei, Eckenſteher-Humor, Bummelwitzelei.

Warum ſage ich Ihnen das alles, theurer väterlicher Freund? — Damit Sie fühlen, daß ich nach ſolchen Erkenntniſſen der Partei der Bewegung nicht mehr angehören kann; noch viel weniger aber mag ich mich jener Partei anſchließen, welche mich, vermöge meiner Geburt, willkommen heißen und mir eine glänzende Laufbahn eröffnen würde. Nein! Ich werde mich niemals verkaufen. Und wenn auch gar nichts aus mir werden ſollte, ſo will ich doch ſtets frei, muthig, geſund und kräftig ſein. Um das zu vermögen, muß ich allerdings (wozu ſich ein reicher junger Edelmann nur ſchwer entſchließen kann) der Welt entſagen, mich auf meine Güter zurückziehen und nur für mich leben. Um dieſen Vorſatz, der bei mir zum feſten Entſchuß geworden iſt, zur That zu zu machen: muß ich heirathen, daß heißt heirathen nach meinem Sinn. Nicht nur um meinem Stamm, ſondern auch um meine Geſinnungen fortzupflanzen.

Mit ſchwerem Herzen ſcheide ich von Paris. Es ſteckt doch eine geheime Weisheit in den Ideen dieſes Jahrhunderts, aber es iſt die herbe Unreifheit einer Knospe, und Pfuſcher-, Tagelöhner- und Gaunerhände

können ſie nicht zu einem geſunden Tranke verbrauen. Eine Pariſer Civilehe führt unvergeßliche Erlebniſſe und wunderſame Erinnerungen mit ſich. Meine Hortenſe iſt nur eine Courtiſane, aber dennoch verſchmäht ſie die Hand eines deutſchen Freiherrn, denn ſie verabſcheut das Heirathen überhaupt. Sie liebt mich, ſie trägt das Pfand unſerer Liebe unter ihrem Herzen, ſie würde mir durch die Hölle folgen, nur nicht nach Deutſchland. Wir werden uns trennen müſſen, aber nicht vergeſſen können, ſondern ewig jung in unſerer Erinnerung fortleben. Gewährt die kirchliche Ehe auch ſolche Schätze des Gemüthes und der Erinnerung?

Sagen Sie meiner Mutter, daß ich heirathen will und von nun an mich nie wieder von ihr trennen, ſondern ewig auf Zechau bleiben werde. Sollte meine Hortenſe in Deutſchland nicht ihres Gleichen finden? Von der Mutter meiner zukünftigen Kinder verlange ich weder Reichthum noch Adel, noch ſonderliche Erziehung. Aber dreierlei Eigenſchaften muß ſie beſitzen: Sie muß hoch gewachſen, ſtolz und freiſinnig ſein.

Sagen Sie meinem Paſtor, er ſolle meinen Inſaſſen keine Erziehung geben. Er hat kein Glück damit. Unter anderen hat er mich erzogen und zwar

in aller Freiſinnigkeit und Aufklärung. Dieſes Meiſterſtück ſeiner Erziehungskunſt kann ihm in ſeinem künftigen höheren Berufe nicht zum Ruhme gereichen.

Meinen Bauern aber ſagen Sie: Sie mögten um meinetwillen keinen Exzeß anfangen, denn ich ſtehe ſchlecht genug bei allen Regierungen angeſchrieben, und ſollte etwas vorfallen, bevor ich heimgekehrt bin, (denn jedenfalls warte ich hier die Niederkunft meiner geliebten Hortenſe ab), ſo dürfte das von ſchlimmen Folgen für uns alle ſein. Bin ich aber erſt wieder zu Hauſe, ſo werde ich wiſſen was zu thun iſt, und meine Inſaſſen werden mir vertrauen. Ich habe mich ſtets als ihren Freund bewährt und ſie behandelt als wären ſie meines Gleichen.

Der Advocat Reichmann beeilte ſich, den erfreulichen Inhalt dieſes Schreibens der alten gnädigen Frau mitzutheilen, welche darüber ihre hellen Freudenthränen weinte und durchaus den Brief zu ſehen verlangte, um ſchwarz auf weiß von ihres eigenen Sohnes Hand das alles zu leſen.

Reichmann erwiederte, daß er ſolche Briefe die noch anderweitige Vorſchriften enthielten, nicht aus

Händen gebe um ſich gelegentlich darauf berufen zu können.

Die Alte weinte noch heftiger. „Was! Ich bin die Wittwe eines Majoratsherrn und die Mutter eines Majoratsherrn, und wenn mein Caspar ohne Erben vor mir ſtirbt, was bin ich dann? Ich erhalte ein Wittwengehalt und darf vielleicht nicht einmal auf Zechau bleiben und Sie wollen mir einen Brief vorenthalten, worin mein Sohn mir verſpricht zu heirathen?“ — „Der Brief iſt an mich gerichtet und nicht an Sie gnädige Frau. Ich will Ihnen denſelben nicht vorenthalten, wenn Sie mich einmal in der Stadt beſuchen aber hier heraus bringe ich die Briefe des Herrn von Zechau nicht. Er könnte mir das ſehr übel nehmen wenn er es erführe.“

Schon am folgenden Morgen war die alte gnädige Frau bei dem Advocaten und verlangte den Brief ihres Sohnes. Reichmann hatte eben mit mehreren Clienten zu reden und an ſich war der Brief unbedeutend; von der langen Hortenſe u. ſ. w. hatte Caspar ſelbſt alles ſchon ſeiner Mutter geſchrieben. Reichmann nahm daher keinen Anſtand ihr denſelben

einzuhändigen und öffnete ihr ein Nebenzimmer wo ſie bequem ihn durchleſen konnte.

Aber die Alte fand in dem Briefe mehr als ſie erwartet. Caspar hatte ſich eine Braut beſtellt, eine hochgewachſene, ſtolze und freiſinnige Jungfrau und nach dieſem Muſter wollte ſie ihrem Sohne eine ausſuchen. Ohne ſich bei dem Advocaten zu verabſchieden ging ſie an ihren Wagen und nahm den Brief in ihrem Nähbeutel mit.

Sie fuhr nicht nach Hauſe, ſondern machte erſt noch einen Beſuch bei einer würdigen Land-Edeldame. „Mein Caspar hat geſchrieben," erzählte ſie, „er will heirathen und mich nie wieder verlaſſen, ſo lange ich die Augen offen habe. Gott ſegne ihn dafür! Jung gefreit, hat niemanden gereut. Wenn ich nur gleich eine Partie für ihn wüßte. Aber auch richtig geſagt, er wünſcht ſich eine Jungfrau, ganz von der Beſchaffenheit und mit den Eigenſchaften, wie Ihr liebes Malchen."

„Meine gnädige Frau Nachbarin," erwiederte die Land-Edeldame, „eine Verbindung mit einer ſo noblen Familie wie die Ihrige würde nur ſehr wünſchenswerth und ehrenvoll erſcheinen. Aber der gnädige junge Herr kennt ja mein Malchen noch gar nicht. Sie zählte kaum zehn Jahre als er von hier

reiſte und iſt ſeitdem ſo in die Höhe geſchoſſen, daß ſie ſich gar nicht mehr ähnlich ſieht.“

„Eben weil ſie in die Höhe geſchoſſen iſt. Mein Caspar will eine hochgewachſene Braut.“

„Aber wie Sie wiſſen ſind unſere Einkünfte nicht ſo beträchtlich wie die Ihrigen, wir können unſere Tochter wohl ſtandesmäßig ausſtatten, aber was die Mitgift anbelangt, ſo würde ſie ſehr ſpärlich ausfallen.“

„Auf Reichthum ſieht mein Caspar nicht.“

„Aber meine Tochter hat kaum ihr ſechzehntes Jahr vollendet, ſie hat noch nie an einen Mann gedacht und iſt noch ſo wild und flüchtig.“

„Auf Bildung ſieht mein Caspar auch nicht. Nur ſtolz ſoll ſeine Braut ſein und Ihr liebes Malchen trägt das Näschen doch wahrlich hoch genug. Auch freiſinnig ſoll ſeine Braut ſein, und wenn Ihr liebes Malchen, mit Erlaubniß zu ſagen, nicht das beſte Maulwerk hat auf zwanzig Meilen in der Runde, ſo will ich keine ehrliche Frau ſein. Da leſen Sie nur ſelbſt wie ſich mein Caspar ſeine zukünftige beſtellt.“

Bei dieſen Worten eröffnete die glückliche Mutter ihren geräumigen Nähbeutel, nahm Brief und Brille heraus, quetſchte ſich dieſe auf die Naſe, entfaltete jenen und las:

„Sagen Sie meiner Mutter, daß ich heirathen will und von nun an mich nie wieder von ihr trennen, ſondern ewig auf Zechau bleiben werde.“ — Gott ſegne dich dafür, unterbrach ſie ſich mit Thränen in den Augen. — „Von der Mutter meiner zukünftigen Kinder verlange ich weder Reichthum noch Adel, noch ſonderliche Erziehung. Aber dreierlei Eigenſchaften muß ſie beſitzen. Sie muß hoch gewachſen, ſtolz und freiſinnig ſein.“ — Nun ſagen Sie ob das nicht ganz auf Ihr liebes Malchen paßt, als hätte mein Caspar ſie vor Augen gehabt. Da! Leſen Sie ſelbſt, hier ſteht es.

Die würdige Land-Edelfrau nahm den Brief, las die fragliche Stelle und las auch ein wenig mehr noch, ſo daß ſie einſah der Brief enthielt auch Dinge, welche einer zukünftigen Schwiegermutter nicht ſehr erfreulich ſein dürften. Beſcheidenerweiſe faltete ſie das Schreiben augenblicklich wieder zuſammen und gab es der Frau von Zechau zurück mit den Worten:

„Wie Gott will! Für das Mädchen wäre es ein Glück und für die Eltern eine Freude.“

Frau von Zechau that Brief und Brille wieder in ihren Nähbeutel und empfahl ſich, um einen zweiten Beſuch auf einem Schloſſe abzuſtatten, wo es ebenfalls eine lange Jungfrau gab und wo ſich dieſer

Auftritt, der hier ſtattgefunden, auf ziemlich ähnliche Weiſe wiederholte.

Die nächſten Tage brachte ſie damit zu ähnliche Beſuche zu machen. Hie und da zog ſie den Brief heraus, um ſich auf ihres Sohnes eigne Worte zu berufen. Ueberall wurde ſie gut aufgenommen und in dem reichen, unabhängigen jungen Freiherrn erblickte man überall einen willkommenen Freier.

Endlich aber mußte ſie ihre Beſuche einſtellen, denn in der ganzen Umgegend war kein ein einziges langgewachſenes, hochnäſiges und ſchnippiſches Mädchen mehr, welches nur einigermaßen Anſprüche hatte ihre Schwiegertochter zu werden. Ein Unglück kömmt ſelten allein und zu ihrem Leidweſen vermißte ſie auch den koſtbaren Brief, welches das Muſter enthielt wonach Caspar ſich ſeine Braut beſtellt hatte. Alles Nachſuchen war vergebens und die alte gnädige Frau war kurz von Gedächtniß. Sie konnte ſich nicht mehr beſinnen, wo ſie den Brief zuerſt und wo zuletzt gehabt. Der Kutſcher mußte aufſitzen und noch einmal die ganze Tour machen. Aber auch das Nachfragen half nichts. Niemand wollte von dem Briefe wiſſen und er war und blieb verſchwunden.

Indeß verbreitete ſich in der ganzen Umgegend die Kunde, daß der junge Freiherr von Zechau, welcher

die Welt durchſtreift und weit und breit viel ſchöne Frauen geſehen habe, jetzt der Heimath den Vorzug ſchenken und einer hochgewachſenen, ſtolzen und freiſinnigen Jungfrau Herz und Hand ſchenken wolle. Man fand dieſes groß und erhaben. Alle Herzen ſchlugen dem herrlichen Jüngling entgegen und zumal alle Jungfrauen-Herzen. Jede wünſchte die Auserwählte zu ſein. Die Hochgewachſenen glaubten die erſten Anſprüche zu haben; und diejenigen, welche die bizarre Laune der Natur mehr zu einem horizontalen als perpenticulairen Ebenmaß beſtimmt hatte, ſuchten durch Stolz und Freiſinnigkeit zu erſetzen was ihnen an Länge abging. Ueberhaupt fingen der Landadel und die reichen Gutsbeſitzer an ſammt und ſonders freiſinnig zu werden. Caspar's ſchonendes Benehmen gegen die Dreiſtigkeiten ſeines Paſtors ward bewundert und geprieſen und weil man dieſem nichts anhaben konnte, mußten ſeine Amtsbrüder das Bad bezahlen. In allen Kirchen blieben von nun an Sonntags die herrſchaftlichen Logen leer und die Landpfarrer hatten in allen Familien, wo es mannbare Töchter gab, ihren Einfluß verloren.

Während die alte Frau von Zechau zum Empfang ihres Sohnes große Anſtalten traf, glaubte der Advocat Reichmann ſeinerſeits auch nicht müſſig bleiben zu dürfen. Auch er war darauf bedacht, ſeinem lieben Caspar eine Braut zuzuführen, aber eine reiche. Er rechnete ganz richtig, daß bei dem Douceur das von einem beträchtlichen großen Vermögen für den Eheſtifter abfällt, dieſe Mühe ihm doppelt belohnt werden würde.

Etwa zehn Meilen von Zechau am äußerſten Ufer der Marſch lebte eine Bauerstochter, welche freilich einen ſehr proſaiſchen Namen führte. Sie hieß Geſche Fuhrmann. Allein ihr Vater hatte ein beträchtliches Vermögen hinterlaſſen, ihre Mutter hatte wieder geheirathet und war auf ein knappes Wittwengehalt beſchränkt, und das ganze weitläuftige Gehöft mit allen Ländereien, mit Pferden, Kuh- und Schweine-Heerden gehörte dieſer zweiundzwanzigjährigen Jungfrau. Geſche Fuhrmann war eben ſo ſchön wie coloſſal. Sie war blond und blauäugig, von prangender Hautfarbe und wundervoll gewachſen. Und dieſe kraft- und ſaftvolle ſtolze reiche Jungfrau war unglücklich. Nach dem Tode ihres Vaters lebte ſie mit ihrer Mutter einige Jahre in der Reſidenz. Dort hatte ſie den Paſtor J— kennen gelernt, den

Lieblingsschüler des berühmten Professors und begeisterten Kanzelredners S—, und hingerissen von seinen Predigten und Lehren hatte sie ihm ihr Herz geweiht. Pastor J— war zwar ein kräftiger Mann, der als Freiwilliger Achtzehnhundertdreizehn bis funfzehn den sogenannten Befreiungskrieg mitgemacht. Auch war er durchaus kein Kopfhänger. Allein Gesche Fuhrmann, so schön und reich sie auch war, dünkte ihm dennoch zu junonisch und colossal für eine christliche Predigersfrau. Es zog ihr ein zierliches Residenzdämchen aus einer zwar armen aber noblen Bürgerfamilie vor, nur weil diese christlicher gewachsen war. Gesche zürnte ihm deshalb nicht. Mit gebrochenem Herzen zog sie sich auf ihre Güter zurück, um in der Stille und in dem Gedanken an ihren geliebten Pastor ihr junges Leben zu vertrauern. Sie wechselte fleißig Briefe mit ihm und ließ sich alle seine Predigten kommen, welche sie Sonn- und Festtags ihrem Gesinde vorlas. Das war der Gottesdienst den sie feierte. In die Kirche ging sie nicht, denn Fuhrmanns-Hof war zu entlegen, und bei den schlechten Marschwegen wäre dieses auch mit zu großen Umständen verknüpft gewesen. Eben so wenig nahm sie an ländlichen Vergnügungen Theil. Sie bewirthschaftete ihre Güter und übte Wohlthaten, so viel sie

konnte, darin fand ſie ihre Beruhigung. Viele reiche Bauersſöhne und viele arme junge Cavaliere trachteten vergeblich nach dieſer reichen und ſchönen Gutsbeſitzerin. Selbſt Stabsuniformen ließen ſich häufig auf den Dämmen blicken und hauptſächlich zur Herbſtzeit kamen die jungen Officiere mit ihren Flinten und kauften geſchoſſenes Geflügel um als leidenſchaftliche Entenjäger auf Fuhrmanns-Hof einzuſprechen und der ſchönen Geſche die erſtandene Jagdbeute zu Füßen zu legen. Sie fanden gaſtfreie Aufnahme und konnten die Reize der junoniſchen Schwärmerin eine zeitlang in der Nähe bewundern. Das war Alles. Als Jäger ohne Beute waren ſie gekommen, als Jäger ohne Braut mußten ſie wieder abziehen.

Reichmann hatte viele Mühe dieſe ſtolze Einſiedlerin für ſeinen Antrag zu ſtimmen. Selbſt die Verwendung und Zuſprache ihrer Mutter und ihres Stiefvaters waren umſonſt. So leicht indeß giebt ein Advocat ein Unternehmen nicht auf, das ihm glänzenden Gewinn verſpricht. Reichmann wandte ſich an das Hinderniß ſelbſt, an den Paſtor J— in der Reſidenz und ſtellte ihm die Sache vor. J— war bereits von allem unterrichtet, denn Geſche eröffnete ihm getreulich ihre Seelen- und Gewiſſens-

Zuſtände und vertraute ihm ihre Geheimniſſe und Schickſale an.

J— ſchrieb zurück: Wenn ihre bisherige Abgeſchiedenheit von der Welt gerechtfertigt werden könne, ſo ſei es, weil die Vorſehung ihr einen Schmerz auferlegt, der bekämpft werden mußte. Nunmehr aber ſeien Jahre verfloſſen. Länger in Trauer und Betrübniß zu beharren beweiſe einen trotzigen Charakter, der ſich den Tröſtungen der Religion und den Linderungen, welche die Zeit gewährt widerſetzt. Die edelſte Leidenſchaft höre auf edel zu ſein wenn man ſie zur Aufgabe ſeines Lebens mache. Es ſei ihre Schuldigkeit das Glück, welches die Fügungen des Himmels ihr gegenwärtig darbieten, mit dem zu vergleichen, was ihr verſagt worden ſei. Dieſes möge aber nicht im Muthe der Leidenſchaft, ſondern im Glauben an einer Allgüte geſchehen. Falls der Briefwechſel etwa einer ſo verſtärkten Leidenſchaft Nahrung gäbe, wie ihm faſt bedünke, ſo müſſe er denſelben als einen ſündlichen betrachten und ihn aufgeben. Als Diener Gottes könne er wohl mit einer Freundin in Chriſto correſpondiren aber nicht mit einer Freundin die eine Leidenſchaft hege für ihn, den Mann einer anderen Frau.

Das wirkte ſo, daß Reichmann triumphirte und ſeinem geliebten Caspar meldete:

„Mein Junge!

Du haſt viel Verſtand aber noch mehr Glück. Du biſt geſund, lebensluſtig, kräftig, talentvoll, reich und adlig. Du haſt alles was man ſich nur wünſchen kann. Allein der Teufel plagt dich und du weißt ſelbſt nicht recht, was du willſt. Die ganze Welt iſt dir zu eng, und du willſt dich auf Zechen beſchränken? Du jagſt der Freiheit nach, und willſt dich verheirathen? — Ja nun! des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich und wie geſagt, du haſt Glück. Ich habe eine Braut für dich — Nein, ich ſage kein Wort. Komm und ſieh und falle vor Wonne in Ohnmacht.

Deiner Mutter habe ich, wie du mir aufgetragen, den ſie betreffenden Inhalt deines Briefes mitgetheilt. Ihr ſelbſt habe ich ihn nicht gegeben. Allein ſie kam zu mir und hat ihn mir — es thut mir Leid mich ſo ausdrücken zu müſſen — geſtohlen. Jetzt trifft ſie unerhörte Anſtalten zu deinem Empfang, geht mit deinem Brief hauſiren, und macht allen jungfräulichen Bohnenſtangen die Köpfe toll nach dir. Unter den jungen Mädchen graſſirt jetzt ein ſolcher Stolz und

eine ſolche Freiſinnigkeit, als ſtände in der Marſch ein böhmiſcher Mägdekrieg bevor. Thu' mir zu gefallen und laſſe dich mit deiner Mutter auf nichts ein. Du kannſt nicht alle heirathen, welche ſie für dich anwirbt, ſondern nur eine, und die anderen mit ihrer ganzen Sippſchaft werden dir ewig Gram werden und dir in den Weg legen was ſie irgend können.

Folge meinem Rath.

Eh' du dich auf Zechau zeigſt, ſpreche in — (der Name jener Stadt in welcher Reichmann wohnte) bei mir vor und verweile hier eine kurze Zeit incognito. Melde mir genau Tag und Stunde deiner Ankunft, und das Mädchen, welches ich, mit großer Noth und Beſchwerde, für dich ausgeſucht habe, ſoll mit ihren Eltern hier ſein. Ich führe dich bei ihren Verwandten ein, du wirſt ſie ſehen und wenn die Geſellſchaft auch noch ſo zahlreich ſein ſollte, dermaßen zeichnet ſie ſich vor allen ihres Gleichen aus, daß du auf den erſten Blick dir ſagen wirſt, dieſe iſt's und keine andere. Aber auch du! rieſiger ſchmucker Cavalier! der direct aus Paris kömmt, zeichneſt dich unter der armſeligen heutigen Generation nicht minder aus. Kurz wenn Ihr Beiden Euch begegnet und Eure Herzen nicht auf den erſten Blick ſich zufliegen, ſo daß Ihr wie Tamino und Pamina ausruft: „Er

iſt's — Sie iſt's!" ſo will ich als Rechtsgelehrter mir ſelbſt den Proceß machen und mich zum Galgen verurtheilen.

Seid Ihr einig geworden, ſo geht Ihr mitſammen nach Zechau. Du ſtellſt ſie deiner Mutter als Braut vor, und feierſt zugleich mit deiner Ankunft die Verlobung. Auf dieſe Weiſe iſt der Unfug den deine Mutter mit dem Briefe treibt unſchädlich gemacht. Sie will ihn mir nicht wiedergeben und behauptet ihn verloren zu haben. Allein du bringſt deine Braut gleich von der Reiſe mit, und ſo haſt du niemanden zurückgeſetzt. Du kennſt die jetzige Mädchen-Generation nicht. Was du kannteſt iſt vetheirathet und die Kinder von damals ſind herangewachſen. Alſo haſt du niemand vor den Kopf geſtoßen und entgehſt auf dieſe Weiſe zahlreichen Feindſchaften.

Ich habe mir feſt vorgenommen mich auf deiner Hochzeit en canon zu betrinken, auf das Wohl der Nachkommenſchaft eines ſo herrlichen Paares, wie ich hier zuſammen führe."

Schon zwei Tage waren die Böller geladen und die Knechte mit brennender Lunte ſtanden dabei und lugten nach der Straße, ob die Kutſche mit vier Pferden, welche man dem jungen Freiherrn entgegengeſchickt hatte, ſich nicht zeigen wollte. Die Blumen an den Ehrenpforten fingen ſchon zu welken an und die Sonntagskleider der lieben Schuljugend waren nicht mehr ganz rein.

Auf dem Schloſſe wußte man vollends nicht woran man war. Der Diener mit dem Gepäcke des Freiherrn war angelangt, und hatte einen Brief von Caspar mitgebracht, in welchem er ſeiner Mutter flüchtig meldete, daß er noch einige Tage ausbleiben würde.

Heute endlich ſtand der ganze Schloßhof voll fremder Equipagen. Für die Pferde war in den Ställen nicht Raum genug und man mußte ſie bei den benachbarten Bauern unterbringen. Sämmtliche Honoratiores der Umgegend waren mit ihren Familien eingetroffen, in der Abſicht den jungen Freiherrn, deſſen Ankunft man ſchon für erfolgt hielt, die Bewillkommnungs-Aufwartung zu machen, und die Landfräulein in ihrem beſten Putze hatten ſich beeilt, von dem jungen Freiherrn zuerſt geſehen zu werden. Eine jede bildete ſich ein dadurch einen Vortheil über die Andern zu gewinnen.

Die alte gnädige Frau bewirthete ihre Gäste mit Kaffee und Backwerk; sodann mit Wein und edlen Früchten. Allein Caspar schien auch heute nicht zu kommen und man schickte sich schon wieder zur Heimkehr an. Die Landfräulein rannten nach den Spiegeln um sich ihre Hüte aufzusetzen, während ihre Shawls und Mäntel ihnen von den Herren in den Saal gebracht wurden; als mit einem Male die alte Frau von Zechau ganz harmlos äußerte:

„Fräulein Malchen ist für ihr Alter doch die Größte."

Ihr ahnete nicht, daß diese unschuldigen Worte eine Bewegung hervorbringen würde wie der Apfel der Eris, der einen ganzen trojanischen Krieg zur Folge hatte. Auf die Größe kam heut alles an, es war so zu sagen die Tagesfrage mannbarer Jungfrauen.

„O nein!" rief Fräulein Minchen. „Ich bin ein halbes Jahr jünger und doch schon eben so groß, aber man sieht es mir nicht an, weil ich stärker bin."

Fräulein Jettchen und Lieschen riefen einstimmig: „Ich bin doch noch größer."

Fräulein Julchen sprach hierauf: „Erst komme ich und dann kömmt Malchen."

Fräulein Woldchen sagte: „Nimm erst deinen Hut ab, der etwas höher ist als der meine,

dann wollen wir uns meſſen, aber die Friſur gilt nicht mit."

Auch andere machten ihre Anſprüche lebhaft geltend und bei dieſem Wetteifer forderten ſie die Zuſchauer zur Entſcheidung auf, und reihten ſich nach vielem mit Einſprüchen und Einwänden begleiteten Wettſtreit allmählich, wie die Orgelpfeifen.

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und der Advocat Reichmann begleitet von mehreren Herren und Damen trat ein. Eine Blondine aber mit großen blauen Augen und prangender Geſichtsfarbe überragte Herren und Damen wenigſtens um eine Kopfeslänge.

„Die Fuhrmann!" murmelten die Orgelpfeifen und verloren plötzlich allen Muth. Ja! ſelbſt diejenigen, welche keine Anſprüche auf Größe machten und ſich in den Wettſtreit nicht gemiſcht hatten waren mißmuthig und verſtimmt, und meinten: „was will dieſe Rieſin hier? Was braucht dieſe Bauerdirne ſo weit herzukommen?"

Frau von Zechau trat näher um ihre Gäſte zu empfangen. Siehe! da ſchlüpfte eine zweite Rieſengeſtalt in elegantem Pariſer Anzug, welche ſich hinter der Gruppe der neuen Gäſte niedergeduckt hatte aus dieſem Verſtecke hervor, und mit einem gräßlichen

Schrei: „Caspar, mein Caspar!“ lag die alte wohlbeleibte gnädige Frau in den Armen ihres Sohnes.

Auch Caspar weinte Thränen der Rührung. So rauh er schien, so weich war im Grunde sein Herz; und die colossale Blondine, die wie im Traume zusah, dachte bei sich: „Wenn er mein Herz noch nicht besäße, jetzt würde ich es ihm schenken.“

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, folgte eine zweite, der riesige Caspar nahm die colossale Gesche bei der Hand, stellte sie seiner Mutter vor und sprach:

„Jetzt hebe Mutter deinen Segen für mich und meine Braut, deine künftige Tochter, Gesche Fuhrmann.“

Die Alte fing von Neuem laut zu schluchzen an. Sonst herrschte tiefe Stille. Man hatte das alles vom Anfang dieses Auftritts an vorausgesehen und befürchtet, nur noch so bald nicht erwartet. Im übrigen waren Caspar, seine Braut und alle die mitgekommenen Herrschaften auf's Festlichste gekleidet. Caspar's Absicht, seiner Mutter eine doppelte Ueberraschung zu bereiten und die Erfüllung des Versprechens, was sie so glücklich machte gleich mitzubringen, war nicht zu verkennen.

Plötzlich krachten draußen die Böller. Lautes Jauchzen erhob sich und die Bauern schossen ihre

Flinten ab. Die Freudenkunde hatte ſich mit Blitzesſchnelle durch's Dorf verbreitet.

Im Saale ſchüttelte man die Köpfe, rümpfte die Naſen und flüſterte ſich in die Ohren: „Welch eine horrible Mesalliance!“

Allein was half das weiter? man mußte gratuliren.

Endlich war es Zeit ſich den ungeduldigen Inſaſſen zu zeigen. Der junge Freiherr bot ſeiner Braut den Arm. Der Advocat Reichmann führte die Mutter Geſche's, und die Frau von Zechau und die übrige Geſellſchaft folgte Paarweiſe. So zogen ſie durch's Dorf und wurden überall mit Jauchzen und ungeſtümen Freuden-Bezeigungen empfangen.

Sie kehrten im Gaſthofe und auf dem Schützenhauſe ein, wo ſich den Einkehrenden reizende Gärten und herrliche Ausſichten darboten. Und die lärmenden Freuden-Bezeigungen, welche der künftigen Gutsherrin mit galten und die auf flachem Lande ſo ſeltenen Naturſchönheiten rührten die ſtolze rieſige Jungfrau. Sie war wie im Traum und erröthete alle Augenblicke, bald in Zärtlichkeit, bald in Verſchämtheit. Allein ſie vergab ſich nichts gegen ihren kühnen Bräutigam und wies jede allzuvertrauliche Zärtlichkeit, die ſich Caspar herausnehmen wollte, mit edlem Anſtand zurück.

Die Zeit verſtrich, man hatte weite Wege und rüſtete ſich endlich ernſthaft zur Heimkehr. Die alte gnädige Frau wollte Geſche und ihre Verwandten für heut nicht ziehen laſſen und war in ihren Bitten, bis zum anderen Morgen noch auf Zechau zu verweilen, mehr als zudringlich. Die ſpröde Marſchjungfrau aber konnte es mit ihrem Schicklichkeits-Gefühl nicht vereinen, als Braut auf dem Schloſſe ihres Bräutigams zu übernachten, und beſtand auf die Heimkehr. Es bedurfte ſogar eines großen Aufwandes von Bitten, Zureden, Mühe und Zeit, damit ſie ihrem Verlobten einen Abſchiedskuß geſtattete.

Caspar war entzückt von dieſer jungfräulichen Sprödigkeit, denn kräftige Männer wollen alles erobern, und verachten leicht was ſie wohlfeilen Kaufes erlangen. Für ſie hat der Pantoffel ſeine Süßigkeiten. Als er mit ſeiner Mutter allein war ſagte er:

„Die lange Hortenſe in Paris, die mich zum Raſendwerden liebte und mir durch die Hölle folgen wollte, aber nur nicht nach Deutſchland — die lange Hortenſe iſt nur ein Kind gegen dieſe Geſche und verdient nicht einmal die Kammerjungfer dieſer Königin zu ſein.“

Am nächſten Sonntag gingen Landadel und Honoratiores in die Kirche. Alle herrſchaftlichen Logen

waren wieder beſetzt und die Landpfarrer wieder willkommene Gäſte in allen Familien. Mißbilligend erwähnte man, daß die Neuverlobten keine Anſtalten trafen, zum Abendmahle zu gehen, und finſtere Gerüchte waren im Umlauf von einem aufgefundenen Briefe des jungen Freiherrn an den Advocat Reichmann, welcher alle Räthſel dieſer unerhörten Mesalliance auf eine grauenhafte Weiſe aufklärte.

Das Vermählungsfeſt ſollte auf Fuhrmann's-Hof begangen werden, und auf Zechau nur eine Nachfeier ſtattfinden. Geſche wollte der Welt zeigen, daß ſie nicht aus Gnade und Barmherzigkeit eine gnädige Frau werde, ſondern ſich zu dieſer Verbindung aus freier Neigung entſchloſſen habe. Zugleich auch ſollte Caspar erfahren, daß Luxus und Geſchmack, Pracht und Eleganz auch auf den Bauerhöfen an den Uferdämmen zu finden ſei. Sie verlangte daher vier Wochen Zeit um Fuhrmann's-Hof zu einem Feenpalaſt auszuſchmücken. Bis dahin durfte Caspar ſie nicht beſuchen, denn wegen der großen Anſtalten die man traf, war aller Raum beengt, daß man keine Gäſte

empfangen konnte. Und Fuhrmann's-Hof war einsam gelegen; es gab keine Gasthöfe, ja kaum Häuser in der Nähe.

Mit jeder Post und etwaigen Gelegenheit wechselte man lange und zärtliche Briefe und darüber gingen vierzehn Tage hin. Nach Verlauf dieser Zeit empfand Kaspar die bitterste Langeweile, die sich bis zum unerträglichen Mißmuth steigerte. Er schrieb an Gesche:

„Erhabene Jungfrau!

Vierzehn Tage lang habe ich dir die feurigsten Liebesbriefe geschrieben, und meinen ganzen Vorrath von Schmeichelworten, Galanterien und Complimenten erschöpft. Was soll ich dir noch sagen was ich dir nicht schon gesagt hätte? Erst in meinem letzten Schreiben nannte ich dich eine olympische Juno und nun kann ich nicht weiter. Soll ich dich eine Himmels-Königin, einen Seraph nennen? Das paßt nicht zu deinem Wuchse. Juno ist die heidnische Himmels-Königin, welches beinahe mehr sagen will als die katholische Jungfrau Maria; denn Juno hatte von dem heidnischen Gottvater zwölf Götterkinder, und die katholische Himmels-Königin nur einen eingebornen Sohn. Sie lebte um so viel tausend Jahre später und die religiöse Phantasie hatte Gelegenheit

ſich abzukühlen und ſteriler zu werden. Meine Liebe aber, beſte Geſche! iſt nicht kalt und dürr, ſondern wahrhaft heidniſch bin ich in dich verliebt. Und ich liebe dich nicht in der Phantaſie, ſondern in der Wirklichkeit und Wahrheit. Eben deshalb kann ich deine Abweſenheit nicht vertragen. Wenn du nicht bei mir biſt, biſt du ſo gut wie gar nicht da für mich, und das kann ich nicht länger aushalten. Liebe Geſche! Ich gab dir mein Wort, dich auf Fuhrmann's-Hof nicht zu ſtören. Aber ich will dich ſehen, und nicht die Anſtalten die du triffſt um die Hochzeit glänzend zu feiern. Glaube nur, ich habe viel, ich habe alles Mögliche geſehen und nichts kann mich mehr überraſchen. Was du auch herſtellſt, ſei es was es wolle, iſt für mich Tand und Flitter, ſo lange es noch im Werden begriffen iſt und ich habe keine Augen dafür. Erſt nach ſeiner Vollendung und wenn es in Wirkung tritt hat es Werth für mich, denn der Sinn und Geiſt meiner Geſche wird ſich darin offenbaren. Wohlan gutes Mädchen! Ich habe dieſer Tage einen frieſiſchen Rappen gekauft, ein ſuperbes Thier, jung und noch ganz roh, für das Spottgeld von hundert Louisd'or. Aber ich laſſe ihn nicht und ſelbſt wenn König Richard mir ein Königreich dafür böte, denn beim ſchlechteſten Weg, Wind und Wetter,

trägt er mich in mindeſtens zwölf Stunden nach Fuhrmann's-Hof. Mein Othello iſt unter den Gäulen was ich unter den Männern und du unter den Frauen biſt. Wir drei ſind allemal die Größten und Schönſten. Soll ich nicht einmal auf Fuhrmann's-Hof dir meinen Othello zeigen?

Dein Caspar."

Eben wollte er zuſammenfalten und ſiegeln, als der bekannte Bote von Fuhrmann's-Hof mit einem ungewöhnlich dicken Brief anlangte. Caspar hieß ihn warten, ſein Pferd in den Stall ziehen und ſich in der Küche Wein und Frühſtück geben laſſen, um ſodann die Antwort gleich wieder mit nach Fuhrmann's-Hof zu nehmen.

Er erbrach den Brief, welcher noch eine ſehr beſchmutzte und abgegriffene Einlage enthielt. Dieſe Einlage war von ſeiner eigenen Hand. „Was hat das zu bedeuten?" dachte er verwundert.

Er fand bei näherer Prüfung ſein vertrautes Schreiben aus Paris an ſeinen alten bewährten Freund Reichmann. Es war ſchon ſo zerleſen und befleckt, als wäre es durch tauſend ungewaſchene Hände gegangen, die alle ihre Spuren darauf zurückgelaſſen.

„O Mutter! Mutter!" ſeufzte Caspar. „Zwar mache ich aus meinem Herzen keine Mördergrube.

Nur Geſche allein von allen Menſchen auf der Welt hätte dieſen Brief nicht leſen ſollen. Je nun —“

In ſehr geſpannter Stimmung nahm er Geſche's Brief und las:

„Hochwohlgeborner!
Geſtrenger Herr Freiherr!

Zahlreiche anonyme Briefe, warnenden Inhalts, ſind mir zugekommen. Doch haſſe ich im dunkeln ſchleichende Verdächtigung, und verachte die feige Verleumdung die nicht Stirn gegen Stirn dem Angeklagten gegenüber tritt. Allein ehrenwerthe Männer, Geiſtliche in Amt und Würden, wiederholten mir ähnliche Warnungen und ich hörte nicht auf ſie, denn Menſchen haben nicht das Gericht über Menſchen, und keiner kann den anderen verurtheilen. Hier indeſſen iſt mehr als Gericht und Verurtheilung: Beweiſe, Ihre Handſchrift und mehr als Ihre Handſchrift: Ihr Stil, derſelbe Stil, den Sie ſich in Ihren Briefen an mich bedienen, nicht als wäre ich Ihre unbeſcholtene Braut, ſondern als hätte ich ſchon zehn Jahre in, Gott ſchütze mich vor ſolcher Ehe, mit Ihnen gelebt.

Herr von Zechau! Man hat mir geſagt, Sie ſeien ein Wüſtling, ein Demagoge der nichts achtet,

weder Sitte noch Geſetz und der die unſinnigſten und frevelhafteſten Umſturz-Beſtrebungen noch mattherzig und ſpaßhaft findet. Ich verſtehe das nicht, ich habe kein Urtheil darüber und Geſinnungen ſind Geſinnungen. Jedweder habe die ſeinen und vertrete ſie.

Was ich Ihnen zum Vorwurf mache iſt nur, daß Sie Ihre Ideen nicht vertreten, ſondern ſie verhehlen und verläugnen. Sie ſagen den deutſchen Literaten nach, daß ſie nur Geſinnungen haben um ſie niederzuſchreiben und zu verkaufen. Verkaufen werden Sie Ihre Geſinnungen freilich nicht, denn Sie ſind reich aber Sie ſchreiben ſie auch nur nieder, ohne ſie zu vertreten und zu verwirklichen.

Wie ehrenwerth erſcheint mir der wahnſinnige Donquixote, wie erhaben in ſeiner Ritterlichkeit, die einer beſſeren Sache werth war. Und ich könnte in meiner jetzigen Stimmung: Pfui über Cervantes rufen, der einen ſo tragiſchen Spaß mit der Treue und Aufrichtigkeit trieb.

Sie Herr von Zechau ſind minder kühn und wahr. Wenn neuere Ideen Werth für Sie haben, ſo bewahrheiten Sie ſie. Sie rechtfertigen die Proſtitution; Sie billigen die Civil-Ehe. Bewähren Sie ſie durch Thaten, nicht mit Worten. Geben Sie das Beiſpiel; geben Sie es hier in der Marſch.

Deutſche Frauen und Jungfrauen haben freilich noch nicht gelernt ſich zu entehren wie die Pariſer Frauen und die deutſchen Literaten. Allein es giebt immer auch noch in Deutſchland Creaturen, welche ſich auf eine Civil-Ehe mit einem reichen Edelmann einlaſſen werden, und der Freiherr Caspar von Zechau wird ſie aufzuſuchen und zu finden wiſſen.

Ich ſende Ihnen hier Ihren Brief zurück, in welchem Sie ſich nach dem Vorbilde einer Pariſer Courtiſane, eine deutſche Hausfrau beſtellten. Ihre gnädige Frau Mutter ging mit dieſem Briefe von Schloß zu Schloß, von Gut zu Gut, um überall die wohlverdiente Abweiſung zu erhalten. Ihr Herr Juſtitiar war feiner und ſchlauer, und wandte ſich durch die dritte und vierte Hand, an ein unwiſſendes unerfahrenes Landmädchen, in der tiefſten Einöde der Marſch, wohin das Aufſehen, welches eine ſolche Art zu werben gab, nicht hindringen konnte.

Verzeihe Ihnen Gott, daß Sie ein ſo ſchnödes Spiel mit einer unbeſcholtenen ehrbaren Jungfrau getrieben haben. Ich verzeihe Ihnen aus vollem Herzen. Es ſollte mir leid thun, wenn ich im Aeußeren eine Aehnlichkeit mit jener Creatur beſitze, mit welcher Sie zu Paris in einem ſo „engen“ Verhältniß gelebt haben, und keineswegs kann ich die mir zugedachte

Ihre Freiherrin von Zechau zu werden annehmen, da ich Sie ja lediglich nur einer flüchtigen Aehnlichkeit mit solch einem Geschöpfe verdanke. Auch diesem Geschöpfe haben Sie Ihre Hand angetragen und sie hat sie ausgeschlagen. Ich mag ihr in keiner Hinsicht ähnlich sein, allein noch weniger kann ich mich entschließen anzunehmen was jene verschmähte.

Nicht mehr die Ihrige

Gesche Fuhrmann,

auf Fuhrmann's-Hof."

Caspar's erstes Gefühl nachdem er diesen Brief gelesen war ein schmerzlich beklommnes. „Ich muß zu ihr," dachte er. „Solche Mißverständnisse lassen sich nur Auge in Auge schlichten." Allein er durfte nicht. Er hatte sein Wort verpfändet.

Er las den Brief zum zweiten Male, und seufzte schwer: „Das ist zu arg. Gegen solche Vorurtheile werde ich mich ihr gegenüber nicht mäßigen können und vollends alles verderben. Ich will satteln lassen. Reichmann soll dahin."

Zum dritten Male las er den Brief und jetzt erst empörte sich sein adliges Blut. Die leidenschaftliche Erbitterung in der er geschrieben war hatte sich so glücklich hinter weiblichen Anstand und Schicklichkeits-Gefühl versteckt, daß er jetzt erst merkte, wie ihm das

Gift tropfenweis zugemeſſen war, wie Hohn und Verachtung in jeder Zeile ſich ſteigerten und zuletzt in unverzeihliche Beleidigungen ausarteten. — Wie viel Kämpfe und Anſtrengungen es Geſche gekoſtet hatte ein ſolches Schreiben zu Stande zu bringen, ahnete er freilich eben ſo wenig, wie den Schmerz der ſchwärmeriſchen coloſſalen Jungfrau, die ihr liebesbedürftiges Herz zum zweiten Male gemißhandelt ſah.

„Nein!“ rief er. „Alles ſei aus zwiſchen uns. Ich kann kein ſchmachtender Liebhaber ſein. Ich kann um Frauengunſt nicht betteln.“

Ungefähr auch mit dieſen Worten fing ſein Antwortſchreiben an:

„Hochehrbare Jungfrau!

Ich bin zu rauh um zärtlich zu ſein und kann den ſchmachtenden Anbeter nicht ſpielen. Weil ich in der Welt nichts weiter fand als Selbſtſucht, Wolluſt und Eigennutz, wollte ich dem Thun und Treiben der Menſchen entfliehen, mich auf meine Güter zurückziehen und dort nur für mich und die Meinigen leben. In Ihnen erblickte ich das Weib von der ich das ſtille einfache Glück hatte, deſſen ich bedurfte. Wie ich glaube liebte ich Sie und vielleicht liebe ich Sie noch. So viel iſt gewiß: wären Sie mein geworden

niemals hätte ich Ihnen untreu werden können. Denn in Ihnen hätte ich ein Weib ſonder Gleichen gehabt, neben der alle andern Frauen verſchwinden. Allein Ihr Tugendſtolz und die Anſprüche, welche Sie mit Ihrer Unſchuld und Unbeſcholtenheit machen, ſtellen Sie wieder auf das Niveau aller anderen Frauen und machen Sie ungerecht.

Ja! ungerecht! Denn Sie verurtheilen ohne zu hören.

Ich bin Ihr Bräutigam der Ihr Jawort hat. Ein deutſcher Edelmann, der nicht ſchön thut und heuchelt ſondern ſich giebt wie er iſt. Und Sie hören auf Splitterrichter und Neider, die mich anſchwärzen?

Wären Sie die ſtolze erhabene Jungfrau, die ich in Sie erblickte ſo hätten Sie einen Brief von meiner Hand, der nicht an Sie gerichtet war nicht leſen dürfen. Sie hätten edler ſein müſſen als jene ehrenwerthe Männer und Geiſtliche in Amt und Würden, die Sie dazu aufforderten und verführten. Sie hätten ſolchem Geſchmeiß gegenüber erwiedern müſſen: „dieſen Brief werde ich meinem Bräutigam zeigen und ihn darüber zur Rede ſtellen.“ Das wäre Ihrer und meiner würdig geweſen, und hätten Sie es gethan, ich würde einfach geantwortet haben:

„Geſche! Was in dieſem Briefe ſteht habe ich

geſchrieben und es iſt alles wahr. Ich bin ſo wenig ein Gott, wie du eine Göttin. Ich bin ein Menſch der ſeine Fehler hat. Haſt du keine Fehler und biſt du eine Göttin, ſo magſt du mich verdammen, wo nicht aber ſo vergiß und vergieb was ich that eh ich dich kannte und Pflichten gegen dich hatte. Der ſchlechteſte Mann den du nehmen kannſt bin ich nicht. Denn von allen jenen Edel- und Gutfräulein, bei denen meine Mutter für mich warb hat auch nicht eine Einzige ſammt ihren Eltern und ſonſtigen Verwandten „Nein!“ geſagt. Verachte daher die Eheſtörer die dich gegen mich aufbringen, und die ich gerichtlich beſtrafen laſſen könnte wenn ich wollte.“

Sie haben mich aber nicht zur Rede geſtellt. Sie haben es vorgezogen Ihr Wort auf ſo beleidigende Weiſe zurückzunehmen, daß ich als Edelmann keinen Anſtand nehmen darf, es Ihnen zurückzugeben und Sie gingen noch weiter. Selbſt meine gute einfache Mutter haben Sie geſchmäht, weil ſie in ihrem Unverſtande Unſchicklichkeiten beging, die unmöglich etwas beleidigendes für Sie haben konnten.

Urtheilen Sie ſelbſt ob ein Sohn das verzeihen darf; und was nach ſolchen Ergebniſſen in einem kurzen Brautſtande aus einer Ehe werden würde, zwiſchen Naturen unſerer Art.

Glücklicherweise kennen wir uns erst seit kurzer Zeit und haben uns noch nicht sehr häufig gesehen. Unsere Verbindung läßt sich also beiderseits leicht und schmerzlos auflösen. Im Uebrigen verdanke ich Ihnen eine hochwichtige Erkenntniß.

Das bescheidene innige Glück der Ehe, ist bei der Ueberreizung und Ueberbildung unserer heutigen Zeit wohl schwerlich noch zu hoffen und zu finden. Wer Ansprüche zu haben vermeint, der heirathe seinen Knecht oder seine Magd. Wohin die edelsten Ansprüche, die begehrenswerthesten Eigenschaften einer Frau führen, wenn der Mann auch ein wenig Mann sein mögte habe ich jetzt erfahren.

Deshalb und weil ich nicht gesonnen bin eine Magd zu heirathen oder mit einer bevorzugten Frau unglücklich zu sein, bin ich entschlossen, den mir von Ihnen ertheilten Rath zu befolgen und das Beispiel einer wilden Ehe hier auf dem Dorfe in der abgelegenen Marsch zu geben. Hony soit qui mal y pense.

Leben Sie wohl! Es freut mich daß Sie mir nicht zürnen. Ich kann nicht dafür, daß ich ein Mann bin wie alle andern und werde mich nie dazu verstehen, die in heutiger Zeit sehr undankbare

Rolle eines Tugendhelden und Sittenspiegels zu übernehmen.

Der ich der Ihrige war

Caspar,

Freiherr von Zechau auf Zechau."

Dieser Brief wurde augenblicklich gefaltet und gesiegelt und ohne weiteres abgesandt. Eine Weile labte sich Caspar daran, sein Müthchen gekühlt und eine Beleidigung, die ihm um so empfindlicher war, weil ein theures Wesen sie ihm zugefügt hatte, mit noch größerem Stolze zurückgewiesen zu haben. Bald aber stellte sich die frühere Unlust und Langeweile wieder ein und diesmal fand sein Mißmuth keinen Ausweg. Mit wem sollte er ferner noch zürnen?

Er sah seine Mutter in Thränen zerfließen, weil das schönste Glück ihres Alters zerronnen war, und sie nun keine Hoffnung hatte ihren Sohn vermählt zu sehen. Auch der Advocat Reichmann kam auf die erste Kunde von diesem Zerwürfniß nach Zechau und war höchst unwillig und aufgebracht.

„Habe ich nicht alles vorher gesehen?" zürnte er: „Habe ich dir nicht vorausgesagt du taugst nicht zu einem Ehemann. Freilich war es eine grausame Tücke des Zufalls — denn so laß es mich nennen, — daß jener Brief aus Paris in Gesche's Hände kam. Ich

will dahin geſtellt ſein laſſen, welchen Antheil Leichtſinn, Unverſtand und Bosheit daran haben mögen. Denn was geſchehen iſt iſt geſchehen. Du aber mußt jetzt einſehen, daß dich der Teufel plagt. Du verlangteſt eine ſtolze freiſinnige Braut und eine ſolche habe ich dir zugeführt. — Jetzt aber, nicht wahr, iſt ſie dir zu ſtolz. Denn die niedriggeborne Landjungfrau wagt es ſich von dem hochadligen Freiherrn loszuſagen; und ſie iſt freiſinnig, denn ſie erklärt dir in dürren Worten, daß du ein liederlicher Suttier biſt! — Willſt du läugnen, daß ſie Recht hat? Du, der du deine burſchikoſe Ausgelaſſenheit mit einer Dreiſtigkeit ſchriftlich von dir giebſt, als ſeiſt du befugt alle Zucht und Sitte, wie ein herkömmliches Poſſenſpiel zu verlachen? — Nun ſpiele nur den weitgereiſten weltkundigen Cavalier um einer unerfahrenen Dorfunſchuld zu imponiren. Rühme dich, aus deinen lockeren Geſinnungen kein Hehl zu machen, die du doch in jeder guten Geſellſchaft verläugnen mußt. Wer von Euch beiden hat am meiſten verloren. Sie die ihre Ehre und Tugend deiner Leichtfertigkeit nicht aufopfern will, oder du der ihres Gleichen nirgend wieder findet?“

„Ich räume ein, daß ſie ihres Gleichen nicht hat, und weil ſie nicht mein wird, nehme ich auch keine andere Frau. Jetzt aber bin ich zur Ueberzeugung

gelangt, daß diejenigen Publicisten Recht haben, welche behaupten die Civilehe sei ein Bedürfniß unserer heutigen Gesittung. Freilich sind wir hinter den Franzosen noch weit zurück. Die Civilehe, die dort schon allgemein und völlig ausgebildet ist, widerspricht bei uns noch aller Herkömmlichkeit und Sitte. Aber auch die Zeit wird kommen, wo der Civilact mit dem kirchlichen ein und dieselbe Kraft und Berechtigung erhält. Einer muß den Anfang machen, und der will ich sein. Der erste Urheber einer Neuerung ist gewöhnlich zwar der Märtyrer seines Wagnisses. Allein was wage ich großes. Wenn eine freie Frau mit ihren Ansprüchen unerträglich wird, so kann man sich mit leichter Mühe ihrer entledigen, und Kinder die ich adoptire und auf meinen Namen taufen lasse sind stillschweigend legitimirt."

„Was willst du thun?" fragte Reichmann. „Welch ein neuer Teufel plagt dich wieder, denn Verrückte deiner Art wenden ihren ganzen Scharfsinn auf, um ihren Aberwitz zu rechtfertigen. Erkläre dich also deutlich."

„Ich werde thun was ich Gesche versprochen habe, und den Rath befolgen den sie mir ertheilt hat. Es giebt in der großen Welt stolze und glänzende Frauen, die mit Witz, Scharfsinn und Phantasie die

Emancipation ihres Geſchlechtes vertheidigen und unterſtützt von glänzenden Eigenſchaften oder von einem großen Vermögen ſie vertreten. Ich will wieder auf Reiſen gehen und eine freie Frau mir ſuchen, um hier auf Zechau mit ihr zu leben, ſo lange es geht und ſo lange wir uns vertragen."

„Herr Jemine!" jammerte ſeine Mutter. „Er will wieder auf Reiſen gehen."

„Er hat ſich noch lange nicht die tollen Hörner abgelaufen," fügte Reichmann hinzu, „und muß noch viele ſchmerzliche Erfahrungen machen bevor er klug wird."

Ein altes ländliches Schloß hat ſelten eine vortheilhafte Außenſeite. Am meiſten aber iſt gewöhnlich der Schloßhof vernachläſſigt. Pfützen, Steinhaufen, Heuſchober finden ſich überall, wo der Zufall oder die Bequemlichkeit der Bewohner ſie entſtehen ließ. Werden ſie aber hinweggeräumt und der Schloßhof geebnet, das Gemäuer ausgebeſſert, Portal und Thorweg geweißt und die Gitter angeſtrichen, ſo bedeutet das einen bevorſtehenden vornehmen Beſuch.

Alle dieſe Anſtalten wurden noch im Spätjahr auf Zechau getroffen. Denn man erwartete den jungen

Gutsherrn zurück, nebst seiner „neuen Braut“ wie man sich auszudrücken beliebte.

Bald auch traf Caspar wirklich ein um sich zu überzeugen, ob alles nach seinem Wunsche ausgeführt und zum Empfang der „neuen Braut“ eingerichtet sei. Doch Ehrenpforten, Aufzüge, Anreden, Kanonen- und Flintenschüsse, kurz alle öffentlichen Feierlichkeiten wurden aufs Strengste verboten.

Eines Morgens sah man ihn auf dem Othello davon sprengen. Nachmittags langte eine mit vier Postpferden bespannte Chaise in scharfem Trabe an, rollte über den Schloßhof und die Brücke und fuhr in den Thorweg hinein. Caspar sprang aus dem Wagen und hob eine allerliebste Brünette, in einem zierlichen Reise-Negligé heraus. Die alte gnädige Frau eilte freudig die Treppe hinunter, bewillkommte, umarmte und küßte die schöne junge Fremde und erstieg Arm in Arm mit ihr die breiten steinernen Stufen.

Der Postillon spannte aus und ritt mit seinen Pferden langsam heim. Der Wagen blieb im Thorweg, bis das Schloßgesinde das hochaufgethürmte Gepäck abgeladen und der fremden Kammerjungfer übergeben hatte; dann wurde er wieder auf den Schloßhof hinaus geschoben, und blieb dort eine Weile stehen;

begafft von der neugierigen Dorfjugend, bis er endlich in die Remiſe gezogen ward.

Der Theil des Schloſſes den Caspar mit ſeiner „neuen Braut“ bewohnte, war völlig getrennt von dem Flügel, welchen die alte gnädige Frau inne hatte. Hier war alles geblieben, wie es von jeher geweſen, dort waren alle Zimmer neu decorirt und ausmöblirt worden, und die fremde Kammerjungfer gereichte allem Schloßgeſinde zum Aergerniß. Sie war beſtändig im Vorzimmer, ließ ſelbſt die alte gnädige Frau nicht unangemeldet zu ihrer Herrſchaft und nahm der Dienerſchaft alles aus Händen um es ſelbſt hinein zu tragen. Auch war es nicht leicht ihr etwas recht zu machen, ſie wollte alles beſſer wiſſen und alles beſſer können, und wer ihr nicht folgen wollte oder konnte mußte darauf gefaßt ſein ſeines Dienſtes entlaſſen zu werden.

Im Anfang ſchien das junge Paar ganz ſich ſelbſt leben zu wollen und zeigte ſich nur hin und wieder bei gutem Weg und Wetter zu Pferde auf Ausflügen in der Umgegend. Die ſchöne Fremde ritt dann immer den großen frieſiſchen Rappen, den ſie mit Meiſterhand regierte. Wo ſie im Fluge vorüber brauſte, eilte alles mit den Köpfen an die Fenſter und was der Augenblick zu erſpähen geſtattete, war das herrliche Profil

der kühnen jungen Reiterin, ihr geschmeidiger Wuchs und ihre leichte anmuthige Haltung auf dem großen unbändigen Gaul.

Man wußte, daß sie eine verwittwete Baronin von Winkelfeld sei, daß der Freiherr von Zechau sie Cordelia und sie ihn Caspar nannte, daß sie sich duzten und auf dem vertraulichsten Fuße mit einander lebten. Für die Lästerzungen und Splitterrichter war das einstweilen Stoff genug.

Ihr entschiedenster Widersacher war und blieb jedoch der Justitiar, dem sie ein einträgliches Geschäft vereitelt hatte.

Reichmann hatte immer noch gehofft Caspar mit Oesche zu versöhnen um als Ehestifter von dem beiderseitigen großen Vermögen das übliche ansehnliche Douceur zu erhalten. Daran aber war seit Cordeliens Anwesenheit nicht mehr zu denken und ein Jurist ist rachsüchtig und verzeiht nicht leicht demjenigen, um dessentwillen er zu kurz kommt.

Caspar wunderte sich, daß sein Justitiar niemals der Baronin erwähnte und kein Wort zu ihrem Lobe sagte. Eines Tages hatten sie ihre Geschäfte vollendet und tranken eine Flasche alten Rheinwein.

„Wie gefällt Ihnen denn meine Cordelia?“ hub

Caspar an. „Sie hätten ſchon längſt einmal auf ihr Wohl mit mir anſtoßen müſſen!“

Reichmann erwiederte: „Ein deutſches Wort bei deutſchem Wein. Ich kann dir nicht nach dem Munde reden mein Junge, und meine Antwort wird dir ſehr mißfallen. Ich begreife nicht, welchen Erſatz dir ein ſo oberflächliches Geſchöpf für die herrliche Geſche gewähren kann.“

„Sie nennen die Baronin ein oberflächliches Geſchöpf?“

„Kann dieſe Zierpuppe ſich vergleichen mit der hochgewachſenen Braut, die ich dir zuführte? Iſt dieſe Freiſinnigkeit zu Pferde mit der Cigarre im Munde dasjenige, was du verlangteſt? Was willſt du hier auf dem Lande mit einer Perſon anfangen, die nur in Städten Aufſehen zu machen und in eleganten Salons die Augen auf ſich zu ziehen gewohnt iſt. Hier auf Zechau wird ſie ſich zu Tode langweilen.“

„Lieber Reichmann, ſie legen einen ſehr kleinſtädtiſchen Maßſtab an eine in jeder Hinſicht ungewöhnliche Frau. Die Baronin iſt unter anderen eine berühmte geiſtreiche Schriftſtellerin.“

„Haſt du was von ihr geleſen?“

„Nein, denn ich lese keine Frauenschriften, aber die Recensionen darüber lauten sehr vortheilhaft.“

„Wo hast du sie kennen lernen?“

„In einer Gesellschaft bedeutender Künstler, namhafter Journalisten und mit Orden geschmückter Stabs-Officiere. Den Künstlern hatte sie Modell gestanden, die Journalisten bezauberte sie durch ihren Witz und die Officiere wußte sie so fein zu verhöhnen, daß sie es nicht merkten. Mich zeichnete sie aus.“

„Bei welcher Gelegenheit war es?“

„Wir saßen nicht beim Wein sondern bei Natives und englischem Porter. Meine Cordelia trug Mannskleider, war a la Polka frisirt und glich einer Aphrodite im Bloomercostüm.“

„Und wo war das?“

„In jenem Keller an der Ecke des Schloßplatzes und der Königstraße wo —“

Reichmann brach in ein lautes Lachen aus.

„Lieber Reichmann! Diese rücksichtslose Lustigkeit beleidigt mich.“

„Deine Geschichte mein Junge geht rasend bergunter. Sie fing sehr hochtrabend an und jetzt sind wir im Keller.“

„In Chiapones Delicatessen-Keller, dem königlichen

Schloſſe ſchräg gegenüber, einem der eleganteſten Locale der Reſidenz."

„Gleichviel, eine Kneipen-Bekanntſchaft."

„Ich bitte Sie! Laſſen Sie uns hier abbrechen."

„Ich möchte nur noch etwas von ihrem früheren Leben und ſonſtigen Verhältniſſen wiſſen."

„Alle freien Frauen haben dieſelben Schickſale gehabt und ihre Lebensgeſchichten gleichen ſich wie ein Ei dem anderen. Leſen Sie die Romane der Dudevant, der Aſton, der Biſſing und ähnlicher Blauſtrümpfe; überall erzeugen die Krankheits-Zuſtände der heutigen Geſellſchaft dieſelben Reſultate, nur die Ausſtaffirung iſt verſchieden."

„Ich leſe keine Romane und deine Antwort iſt zu allgemein für mich."

„Wohlan denn! Schöne talentvolle Töchter heirathen in ihrer Unſchuld und aus kindlichem Gehorſam, in welchem ſie ſtreng erzogen ſind, einen einflußreichen hochgeſtellten Mann der um dieſen Preis das Glück der Eltern macht. In heutiger Zeit gilt jeder Vortheil, und eine reizende junge Frau, welche in den erſten Kreiſen der Reſidenz durch Schönheit und Talent ſich auszeichnet iſt ein Mittel die Gunſt einer fürſtlichen Perſon zu erlangen. Dawider ſträubt ſich Tugend und Unſchuld, und der zärtliche alte Ehegerr fängt

an ſich in einen Tyrannen zu verwandeln. Man duldet ſo lange es möglich iſt, endlich wendet man ſich an die Eltern. Die Antwort beſteht in allgemeinen Morallehren, die man ſchon als Kind auswendig gelernt hat. Man wird vom Eheherrn der Klatſcherei und Verleumdung beſchuldigt und noch härter behandelt. Während der vornehme Wollüſtling die ausgeſuchteſten Künſte und Mittel der Verführung anwendet die Wehrloſe zu überraſchen. Ihr Gemahl, ihre Eltern, ihre Geſchwiſter alles iſt gegen ſie verſchworen. Der redlichen jungen Seele wird das am Ende zu viel. Sie entflieht und der gekränkte Ehemann trägt ſeinen unverſchuldeten Schmerz zur Schau, ihre Eltern und Geſchwiſter verläugnen und verſtoßen ſie. Sie iſt verurtheilt und ihr Ruf vernichtet. Ihre Schmuckſachen und was ſie ſonſt an Werth beſitzt, wandert in die Gerichte um wenn auch nicht ihre Ehre zu retten doch ihre Scheidung zu bewirken. Sie erlangt ſie endlich, weil eine vornehme Perſon in dem Proceß verwickelt iſt, die nicht compromittirt werden ſoll. Ohne Vermögen, Verwandte, Freunde und Beſchützer iſt ſie, um ihr Leben zu friſten, nur auf ihre Talente angewieſen. Gelegenheiten bieten ſich dar ſich wieder zu verheirathen. Doch erblickt ſie in der Ehe ein verderbliches Inſtitut für Tugend,

Unſchuld und Willensfreiheit. Sie fängt an ihr liebendes Herz nach Wohlgefallen zu verſchenken —"

„Wirft es auch manchmal wie eine Wurſt nach einem Schinken?" unterbrach ihn der Juſtitiar.

„Kein Wort weiter, wenn ich bitten darf;" verſetzte Caspar. „Ich bin dieſem Frauenzimmer einmal gut und kann nicht dulden, daß man eine Miene über ſie zieht."

Der Winter war vor der Thür wo die Landedelleute und Gutsbeſitzer in den benachbarten Städten oder gar in der Reſidenz ihrem Vergnügen nachgehen. Die Spannung mit der Nachbarſchaft, welche durch Geſche Fuhrmann hervorgerufen war, fand demnach hinlängliche Zeit in Vergeſſenheit zu gerathen, und als es endlich wieder Frühling ward, hatte man ſich viel neues zu erzählen und fühlte endlich auch ein Verlangen, die ſchöne Baronin von Winkelfeld kennen zu lernen.

Die erſten Beſuche auf Zechau fanden eine Aufnahme, welche alle Erwartungen übertraf. Die Salons waren im neueſten Geſchmacke decorirt. Journale, Novitäten, lithographiſche Albums und Hefte waren zur Anſicht ausgelegt. Der Gartenſaal war mit

Orangerien geſchmückt und in den Treibhäuſern blühten und prangten die ſeltenſten ausländiſchen Pflanzen und Gewächſe. Küche und Keller waren ausgeſucht und Cordelia machte mit ſo liebenswürdiger Zuvorkommenheit die Honneurs, und ihre Munterkeit, ihre heitere Laune belebte jederzeit das Geſpräch, daß ſich die Männer geſtehen mußten, nie eine reizendere Frau geſehen zu haben. Bei ihrer Heimkehr machten ſie ihre Frauen und Töchter oder ihre Mütter und Schweſtern ebenfalls neugierig auf dieſen weiblichen Phönix, und im Grunde genommen hatte man ja keine Urſache mehr länger zu grollen. Geſche Fuhrmann war nur die Tochter eines Bauern und Cordelia eine gnädige Frau Baronin. Mit jener wollte ſich Caspar ehelich verbinden, mit dieſer lebte er nur. Der reiche ſchöne junge Freiherr war alſo immer noch zu haben und man durfte ſich länger nicht fern halten. Man ſtößt ſich nicht an lockere Sitten, die ſich vornehm und koſtbar halten. Nur das wohlfeile und armſelige Laſter muß das Tageslicht ſcheuen. Endlich lebt man auf dem Lande ja weit ungezwungener und macht viel weniger Unterſchiede als in Städten. Beſuche und Gegenbeſuche wurden alſo abgeſtattet. Caspar und Cordelia fanden überall die herzlichſte Aufnahme. Man wetteiferte ſie koſtbar zu bewirthen obſchon man

hinter dem vornehmen Luxus der auf Zechau herrſchte, da es an Geſchmack und Geld fehlte, weit zurück bleiben mußte. Cordelia aber wußte alles zu würdigen und mit bewußter Ueberlegenheit anzuerkennen. Das auch gefiel und imponirte ſie in gleichem Grade und was ſie that und ſagte, und wie ſie ſich kleidete und benahm fing an für muſterhaft zu gelten.

Bald war ſie das Orakel der Umgegend und man trachtete ſich nach ihr zu bilden. Ihre Gefälligkeit wurde ſo häufig und vielfach in Anſpruch genommen, daß ſie allein, bei all ihrer Unermüdlichkeit, nicht alles was man von ihr verlangte erfüllen konnte. Sie gab daher ihr Factotum preis, ihre Kammerjungfer, welche nicht nur friſiren, ſchneidern und Putz machen konnte, ſondern auch eine gelernte Köchin war. Dieſe mußte mit ihren Muſtern und Recepten von Schloß zu Schloß, von Gut zu Gut wandern um überall Lehre und Unterweiſung zu ertheilen. Es war eine ſehr häßliche aber äußerſt gutmüthige Perſon, die ihrer ſchönen Herrin mit Leib und Seele ergeben war. Aber auch ihre Talente fanden Anerkennung und reichlichen Lohn und auch ſie gelangte — zum bitterſten Aerger des Zechauer Schloßgeſindes — zu Anſehen und Bedeutung.

Bald auch fing dieſe und jene Dame an im

Reithabit mit Schleier und Federhut zu Pferde ſich zu zeigen. Andere folgten dieſem Beiſpiele und endlich fing man an einzuſehen, daß es nicht räthlich ſei den Männern allein alle Freiheiten und Vergnügungen zu überlaſſen. Landfräuleins können in der Regel reiten ohne es ſchulgerecht erlernt zu haben. Sollte man auch ferner noch das Haus zu hüten genöthigt ſein, wenn Unwetter die Wege verdorben hatte und mit einem Wagen nicht durchzukommen war. In ſolchen Fällen wenigſtens machte man ſeine Beſuche zu Pferde.

Wenn Cordelia bei weichem Boden einen Marſchklepper ritt, vertrieb ſie ſich die Langeweile unterwegs mit Cigarrenrauchen. Auch das fand man kleidſam. Eine oder die andere Dame hatte wohl hin und wieder ſchon zu Hauſe ganz in der Stille ihr Pfeifchen geraucht und fing nun mehr an öffentlich Cigarren zu rauchen. Kurz die Frauen-Emancipation fing an auf der Marſch um ſich zu greifen und man emancipirte ſich gleichſam von ſelbſt indem man nach Cordelia's Beiſpiel lernte mit Anſtand öffentlich zu thun was man bisher zu Hauſe nur ganz in der Stille ſich erlaubt hatte.

Im Grunde paßt die Gleichſtellung beider Geſchlechter weit mehr für das Land als für die Stadt. Die kräftigere und geſundere Landbewohnerin iſt zu dem

Herren-Vergnügungen weit tauglicher und aufgelegter als die verzärtelte Städterin, und unter den Städtern wiederum giebt es so weibische Männer, daß sie ihre Kleidungen und Verrichtungen sich nicht streitig machen lassen dürfen als Kennzeichen um ferner noch für Männer zu gelten. Bei der arbeitenden Classe auf dem Lande endlich macht das Wetter und die Jahreszeit hinsichtlich der Tracht und der Verrichtungen weit mehr Unterschied als das Geschlecht. Bei rauher Witterung tragen Weiber Mannshüte, Mäntel und Stiefel und Winters spinnen und stricken die Knechte mit den Mägden um die Wette. Eine Magd aber die Knechtesarbeit zu verrichten im Stande ist nimmt dafür auch Knechtes Lohn.

Der Winter kam mit Frost und tiefem Schnee. Die Lustbarkeiten mehrten sich und gewannen neuen Reiz, weil man sie der rauhen Jahreszeit abtrotzen mußte. Zechau ward nicht leer von Besuchen. Man sprach vor um wenigstens zu erfahren, was es Neues gäbe oder die Journale und Novitäten einzusehen. Auch Jagdpartien und Schlittenfahrten wurden veranstaltet oder man lief Schlittschuh längs den Deichen, kehrte hie und da ein, zechte, tanzte, spielte Pfänder, oder was sonst die Gelegenheit mit sich brachte und

Cordelia erwies ſich unerſchöpflich in Erfindung und Anordnung neuer Vergnügungen. Unter anderen auch ließ ſie in ihrem Gartenſaal ein kleines Theater aufſchlagen und die Schauſpieler aus der nahen Stadt holen um kleine Vorſtellungen zu geben. Dieſen Winter fiel es niemand ein Ausflüge und Reiſen nach den benachbarten Städtchen zu machen. Es gab Vergnügen genug auf dem Lande und ſogar die benachbarten Kleinſtädter kamen nach Zechau um dort an den ländlichen Winter-Luſtbarkeiten Theil zu nehmen. Caspar mußte ſich geſtehen, daß er jetzt alles habe, was von dem Leben irgend zu fordern ſei und ſeine Mutter war wie im Himmel. Sie mußte alles mitmachen und überall ihr Wörtchen drein reden, auf die Gefahr hin ausgelacht zu werden. Einer alten gutmüthigen Frau iſt jede Rolle recht die ſie in heiterer Geſellſchaft ſpielt, wenn es nur eine Rolle iſt.

Reichmann griesgramte jedoch noch immerwährend.

„Mein Junge, du gebrauchſt jetzt verdammt viel Geld.“

„Ich verzehre meine Einkünfte, das heißt nicht verſchwenden.“

„Von Verſchwenden iſt keine Rede. Aber dein weiblicher Phönix, obſchon du ihren ganzen Aufwand beſtreiteſt, hat wieder extra tauſend Thaler erhalten, das kann ſo nicht fortgehen.“

„Meine arme Cordelia hat Schulden, die getilgt werden müſſen, eh ihre Creditoren ſie bis hieher verfolgen.“

„Wie viel iſt ſie ſchuldig und wer ſind ihre Schuldner?“

„Das weiß ich nicht und ich kümmere mich auch nicht darum. Ihre Schulden gehören einer Vergangenheit an, nach der ich nicht forſchen ſoll und mag.“

„Wahrlich! wahrlich! Caspar! das heißt die Delicateſſe zu weit treiben.“

„Liebende müſſen ſich ein wenig ferne bleiben und wohin es führt wenn man ſich ſeine Geheimniſſe nicht verſchweigen kann haben wir an Geſche Fuhrmann erlebt.“

„Das iſt etwas anderes, du biſt ein Mann und in deinem Leben giebt es allerdings Geheimniſſe die für eine Geliebte nicht taugen.“

„In dem Leben einer freien Frau giebt es Geheimniſſe ganz ähnlicher Art.“

„Die für einen Mann nicht taugen?“

„Die eine Trennung zur Folge haben würden, ſo bald ich ſie erführe.“

„Aus ſolch einem Verhältniß kann ich nicht klug werden, es iſt mir zu modern. Nur ſo viel ſehe ich ein, daß bei der ſogenannten Gleichberechtigung

beider Geschlechter, die Vortheile auf Seiten der Frau sind und der Mann leer ausgeht. Sie verschweigt dir ihre Geheimnisse, aber ich wette darauf du entdeckst ihr die deinigen. Du bezahlst ihre Schulden und hast am Ende nicht einmal einen Dank dafür."

Um diese Zeit erschien ein Werk, Glaubensbekenntniß einer freien Jungfrau, und machte gewaltiges Aufsehen.

Seinem Titel nach war es ein Buch wie alle andern. Die ganze damalige Literatur bestand aus Glaubensbekenntnissen. Alle Bücher, Journale und Brochüren brachten Glaubensbekenntnisse. Jeder öffentliche Character, jeder Philosoph, jeder Literat, ja selbst Buchhändler- und Buchhändler-Gehülfen ließen ihr Glaubensbekenntniß drucken in welchem sie eigentlich nur bekannten was sie nicht glaubten, oder vielmehr, daß sie glaubten nichts zu glauben.

Die freie Jungfrau hingegen sprach sich entschieden aus über das was sie glaubte und geglaubt haben wolle und das was sie nicht glaubte und nicht geglaubt werden könne und müsse.

Was sie behauptete war dem Inhalte nach etwa Folgendes:

„Die Weisheit Christi ist verstümmelt und entstellt nur auf uns gekommen. Indeß enthalten die kleinern unter dem Namen der Bergpredigt bekannten Bruchstücke oder Auszüge wenigstens einen Umriß seiner Lehre, einen Umriß verschiedener Seelen-Zustände (Seligkeiten) von der niedrigsten Stufe an bis zur höchsten. Von der geistigen Einfachheit (Armuth) an bis zur menschenmöglichen Gottähnlichkeit, (auf daß ihr vollkommen seid, wie euer Vater im Himmel.)

Nur Christus selbst vermogte diese Lehre zu üben und durch sein Beispiel zu bewahrheiten. Die zwölf Apostel hatten sie nur unvollkommen inne und wenigstens Judas Ischariot ist kein Beweis für ihre Befolgbarkeit. Viel zu früh bevor sich diese Weisheit wissenschaftlich feststellen, eine Schule gründen oder eine Secte stiften konnte, deren Anhänger durch eine strengvorgeschriebene Lebensweise, ihre Befolgung zu ermöglichen verpflichtet waren — viel zu früh mußte die heilige Lehre in's profane Leben hinaus um eine politische Rolle zu spielen, ja, um eine Weltreligion zu werden.

Die Weltreligion sollte nicht aus dem Gehirn des Einzelnen entsprungen sein. Das Christenthum mußte sich einen Stützpunkt in der Vergangenheit suchen und sich dem Judenthum wieder aufpropfen dem es ursprünglich entgegen getreten war und sich von ihm

losgesagt hatte. Ferner mußte es sich bei seiner unerhört schnellen Verbreitung auch den allgemeinen Anforderungen fügen, welche man damals an eine Religion machte. Es mußte Wunder, Weissagungen, Symbole und Legenden zu Hülfe nehmen, um für jedermann zu sein. Und Jahrhunderte lang drehte sich die Menschheit in einem krampfhaften Entzückungstaumel, lallte Zungen, peinigte den Leib und stürzte sich mit Wollust in den offnen Tod, bis man endlich anfing zu säubern und festzustellen.

Dieses Säubern und Feststellen ist der christlichen Kirche jedoch noch immer nicht gelungen und während das Judenthum Jahrtausende hindurch in unerschütterlicher Starrheit verharrt, ist die christliche Kirche in steter Bewegung begriffen, schweift von einem Extrem zum anderen, nimmt bald diese, bald jene Form an, zerspaltet, bekämpft und verfolgt sich, und im Namen des Entdeckers des sittlichen Gesetzes wurden die wahnsinnigsten Gräuelthaten begangen, im Namen des Erfinders der Seligkeitslehre wird der plumpste Betrug, die erbärmlichste Heuchelei ausgeübt, und die höchste und heiligste Erscheinung in der Weltgeschichte wird nur in der Hostie genossen, nicht aber im Geiste und der Wahrheit.

Dennoch aber hat Christus selbst Nicht-Christen

verpflichtet, an ihn zu glauben um ſelig zu werden. Denn ohne Waſſer kann man nicht ſchwimmen, ohne Pferd nicht reiten lernen, und wer die Vorſchriften der Sittenlehre nicht befolgen will, kann auch nicht ſelig werden. Der Glaube iſt weiter nichts, als der Wille, dieſe Vorſchriften zu befolgen und wer in dem Chriſtenthum nicht eine einleuchtende, durch Ueberzeugung beſeligende Weisheit erblickt, wer es nicht für das göttliche Seelen-Naturgeſetz hält, ſondern für ein von der Allmacht octroyirtes Wort, welches den Glauben an Dogmen, Wunder, Weiſſagungen und Symbole vorſchreibt, der iſt (in den Augen der freien Jungfrau) ein Unchriſt, der nicht ſelig werden kann."

Dieſes Buch verrieth in jeder Zeile eine gründliche Gelehrſamkeit, umfaſſende Kenntniſſe, fleißige Studien, eine unerhörte Beleſenheit und eine vollkommene Beherrſchung des Stoffes. Unmöglich konnte es das Produkt einer weiblichen Feder, noch weniger einer jungfräulichen ſein. Und weshalb trat die Verfaſſerin (vorausgeſetzt, daß es eine ſolche war und kein Verfaſſer) als freie Jungfrau auf? Wollte ſie in religiöſer Beziehung die proteſtantiſche heilige Jungfrau ſein? oder in politiſcher Hinſicht eine literariſche Jeanne d'Arc, oder die von St. Simon prophezeite freie Frau? Gleichviel, dieſe ſchöne Prätenſion machte

Glück und die freie Jungfrau gewann alle freisinnigen Parteien für sich.

Dennoch aber enthielt das Glaubens-Bekenntniß Stellen, welche nur auf Rechnung einer Jungfrau kommen konnten, einer religiös entzückten, deren Einbildungskraft für die Körperschönheit des Heilands erglühte und die die höchste Mannesehre in ihm erblickte.

Es schien nicht sehr annehmbar, daß diese schwärmerische Christusliebe auch nur Maske sei, um das Buch vor einem Verbot zu schützen, dem es in Folge seiner muthwilligen Polemik und seines unerbittlichen Scharfsinns ausgesetzt war. Eben so wenig aber auch ließ sich denken, daß die Christusliebe neuerdings ein Wunder in der Seele einer Frau und zwar ein so gelahrtes zu Wege gebracht haben könne.

Ihre Schwärmerei ist indessen jedenfalls einer näheren Erwägung hier werth, denn sie hatte der „freien Jungfrau" ganz neue Ansichten eingegeben, auf welche bisher noch kein Bibel-Commentator gekommen war.

So zum Beispiel verhöhnte sie diejenigen Theologen, welche gelegentlich nur aus der Garderobe des Heilands auf dessen Körperschönheit schlossen.

Nämlich der heilige Rock, eben das Urbild jener unglücklichen Reliquie zu Trier, die kürzlich schon wieder ein eben so trauriges Aufsehen gemacht hatte, wie zu Zeiten Luther's. — Dieser ungenähte Rock des Heilands gab den Theologen zu der Behauptung Anlaß, daß „des Menschen Sohn," dessen Sabbathmahl mitunter aus zermalmten Kornähren bestand, etwas mehr Sorgfalt und Auswahl auf sein Aeußeres verwendete, als auf seinen Magen. Denn wären seine Gewänder nicht kostbarer gewesen, als seine Nahrung, so würden die Kriegsknechte es nicht für der Mühe lohnend erachtet haben, so eifrig darum zu würfeln. Christus also kleidete sich kostbar, folglich legte er Werth auf sein Aeußeres und hatte demnach auch Ursache dazu.

Die freie Jungfrau aber wollte von solch einer Eitelkeit des Heilands nichts wissen, sondern gab den Moment des „Ecce homo" als denjenigen an, welcher die Idealität seiner Erscheinung bekundete.

Er war in diesem Augenblicke nicht kostbar gekleidet. Ein ausgepeitschter angespieener Prätendent, stand er da, die Dornenkrone in den blutigen Locken; den zerrissenen Königsmantel um die wunden Schultern; das Rohr-Scepter in den geknebelten Händen.

Was bewog den Repräſentanten römiſcher Weltmacht in Judäa, dieſes gemißhandelte Menſchenleben in Schutz zu nehmen? Warum bot er der aufrühriſchen Menge gegenüber ſein ganzes Anſehen auf und legte endlich ſogar den ſymboliſchen Proteſt, des „Händewaſchens in Unſchuld“ ein?

Sein Ecce homo war keine Apellation an das Mitleid der Juden, wie von unſeren Kanzeln herab gelehrt wird. Pontius Pilatus war kein kleinſtädtiſcher Bürgermeiſter, der das Erbarmen ſeiner Spießbürger für ein Jammerbild in Anſpruch nimmt.

Ein Römer fühlte kein Erbarmen mit Schmach und Erniedrigung. Die Römer hatten Gladiatorenſpiele und Thierkämpfe, wo die veſtaliſchen Jungfrauen in den erſten Rängen ſaßen und jede Schwachheit zum Tode verurtheilten. Für Schmach und Erniedrigung aber gab es ein unfehlbares römiſches Mittel: den Selbſtmord, welcher damals ſo Gang und Gäbe war, daß Kaiſer Octavianus ſich gemüßigt ſah, bei Strafe des Unbeſtattetbleibens und der Teſtaments-Unfähigkeit, den Selbſtmord zu verbieten, es ſei denn, man habe durch Angabe ſeiner Beweggründe kaiſerliche Genehmigung dazu erlangt.

Pontius Pilatus war ein vornehmer Römer, auferzogen in claſſiſchem Geſchmacke, eingelebt in jenem

wahnsinnigen römischen Luxus, womit Menschlichkeit jemals Abgötterei trieb mit sich selbst. Seine Begriffe von Göttlichkeit und Gottheiten beschränkten sich auf die menschliche Gestalt, und er erkannte die Majestät divina in der Person Christi; eine Majestät divina, wie sie noch kein Römer geschaut, eine rührende Majestät, eine Heiligkeit in Schmach und Erniedrigung. Das Ecce homo bedeutet also: Siehe Mensch! Schaudre und erschrick vor dir selbst und versündige dich nicht.

Die bildende Kunst hat mit Glück sich dieses Moments bemächtigt und ihn wiedergegeben. Ein zweiter gleich bedeutender Moment ist aber lediglich der christlichen Malerkunst erreichbar, denn die Antike wußte nicht mit Farben umzugehen, und die Licht-Effecte sind erst in ganz neuester Zeit vervollkommnet.

Es ist der Moment, wo Christus im prächtigen Tempel Zion vor den weltberühmten hundertarmigen von Kostbarkeiten und Lichtern strahlenden Pfingstleuchter hintritt und spricht: Ich bin das Licht der Welt. Das hätte der weise Jesus nimmermehr gewagt, wäre seine menschliche Schönheit nicht blendender gewesen, als der berühmte von Lichtern und Kostbarkeiten strahlende Pfingstleuchter.

Endlich gab die Verfaſſerin noch einen dritten Moment an, der, für keine Kunſt zugänglich, nur der Philoſophie angehörte. Chriſti erſtes Wort am Kreuz: „Herr! vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun.“

Dieſer Moment bewahrheitet die menſchenmögliche Gottähnlichkeit, welche die Bergpredigt lehrt: „Betet für die, die euch verfolgen, damit ihr vollkommen ſeid, wie euer Vater im Himmel.“ Dieſer Schrei des erſten friſchen Todesſchmerzes iſt der höchſte Grad menſchenmöglicher Seligkeit in vollendeter Virtuoſität.

Weil aber die freie Jungfrau niemals unterließ, der Kirche ſcharfe Seitenhiebe zu ertheilen, fügte ſie noch hinzu:

In der katholiſchen Kirche aber wird am Charfreitag ein Miſerere für alle Sünden gebetet. Nur wenn es heißt: „Herr, vergieb den Juden, die den Heiland an's Kreuz geſchlagen,“ ſo erfolgt ein langes ſchauerliches Schweigen und niemand ſagt Miſerere. — Wenn die katholiſche Kirche eine Sünden vergebende Gewalt hat, ſo kann ſie nur von Chriſtus ſtammen; ſollen ihre Fürbitten etwas fruchten, ſo muß eine Fürbitte von Chriſtus ſelbſt auch ihren Werth haben, und ſoll endlich das Blut Chriſti die Sünden der Welt tilgen können, ſo datirt ſich die Sühne von

dem Augenblick her, wo Christi Blut anfing vergossen zu werden. Seine erste Verzeihung, seine erste Fürbitte in dem Augenblicke, wo sein Blut zu fließen anfing, galt den Juden. Allein die katholische Kirche nimmt das Wort Gottes so strenge eben nicht. — Sie vergönnt dem Heiland nicht, über sein eigenes Blut zu disponiren. Es soll ein für alle Mal ihre Sache sein.

So viel vorläufig von dem Inhalte dieses wunderlichen Werkes. Seine ersten Erfolge verdankte es den Christusbündlern, welche sich veranlaßt sahen, eine solche, den historischen Christus entschieden verläugnende, die Autorität der Apostel in Zweifel ziehende, und sogar den Glauben an das Wort Gottes für unchristlich erklärende Schrift in einer ihrer Versammlungen feierlich zu verbrennen. Die freie Jungfrau aber hatte den Ertrag ihres Werkes zu wohlthätigen Zwecken bestimmt und außerdem auch die Druckkosten bei einer bedeutenden Auflage aus eigenen Mitteln bestritten. In Folge des Auto-da-fe's der Christusbündler erwuchs den Armen ein Vortheil von 1 Thaler 8 gGr., so viel kostete ein Exemplar, und in sämmtlichen freisinnigen Journalen erschien eine „Aufforderung an gleichgesinnte Leser, Bücher, welche für sie nicht geschrieben wären, zum Besten der Armen zu verbrennen.“

Dieſes war der Anfang zu einem erbitterten Federkrieg, der von Seiten der freiſinnigen Partei mit großer Geſchicklichkeit geführt wurde, um, der Cenſurſtriche ungeachtet, beweiſen zu können, daß das Glaubens-Bekenntniß wiſſenſchaftlichen Werth habe und mitunter neue Anſichten ausſpräche. So gewann das Buch einen Namen, erlebte binnen Kurzem die zweite Auflage, die öffentlichen Dankſagungen für die eingeſandten Summen, von Seiten des Armen-Vorſtandes, erinnerten ſtets wieder an das Glaubens-Bekenntniß der freien Jungfrau und machten alle ferneren Buchhändler-Anzeigen überflüſſig.

Man forſchte nach dem Verfaſſer oder der Verfaſſerin und brachte bald heraus, daß es niemand anders ſein könne, als die ſchöne Winkelfeld, welche ſchon einen literariſchen Namen hatte und auf deren Rechnung bereits andere minder glänzende Geniestreiche kamen.

Die Journaliſtik will nicht nur allwiſſend ſein, ſie hat auch ſtets die glänzendſten Farben zur Verherrlichung ihrer Parteihelden in Bereitſchaft. Die Journale brachten jetzt mit einem Male eine höchſt romantiſche Biographie der „freien Jungfrau," welche zugleich das Ideal einer Repräſentantin der Frauen-Berechtigung ſein ſollte. In ihrem achtzehnten Jahre

hatte ſie gezwungenerweiſe die Hand und den Namen eines achtzigjährigen Greiſes annehmen müſſen, welcher ſchon am Hochzeitstage erkrankte und nach Verlauf eines Jahres ſtarb und ſie als jungfräuliche Wittwe ohne Vermögen hinterließ. Cordelia ſah ſich, um ihren Lebensunterhalt zu finden, auf ihre Talente angewieſen, deren ſie genug beſaß, um eine glänzende Rolle zu ſpielen. Niemals hatte eine Frau allen Gefahren und allen Schlingen der Verführung mit ſtolzerem Tugendmuthe getrotzt; niemals die Unſchuld ſiegreicher ſo ſeltene Abenteuer beſtanden, wie ſie. Es wurde auch nicht geläugnet, daß ſie zu mehren bekannten Statuen den Bildnern als Modell gedient hatte, was aber den Charakter einer freien Jungfrau durchaus nicht benachtheiligen konnte, denn kein Mann hatte ſich irgend einer Auszeichnung von ihr zu rühmen. Endlich wurde auch noch hinzugefügt, daß ſie ſich gegenwärtig in der Marſch auf den Gütern des als eifrigen Demokraten bekannten Freiherrn von Zechau befände, und ihr Verhältniß mit demſelben als eine rein platoniſche Wahlverwandtſchaft geſchildert.

So gelangte denn auch Caspar zu einer ſecundären Notorietät, welches zur Folge hatte, daß gewiſſe literariſche Autoritäten und Weltſpaziergänger Ausflüge nach der Marſch unternahmen und auf Zechau

ſich vorſtellten, um der glänzenden Löwin daſelbſt ihre Huldigungen perſönlich darzubringen.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß Beſuche dieſer Art auf Zechau eine glänzende Aufnahme fanden und alles Mögliche geſchah, um ihre Anweſenheit denkwürdig zu feiern. Ebenſo wenig wie daß derartige Gäſte nachmals in der Oeffentlichkeit ſich nach Kräften dankbar dafür erwieſen und Schloß Zechau in ihren Correſpondenz-Berichten und Genrebildern als das Aſyl und die Reſidenz der Freiſinnigkeit in der damaligen rationaliſtiſch aufgeregten Zeit ſchilderten.

Zugleich auch meldeten dieſe derartigen Reiſebilder, daß die bequemen und üppigen Bewohner dieſes geſegneten Bodens gleichfalls in zwei Parteien ſich ſchroff gegenüber ſtänden. Bei dem ungebildeten Theile der Bevölkerung, welcher mit Mühe nur ſeinen Namen ſchrieb und wohl leſen, aber das Geleſene weder verſtehen noch behalten konnte, behaupte die Kanzel noch ihren alten Einfluß, um alle Lebensfreuden und Genüſſe als ſündlich zu verdammen, und an der Spitze dieſer Partei ſtände die Land-Geiſtlichkeit ſo weit es die Abhängigkeit des Einzelnen von dem Territorialherrn geſtatte.

Die freisinnige Partei hingegen bestände aus dem Kern der Bewohnerschaft, aus der lebenslustigen jungen Männerwelt und aus den aufgeweckten Töchtern begüterter Eltern. Hier habe die Presse schon ihr Aufklärungswerk begonnen und an der Spitze dieser Partei stehe die freie Jungfrau ohne Furcht und Tadel.

Obschon Caspar wenig von Frauenschriften hielt, hatte er doch das Glaubens-Bekenntniß gelesen und fühlte sich von demselben wunderbar angeregt und gleichsam aus einem Sinnentaumel wachgerüttelt.

Ja! wunderſam hatte das Buch ihn angeregt, denn es schien ihn auf die Lösung eines großen Räthsels zu bringen und die harmonischen Uebergänge zu suchen, um die Pflichten gegen Gott, Nebenmenschen und sich selbst in einem reinen Dreiklang aufzulösen. Es schien die Bewegungen der Zeit aus der Unstätigkeit der christlichen Kirche zu rechtfertigen und den materiellen und rationalistischen Tendenzen der Gegenwart eine sittliche Zukunft zu versprechen. Freilich schien diese Weisheit nur im Keime zu schlummern und ihre Blüthen erst in fernen Jahrhunderten entfalten zu können. Wie aber konnte aus einer weiblichen Feder solche Weltweisheits-Blüthe hervor wetterleuchten? und wie kam eine jungfräuliche

Seele zu dieſer Clairvoyance, während männliche Genialität von Eitelkeit und Wolluſt verblendet ſo charakterlos und leichtfertig abirrte?

Nein, unmöglich hatte eine Frau dieſes Buch geſchrieben und am wenigſten Cordelia! — Er hatte dies anfangs geglaubt und deswegen ſich alle ihre Schriften kommen laſſen, was er in dieſen fand war immer und immer wieder Cordelia, wie ſie leibte und lebte, die freie Frau, die ſich für das höchſte Product der modernen Civiliſation angeſehen haben will. Die faſhionable Salon-Schriftſtellerin, die es für unſchicklich hält tiefe Gefühle zu haben und wahre Empfindungen zu verrathen. Die mit geſchwätzigem Aplomb ſich ſtets in den Schranken zarter Etikette hält, mit excluſivem Weſen jede bürgerliche Aufwallung und jede pedantiſche Gründlichkeit vermeidet und mit eleganter Selbſtgenügſamkeit von Gedanken zu Gedanken flattert, ihn fallen läßt, wieder aufnimmt und nochmals fallen läßt und ſelbſt fremde Gedanken als eigene gelegentliche gute Einfälle preis giebt.

Was Caspar am meiſten quälte und verdroß, war, daß Cordelia ſo oft er ſie zur Rede ſtellte, ſelbſt in den zärtlichſten und vertraulichſten Stunden, ihm trotz aller Bitten und Beſchwörungen ihre Autorſchaft an dieſem Buche weder ausdrücklich eingeſtand noch irgend-

wie abläugnete; ſondern es nur dahingeſtellt ſein ließ ob er ſie dafür halten wollte oder nicht, obſchon ſie alle ihr deshalb dargebrachten Lobſprüche und Huldigungen als wohlverdiente Anerkennung hinnahm; ſogar auch das Buch bis auf's Jota vertheidigte und nicht den geringſten Widerſpruch gegen eine darin ausgeſprochene Anſicht duldete.

Heut war Caspar früh aufgeſtanden und las das Glaubens-Bekenntniß zum dreißigſten Male. Aber auch Cordelia war ſchon bei der Hand, denn mit der gewiſſenhafteſten Zärtlichkeit ſorgte ſie ſtets für ſeine Bedürfniſſe und Gewohnheiten. Sie hatte kaum fünf Minuten im Bade zugebracht um ihm den Kaffee zu bereiten, weil ſie wußte wie lieb ihm die erſte Taſſe war.

Im weißen Morgen-Anzug, von Wohlgerüchen duftend, friſch und lächelnd wie die Morgenröthe reichte ſie ihm die Taſſe.

„Cordelia!“ fragte er zärtlich, „iſt dieſes Buch wirklich von dir? Es wird mir theurer ſo oft ich es leſe.“

„Ich wehre dir nicht es zu glauben.“

„Mögteſt du allgemein für die Verfaſſerin gelten, wenn du es nicht biſt?

„Denke darüber was du willſt.“

„Cordelia! Dies iſt ein Werk der Einſamkeit. Wann hatteſt du Gelegenheit die nöthigen Studien zu machen und das Material zu ſammeln, da du im Strudel der Zeitungs-Nachrichten und Tages-Neuigkeiten lebſt?“

„Denk immerhin, ich habe es nicht geſchrieben.“

„Ich fordere aber eine Antwort auf Ja und Nein!“

„Du weißt ja ſchon, daß ich ſie nicht gebe.“

„Sieh' Cordelia! Ich läugne nicht, daß ich dir viele Freuden und Zerſtreuungen verdanke. Allein ich habe auch Geſinnungen und Ideen für die ich gleichfalls leben mögte. Glaube nur, mitten in der heiterſten Geſellſchaft, beim wilden Parforceritt, bei Spiel und Tanz, fällt es mir nun plötzlich manchmal ſchwer auf's Herz, daß ich nichts Ernſtes und Tüchtiges beſchaffe. Habe ich mich von der Welt zurückgezogen um das luxuriöſe Leben, welches ich in Paris führte, hier auf meinen Gütern fortzuſetzen? Standen mir dort nicht höhere Kreiſe offen? Fand ich dort nicht einen gewählteren Umgang, eine meinen Fähigkeiten, Eigenſchaften und Erfahrungen angemeſſenere Ge-

ſellſchaft, als dieſe ärmliche Umgebung die hier ſich um mich ſammelt?“

„Mein Himmel! eine Gardinen-Predigt am frühen Morgen. Wenn ich nur wüßte, in wie fern ſie mich angeht.“

„Ich mache dir keine Vorwürfe. Ich allein habe alles das gewollt. Es war mein Vorſatz, eh ich dich kannte die Ideen zu verwirklichen für die du ſchwärmteſt; ein Bedürfniß der heutigen Geſittung zu erproben und eine vielgeprieſene Neuerung hier auf Zechau in's Werk zu richten. — Aber welches iſt das Reſultat dieſes unſeren geſelligen Experiments. Wir wollen offen ſein! Wir müſſen uns ſchämen alle beide. — Zuerſt ich. — Wäre ich ein Fürſt und überdrüſſig der prachtentfaltenden Hoffeſte womit ich ein gnadenlüſternes Geſinde abſpeiſe, ſo hätte ich einen Grund ländliche Zerſtreuungen zu ſuchen, oder wäre ich ein Staatsmann, ein Banquier, ſo dürfte ich aus dem Strudel der Geſchäfte mich nach einer wollüſtigen Einſamkeit ſehnen um in Bequemlichkeit etwas Gutes zu verſchmauſen. Oder wäre ich ein weltdurchreiſender Virtuos, ſo hätte ich Recht den reichlichen Ertrag meiner mühſelig erlangten Kunſtfertigkeit einmal im ſchwelgeriſchen Taumel des Augenblicks zu verpraſſen. Allein ich bin ein ſchlichter deutſcher Landedelmann. — Welch ein Recht,

welch einen Grund, welch einen ſchicklichen Vorwand kann ich finden um hier auf meinen Gütern ohne Ziel und Zweck von modernem Sauß und Brauß Profeſſion zu machen?“

„Welchen überflüſſigen Aufwand, welche Verſchwendung laſſe ich mir zu ſchulden kommen?“

„Davon iſt keine Rede. Ich habe nur geſagt, weshalb ich mich ſchämen muß. Ich lebe nicht für meine Ideen und Geſinnungen, ſondern für meine Gutsnachbaren, welche ich bewirthe und unterhalte und mit denen ich meine Lebenszeit in Jedermanns Zerſtreuungen verſchwende. Und jetzt biſt du an der Reihe. — Cordelia! Auch du haſt dich zu ſchämen. Du haſt es mir erlaubt dich für die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes zu halten, und vor deiner Erlaubniß verſtummen meine Zweifel. Du haſt in dieſem Buche geſagt: Jahrtauſende vergehen, bevor die begeiſternde Idee aus dem Gehirn des Einzelnen ihren Verweltlichungs-Proceß vollbringt und allgemein nutzbares Menſchen-Eigenthum wird. Wohlan! Wir haben Ideen! Für dieſe und für uns wollen wir leben, nicht aber für unſere ländlichen Gutsnachbaren. Was haben wir höherſtehenden, kosmiſcher geſtimmten Seelen mit dieſen Alltagsmenſchen zu ſchaffen? Hier iſt eine Heimath, hier ein uns angehöriger Grund

und Boden! Streuen wir hier unſere geiſtige Saat für eine ferne Zukunft aus. Cordelia ich weiß nicht wer du biſt und woher du ſtammſt, und deine Vergangenheit mag geweſen ſein welche ſie wolle es ſoll mir gleich gelten. Der freien jungfräulichen Glaubens-Bekennerin, die ich in dir erblicke, biete ich meine Hand und es ſoll ihr nur ihr Jawort koſten um Freifrau von Zechau zu ſein. Jetzt gieb einen ſchlichten deutſchen Beſcheid, auf den ſchlichten deutſchen Antrag."

„Die freie Jungfrau fühlt ſich durch ihn hoch geehrt, imgleichen auch die freie Frau, nur widerſpricht es den Geſinnungen und Grundſätzen letzterer, durch ihr Beiſpiel ein ſolches, Glück und Freiheit ertödtendes Verhältniß zu beſtätigen."

„Auf dieſe Antwort bin ich nicht ganz unvorbereitet. Die freie jungfräuliche Glaubens-Bekennerin zieht es alſo vor in ihrer nächſten Umgebung und vor der Welt nur das Kebsweib eines ſchlichten Landedelmannes zu bleiben?"

„Weil dein Heirathsantrag das gewünſchte Geſtändniß mir nicht entlocken konnte willſt du dich wohl durch Ungezogenheiten an einer Dame meines Ranges rächen."

„Nein! Auf keine Weiſe! Rechtfertige unſer Verhältniß wenn du kannſt durch einen beſſeren Namen."

„Nenne es eine Wahlverwandtſchaft.“

„Das geht nicht. Zu einer Wahlverwandtſchaft gehören Vier und wir ſind nur Zwei. Die Zeiten ſind vorüber wo Goethe's dickleibiger zwillingsbändiger Roman Glück machte. Heute verſteht man dergleichen nicht mehr. — Wenn man ſich verheirathet, er, in der Meinung ſie ſei diejenige, welche ihn und ſie in der Meinung er ſei derjenige, welche ſie glücklich machen wird und man hat ſich beiderſeits getäuſcht, ſo iſt das vorläufig ein zweiſchläfriges Malheur. Wenn er aber nachmals diejenige findet, welche ihn, und ſie denjenigen findet, welcher ſie glücklich gemacht haben würde, hätte man ſich früher gekannt, ſo iſt das ein vierſchläfriges Malheur, welches damals eben ſo faſhionable war, wie heute die Frauen-Emancipation. Die ganze gebildete Welt war damals en quatre verliebt und ſelbſt alte vertrocknete Jungfern grämten ſich nicht darüber, daß ſie keinen einen Mann gefunden hatten ſondern darüber, daß ſie einem zweiten Geliebten keinen Pflichtenſtolz und tugendhafte Entſagung entgegen zu ſtellen hatten. — Jetzt iſt man nicht mehr ſentimental ſondern verſtändig. Die Wahlverwandtſchaft iſt ein natürliches Geſetz und heut braucht man ſociale Ideen, die Loſung heißt: faites votre jeu! und das Feldgeſchrei tout va! — Du haſt vor mir ſchon

ſo manchen Liebhaber gehabt, und ich meinerſeits habe auch ſo ziemlich die ganze weibliche Generation durch-experimentirt. Endlich müſſen wir zu einem Reſultat gekommen ſein, und wollen wir nicht hartnäckiger ſein, als die ungläubigen Juden, die immer noch auf einen Meſſias hoffen der längſt ſchon dageweſen iſt, ſo müſſen wir endlich bei einander ſtehen bleiben. Alſo wer biſt du? In meinen Augen kannſt du die freie Jungfrau ohne Furcht und Tadel nicht ſein und die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes willſt du nicht ſein. Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mit einer Frau die unter allen Umſtänden die ihrem Geſchlechte gebührenden Rückſichten fordert, in welchen ſie die einzige Berechtigung zu einem freien Urtheil erblickt. Wenn ich es wage fremde Anſprüche der Geſellſchaft des Staates oder der Kirche in Zweifel zu ziehen, ſo vermag ich das nur in der Vorausſetzung, daß die Anſprüche, welche eine Frau machen muß, dem edlen und gebildeten Manne heilig und unverletzlich ſind; wenn ich meiner Ueberzeugung nach die herkömmlichen Schranken überſchreite, ſo gebe ich dadurch niemanden ein Recht mir die Achtung und Höflichkeit zu verſagen, die meinem Geſchlechte gebührt. Dem Himmel ſei Dank, du biſt mein Eheherr nicht, der ſich Dreiſtigkeiten gegen mich herausnehmen

darf. — Hältſt du dich vielleicht für berufen, die Nemeſis zu ſein, welche mich heimſucht, weil ich nicht bin wie alle andern Frauen? Wo nicht, ſo ſage mir wo haſt du deine Studien über den Umgang mit Frauen gemacht? Kurz und gut, du haſt mich jetzt dahin gebracht dir gegenüber meine Selbſtſtändigkeit behaupten zu müſſen und dir zu beweiſen, daß ich frei bin. Ich werde daher heute noch Zechau verlaſſen. Ich ſcheide ohne Groll von dir. Dein Andenken ſoll ſtets mir theuer bleiben und ich hoffe auch bei dir nur freundliche Erinnerungen zurück zu laſſen."

„Was ſoll das heißen?" fragte Caspar im höchſten Grade betroffen.

Sie verneigte ſich tief und feierlich und verließ das Zimmer, eh er noch wußte wie ihm geſchehen war.

Er eilte ihr nach, ſie aber hatte ſich eingeſchloſſen und ihre Kammerjungfer ſtand vor der Thür und weinte bittere Thränen.

Er war noch ganz aufgebracht und verſtört als Reichmann anlangte.

„Glück auf, mein Junge! Was gilt eine gute Nachricht die ich dir bringe. Wie ich ſehe haben

finstre Wolken sich auf deine Stirn und fingerdicker Verdruß auf dein Antlitz gelagert. Können viertausend Thaler deinen Kummer aufwiegen?

Eine von deinen Staats-Obligationen ist in der vorgestrigen Ziehung mit viertausend Thalern herausgekommen. Ich wünsche dir Glück dazu. Es ist ein artiger Zuschuß für diesen Sommer der manche Lücke deckt."

„Wann ist das Geld zu haben?"

„Jeden Augenblick."

„So halten Sie es zu meiner Verfügung bereit. Ich brauche diese Summe noch heute."

„Ist mir wohl erlaubt zu fragen wozu?"

„Nein!"

„Aber wenn ich es nun errieth e?"

„So bitte ich Sie es zu verschweigen. Sie sehen ja wie verstimmt ich bin."

„Caspar, willst du mir heut nicht vertrauen wie du es bisher gethan? Habe ich dir jemals einen Spaß verdorben? War ich nicht stets auf's gewissenhafteste für deinen Nutzen besorgt, und hast du die goldene Lehre vergessen die ich dir als Knaben schon einschärfte."

„Welch eine Lehre?"

„Sprich zum Pfaffen, ich bin ein Sünder; zum

Arzte, ich bin ſiech und elend; zu deinen Eltern und Erziehern, ich bin ein Schlingel und zu deinem Advocaten ich bin ein Galgenſtrick, ſo kann dir geholfen werden.“

„Bin ich ein Galgenſtrick?“

„Nicht von Perſon aber von Sinnesart. Du folgſt nur den Eingebungen deines Temperamentes. Thuſt was die Leute verdrießt, trotzeſt mit paradorem Muthwillen aller Herkömmlichkeit und ſtößeſt mit unverſchämter Genialität alle Behörden vor den Kopf. Leichtſinnig verwickelſt du dich in tauſend verfängliche Schlingen, aus denen ich nur mit Mühe und Noth dich herausziehen kann. Ja wäre ich nur dein Anwalt, ich könnte mir keinen liebenswürdigeren Clienten wünſchen. Denn deine originellen Streiche veranlaſſen die intereſſanteſten und einträglichſten Proceſſe, welche meine ganze Gelehrſamkeit, Geſchicklichkeit und Erfahrung in Anſpruch nehmen, als hätte ich nur für dich ſtudirt und müßte dir meine ganze Praxis weihen. Indeß bin ich auch dein Freund trotz aller Ungleichheit der Jahre und als ſolcher erlaube ich mir dir Ermahnungen und Warnungen zu geben. Das vermag ich nicht, wenn du nicht offenherzig gegen mich ſein willſt. Kurz und gut, alſo wozu brauchſt du Galgenſtrick! heimlicherweiſe vier-

tauſend Thaler, welche das Glücksrad dir unvermutheterweiſe beſchert hat, was ich doch wahrſcheinlich deiner Mutter nicht verrathen darf. Hat die Frau Baronin von Winkelfeld etwa wieder Schulden, und könnte deine arme Cordelia hier auf Zechau ſchon wieder von ihren Creditoren incommodirt werden? Oder was will ſie ſonſt mit dem Gelde anfangen, denn für ſie allein erhebſt du dieſe Summe."

„Ja! Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen. Nur für ſie. Denn noch heut verläßt ſie Zechau und ſoll nicht mit leeren Händen von hier ſcheiden. Wenigſtens für die erſten Jahre ſoll ſie ſorgenfrei leben können."

„Was höre ich? Jetzt wird die Sache intereſſant. Sie will gehen oder biſt du es der ſie — entläßt?"

„Es iſt ihr feſter Entſchluß, den ſie mir erklärt hat und ich kann keine gute Worte geben, ich werde ſie nicht bitten zu bleiben!"

„O weh! Denn wenn ſie bliebe wäre es dir auch recht?"

„Unter einer Bedingung."

Caspar ſah ſich genöthigt ſeinem rechtskundigen Freund den eben ſtattgefundenen Auftritt mitzutheilen und Reichmann ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt weiter nichts wie ein verliebter Zank.

Warum ſoll ſie die Verfaſſerin des Buches nicht ſein, da ſie in der Oeffentlichkeit dafür gilt? Deine Zweifel ſind keine moraliſche Ueberzeugungen!“

„Gewiß das ſind ſie. Ich bin moraliſch feſt überzeugt, daß ſie das Buch nicht geſchrieben haben kann.“

„Moraliſche Ueberzeugungen ſind keine juriſtiſche Beweiſe und was muß ſie ſagen um zu bleiben, ja oder nein!“

„Die Wahrheit, welche nein lauten muß.“

„Für viertauſend Thaler läßt ſich viel bejahen aber noch mehr läßt ſich verneinen um die Geliebte des Freiherrn von Zechau zu ſein. Soll ich ihr das Geld anweiſen wofern ſie Zechau verläßt? Gieb ihr zweitauſend Thaler, tauſend Thaler wäre ſchon übergroßmüthig.“

„Nein ich will nicht knauſern mit einem unverhofften Gewinn und zumal es die letzte Gabe iſt die ſie von mir empfängt, will ich mich als Edelmann zeigen.“

„Es ſei. Ihr Abſchied iſt viertauſend Thaler werth. Ich fürchte nur ſie nimmt die Summe, bleibt und ſpricht nicht einmal das erwünſchte nein.“

Dieſe Befürchtung erfüllte ſich wirklich. In Güte war von Caspar alles, durch Trotz gar nichts zu erlangen. Cordelia wollte nun einmal fort, und wie ungern er ſie auch ſcheiden ſah, war es ihm doch unmöglich mit einem einzigen freundlichen Wörtchen ſie zurückzuhalten. Weil ſie ihn nicht ſehen wollte meldete er ihr ſchriftlich in aller Kürze:

„Liebe Cordelia!

Einliegende Anweiſung laſſe dir von meinem Juſtitiar, dem Advocaten Reichmann in —— auszahlen. Um dir nicht im Wege zu ſein laſſe ich ſatteln und reite aus und werde, da du es vermeiden willſt mich zu ſehen, nicht eher wieder heimkehren als bis deine Abreiſe erfolgt iſt. Lebe wohl und reiſe glücklich.“

Dieſen lakoniſchen Abſchied übergab er verſiegelt einem Diener, der ihn der Kammerjungfer der Frau von Winkelfeld einhändigen ſollte.

Sein Araber ward vorgeführt und er griff nach Hut und Peitſche. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und Cordelia nachläſſig gekleidet, ihr rabenſchwarzes Haar nur in einen Knoten gewunden und mit einem Kamm feſtgeſteckt, eilte an ſeine Bruſt und umſchlang ihn zärtlich.

Caspar fühlte ihre Thränen seine Wangen benetzen und weinend reichte sie ihm die Anweisung zurück.

Caspar war viel zu nobel ein einmal gegebenes Geschenk zurückzunehmen.

„Wie weit willst du deinen Eigensinn denn treiben?“ fragte sie. „Wenn ich mein Wort zurücknehme dich zu verlassen, wirst du doch auch dieses beschämende Papier zurücknehmen?“

„Cordelia! Wer trägt die Schuld von unserer heutigen Morgen-Scene?“

„Soll ich etwa die Schuldige sein?“

„Wer anders? Bin ich nicht noch immer in der Ungewißheit ob du die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses bist?“

Mit Würde antwortet sie: „Dieses Buch ist ein Werk der Einsamkeit. Allein Bücher haben Schicksale und das Schicksal dieses Buches war ein glänzendes, das keine Weltdame es zu verschmähen braucht. Meine Einsamkeit aber bleibt mein unbestrittenes Eigenthum und ich will sie nicht preis geben. Ich wollte anonym bleiben. Welch ein Recht hast du mir meine Maske abzureißen?“

„Cordelia! Wir sind hier nicht auf Maskerade, daß du mir antworten kannst Masken-Freiheit!“

„Allerdings! Masken-Freiheit! Die freie Frau

hat keinen männlichen Beschützer. Ihr Schutz und ihre Sicherheit sind lediglich die Richtungen und Formen des heutigen Lebens und das sind Masken. Diese Masken aber muß sie für heilig und unverletzlich erklären, wenn sie bestehen will. Erkennt sie heimlich und in der Stille etwas Höheres und Heiligeres an, als das Thun und Treiben der modernen Welt, so darf sie das Niemanden verrathen. Ich verzeihe deine burschikosen Dreistigkeiten. Du hast mich jetzt gedemüthigt, demüthige mich nun nicht ferner. Fordere nicht, daß ich meinen Charakter als freie Frau, wofür die Oeffentlichkeit mich anerkannt, aufgebe um deine Frau zu werden. Bestehe wenigstens nicht auf mein Jawort vor dem Altare mit eben der Zudringlichkeit womit du mir das Jawort abgedrungen, daß ich die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses bin."

Caspar wußte jetzt vollends nicht, was er davon denken sollte. Allein sie weinte und er konnte keine Thränen sehen.

Als Reichmann vernahm, daß die festbeschlossene Trennung ganz den von ihm geweissagten Rückgang genommen hatte, sprach er sehr bedenklich:

„Caspar, Caspar! Hier steht mehr als Geld auf

dem Spiele. Deine Ehre! Du kannſt dich lächerlich machen. Du lebſt hier auf deinen Gütern mit einer Frau die zwar von Stande, aber ohne Vermögen iſt, die zwar als Tages-Schriftſtellerin einen Anhang, aber auch einen zweideutigen Ruf hat. Ihre Anweſenheit hieſelbſt hat nicht nur die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dich gelenkt, ſondern auch deinen vormaligen akademiſchen Ruf wieder in Erinnerung gebracht; ohnehin ſtehen wir mit der Regierung nicht zum beſten. Das kann einen Scandal geben der dich und dein Territorium blamirt. Thu was deines Amtes iſt. Lebe hier auf Zechau für dein Territorium und überlaſſe es den Literaten auf ihrem Territorium — den Zeitungen und Journalen — für die Geſinnung und die Bewegung zu ſorgen."

Caspar erwiederte: „Wenn ſie die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes iſt, was ich aber immer ſtark bezweifle, ſo gebe ich ihr eine Heimath auf meinem Grund und Boden und ſchütze ſie gegen alle Verfolgungen die ſie irgend heimſuchen können. Iſt ſie es aber nicht und hat ſie mich getäuſcht, was ich bald erfahren werde, ſo überlaſſe ich ſie ihrem Schickſale."

und Boden! Streuen wir hier unſere geiſtige Saat für eine ferne Zukunft aus. Cordelia ich weiß nicht wer du biſt und woher du ſtammſt, und deine Vergangenheit mag geweſen ſein welche ſie wolle es ſoll mir gleich gelten. Der freien jungfräulichen Glaubens-Bekennerin, die ich in dir erblicke, biete ich meine Hand und es ſoll ihr nur ihr Jawort koſten um Freifrau von Zechau zu ſein. Jetzt gieb einen ſchlichten deutſchen Beſcheid, auf den ſchlichten deutſchen Antrag."

„Die freie Jungfrau fühlt ſich durch ihn hoch geehrt, imgleichen auch die freie Frau, nur widerſpricht es den Geſinnungen und Grundſätzen letzterer, durch ihr Beiſpiel ein ſolches, Glück und Freiheit ertödtendes Verhältniß zu beſtätigen."

„Auf dieſe Antwort bin ich nicht ganz unvorbereitet. Die freie jungfräuliche Glaubens-Bekennerin zieht es alſo vor in ihrer nächſten Umgebung und vor der Welt nur das Kebsweib eines ſchlichten Landedelmannes zu bleiben?"

„Weil dein Heiraths-Antrag das gewünſchte Geſtändniß mir nicht entlocken konnte willſt du dich wohl durch Ungezogenheiten an einer Dame meines Ranges rächen."

„Nein! Auf keine Weiſe! Rechtfertige unſer Verhältniß wenn du kannſt durch einen beſſeren Namen."

„Nenne es eine Wahlverwandtſchaft.“

„Das geht nicht. Zu einer Wahlverwandtſchaft gehören Vier und wir ſind nur Zwei. Die Zeiten ſind vorüber wo Goethe's dickleibiger zwillingsbändiger Roman Glück machte. Heute verſteht man dergleichen nicht mehr. — Wenn man ſich verheirathet, *er*, in der Meinung ſie ſei diejenige, welche ihn und *ſie* in der Meinung er ſei derjenige, welche ſie glücklich machen wird und man hat ſich beiderſeits getäuſcht, ſo iſt das vorläufig ein zweiſchläfriges Malheur. Wenn er aber nachmals diejenige findet, welche ihn, und ſie denjenigen findet, welcher ſie glücklich gemacht haben würde, hätte man ſich früher gekannt, ſo iſt das ein vierſchläfriges Malheur, welches damals eben ſo faſhionable war, wie heute die Frauen-Emancipation. Die ganze gebildete Welt war damals en quatre verliebt und ſelbſt alte vertrocknete Jungfern grämten ſich nicht darüber, daß ſie keinen einen Mann gefunden hatten ſondern darüber, daß ſie einem zweiten Geliebten keinen Pflichtenſtolz und tugendhafte Entſagung entgegen zu ſtellen hatten. — Jetzt iſt man nicht mehr ſentimental ſondern verſtändig. Die Wahlverwandtſchaft iſt ein natürliches Geſetz und heut braucht man ſociale Ideen, die Loſung heißt: faites votre jeu! und das Feldgeſchrei tout va! — Du haſt vor mir ſchon

ſo manchen Liebhaber gehabt, und ich meinerſeits habe auch ſo ziemlich die ganze weibliche Generation durch-experimentirt. Endlich müſſen wir zu einem Reſultat gekommen ſein, und wollen wir nicht hartnäckiger ſein, als die ungläubigen Juden, die immer noch auf einen Meſſias hoffen der längſt ſchon dageweſen iſt, ſo müſſen wir endlich bei einander ſtehen bleiben. Alſo wer biſt du? In meinen Augen kannſt du die freie Jungfrau ohne Furcht und Tadel nicht ſein und die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes willſt du nicht ſein. Mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mit einer Frau die unter allen Umſtänden die ihrem Geſchlechte gebührenden Rückſichten fordert, in welchen ſie die einzige Berechtigung zu einem freien Urtheil erblickt. Wenn ich es wage fremde Anſprüche der Geſellſchaft des Staates oder der Kirche in Zweifel zu ziehen, ſo vermag ich das nur in der Vorausſetzung, daß die Anſprüche, welche eine Frau machen muß, dem edlen und gebildeten Manne heilig und unverletzlich ſind; wenn ich meiner Ueberzeugung nach die herkömmlichen Schranken überſchreite, ſo gebe ich dadurch niemanden ein Recht mir die Achtung und Höflichkeit zu verſagen, die meinem Geſchlechte gebührt. Dem Himmel ſei Dank, du biſt mein Eheherr nicht, der ſich Dreiſtigkeiten gegen mich herausnehmen

darf. — Hältſt du dich vielleicht für berufen, die Nemeſis zu ſein, welche mich heimſucht, weil ich nicht bin wie alle andern Frauen? Wo nicht, ſo ſage mir wo haſt du deine Studien über den Umgang mit Frauen gemacht? Kurz und gut, du haſt mich jetzt dahin gebracht dir gegenüber meine Selbſtſtändigkeit behaupten zu müſſen und dir zu beweiſen, daß ich frei bin. Ich werde daher heute noch Zechau verlaſſen. Ich ſcheide ohne Groll von dir. Dein Andenken ſoll ſtets mir theuer bleiben und ich hoffe auch bei dir nur freundliche Erinnerungen zurück zu laſſen."

„Was ſoll das heißen?" fragte Caspar im höchſten Grade betroffen.

Sie verneigte ſich tief und feierlich und verließ das Zimmer, eh er noch wußte wie ihm geſchehen war.

Er eilte ihr nach, ſie aber hatte ſich eingeſchloſſen und ihre Kammerjungfer ſtand vor der Thür und weinte bittere Thränen.

Er war noch ganz aufgebracht und verſtört als Reichmann anlangte.

„Glück auf, mein Junge! Was gilt eine gute Nachricht die ich dir bringe. Wie ich ſehe haben

finstre Wolken sich auf deine Stirn und fingerdicker Verdruß auf dein Antlitz gelagert. Können viertausend Thaler deinen Kummer aufwiegen?

Eine von deinen Staats-Obligationen ist in der vorgestrigen Ziehung mit viertausend Thalern herausgekommen. Ich wünsche dir Glück dazu. Es ist ein artiger Zuschuß für diesen Sommer der manche Lücke deckt."

„Wann ist das Geld zu haben?"

„Jeden Augenblick."

„So halten Sie es zu meiner Verfügung bereit. Ich brauche diese Summe noch heute."

„Ist mir wohl erlaubt zu fragen wozu?"

„Nein!"

„Aber wenn ich es nun errieth e?"

„So bitte ich Sie es zu verschweigen. Sie sehen ja wie verstimmt ich bin."

„Caspar, willst du mir heut nicht vertrauen wie du es bisher gethan? Habe ich dir jemals einen Spaß verdorben? War ich nicht stets auf's gewissenhafteste für deinen Nutzen besorgt, und hast du die goldene Lehre vergessen die ich dir als Knaben schon einschärfte."

„Welch eine Lehre?"

„Sprich zum Pfaffen, ich bin ein Sünder; zum

Ärzte, ich bin ſiech und elend; zu deinen Eltern und Erziehern, ich bin ein Schlingel und zu deinem Advocaten ich bin ein Galgenſtrick, ſo kann dir geholfen werden.“

„Bin ich ein Galgenſtrick?“

„Nicht von Perſon aber von Sinnesart. Du folgſt nur den Eingebungen deines Temperamentes. Thuſt was die Leute verdrießt, trotzeſt mit paradorem Muthwillen aller Herkömmlichkeit und ſtößeſt mit unverſchämter Genialität alle Behörden vor den Kopf. Leichtſinnig verwickelſt du dich in tauſend verfängliche Schlingen, aus denen ich nur mit Mühe und Noth dich herausziehen kann. Ja wäre ich nur dein Anwalt, ich könnte mir keinen liebenswürdigeren Clienten wünſchen. Denn deine originellen Streiche veranlaſſen die intereſſanteſten und einträglichſten Proceſſe, welche meine ganze Gelehrſamkeit, Geſchicklichkeit und Erfahrung in Anſpruch nehmen, als hätte ich nur für dich ſtudirt und müßte dir meine ganze Praxis weihen. Indeß bin ich auch dein Freund trotz aller Ungleichheit der Jahre und als ſolcher erlaube ich mir dir Ermahnungen und Warnungen zu geben. Das vermag ich nicht, wenn du nicht offenherzig gegen mich ſein willſt. Kurz und gut, alſo wozu brauchſt du Galgenſtrick! heimlicherweiſe vier-

tauſend Thaler, welche das Glücksrad dir unvermutheterweiſe beſchert hat, was ich doch wahrſcheinlich deiner Mutter nicht verrathen darf. Hat die Frau Baronin von Winkelfeld etwa wieder Schulden, und könnte deine arme Cordelia hier auf Zechau ſchon wieder von ihren Creditoren incommodirt werden? Oder was will ſie ſonſt mit dem Gelde anfangen, denn für ſie allein erhebſt du dieſe Summe.“

„Ja! Wenn Sie es durchaus wiſſen wollen. Nur für ſie. Denn noch heut verläßt ſie Zechau und ſoll nicht mit leeren Händen von hier ſcheiden. Wenigſtens für die erſten Jahre ſoll ſie ſorgenfrei leben können.“

„Was höre ich? Jetzt wird die Sache intereſſant. Sie will gehen oder biſt du es der ſie — entläßt?“

„Es iſt ihr feſter Entſchluß, den ſie mir erklärt hat und ich kann keine gute Worte geben, ich werde ſie nicht bitten zu bleiben!“

„O weh! Denn wenn ſie bliebe wäre es dir auch recht?“

„Unter einer Bedingung.“

Caspar ſah ſich genöthigt ſeinem rechtskundigen Freund den eben ſtattgefundenen Auftritt mitzutheilen und Reichmann ſchüttelte den Kopf.

„Das iſt weiter nichts wie ein verliebter Zank.

Warum ſoll ſie die Verfaſſerin des Buches nicht ſein, da ſie in der Oeffentlichkeit dafür gilt? Deine Zweifel ſind keine moraliſche Ueberzeugungen!“

„Gewiß das ſind ſie. Ich bin moraliſch feſt überzeugt, daß ſie das Buch nicht geſchrieben haben kann.“

„Moraliſche Ueberzeugungen ſind keine juriſtiſche Beweiſe und was muß ſie ſagen um zu bleiben, ja oder nein!“

„Die Wahrheit, welche nein lauten muß.“

„Für viertauſend Thaler läßt ſich viel bejahen aber noch mehr läßt ſich verneinen um die Geliebte des Freiherrn von Zechau zu ſein. Soll ich ihr das Geld anweiſen wofern ſie Zechau verläßt? Gieb ihr zweitauſend Thaler, tauſend Thaler wäre ſchon übergroßmüthig.“

„Nein ich will nicht knauſern mit einem unverhofften Gewinn und zumal es die letzte Gabe iſt die ſie von mir empfängt, will ich mich als Edelmann zeigen.“

„Es ſei. Ihr Abſchied iſt viertauſend Thaler werth. Ich fürchte nur ſie nimmt die Summe, bleibt und ſpricht nicht einmal das erwünſchte nein.“

Dieſe Befürchtung erfüllte ſich wirklich. In Güte war von Caspar alles, durch Trotz gar nichts zu erlangen. Cordelia wollte nun einmal fort, und wie ungern er ſie auch ſcheiden ſah, war es ihm doch unmöglich mit einem einzigen freundlichen Wörtchen ſie zurückzuhalten. Weil ſie ihn nicht ſehen wollte meldete er ihr ſchriftlich in aller Kürze:

„Liebe Cordelia!

Einliegende Anweiſung laſſe dir von meinem Juſtitiar, dem Advocaten Reichmann in —— auszahlen. Um dir nicht im Wege zu ſein laſſe ich ſatteln und reite aus und werde, da du es vermeiden willſt mich zu ſehen, nicht eher wieder heimkehren als bis deine Abreiſe erfolgt iſt. Lebe wohl und reiſe glücklich.“

Dieſen lakoniſchen Abſchied übergab er verſiegelt einem Diener, der ihn der Kammerjungfer der Frau von Winkelfeld einhändigen ſollte.

Sein Araber ward vorgeführt und er griff nach Hut und Peitſche. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und Cordelia nachläſſig gekleidet, ihr rabenſchwarzes Haar nur in einen Knoten gewunden und mit einem Kamm feſtgeſteckt, eilte an ſeine Bruſt und umſchlang ihn zärtlich.

Caspar fühlte ihre Thränen seine Wangen benetzen und weinend reichte sie ihm die Anweisung zurück.

Caspar war viel zu nobel ein einmal gegebenes Geschenk zurückzunehmen.

„Wie weit willst du deinen Eigensinn denn treiben?“ fragte sie. „Wenn ich mein Wort zurücknehme dich zu verlassen, wirst du doch auch dieses beschämende Papier zurücknehmen?“

„Cordelia! Wer trägt die Schuld von unserer heutigen Morgen-Scene?“

„Soll ich etwa die Schuldige sein?“

„Wer anders? Bin ich nicht noch immer in der Ungewißheit ob du die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses bist?“

Mit Würde antwortet sie: „Dieses Buch ist ein Werk der Einsamkeit. Allein Bücher haben Schicksale und das Schicksal dieses Buches war ein glänzendes, das keine Weltdame es zu verschmähen braucht. Meine Einsamkeit aber bleibt mein unbestrittenes Eigenthum und ich will sie nicht preis geben. Ich wollte anonym bleiben. Welch ein Recht hast du mir meine Maske abzureißen?“

„Cordelia! Wir sind hier nicht auf Maskerade, daß du mir antworten kannst Masken-Freiheit!“

„Allerdings! Masken-Freiheit! Die freie Frau

hat keinen männlichen Beschützer. Ihr Schutz und ihre Sicherheit sind lediglich die Richtungen und Formen des heutigen Lebens und das sind Masken. Diese Masken aber muß sie für heilig und unverletzlich erklären, wenn sie bestehen will. Erkennt sie heimlich und in der Stille etwas Höheres und Heiligeres an, als das Thun und Treiben der modernen Welt, so darf sie das Niemanden verrathen. Ich verzeihe deine burschikosen Dreistigkeiten. Du hast mich jetzt gedemüthigt, demüthige mich nun nicht ferner. Fordere nicht, daß ich meinen Charakter als freie Frau, wofür die Oeffentlichkeit mich anerkannt, aufgebe um deine Frau zu werden. Bestehe wenigstens nicht auf mein Jawort vor dem Altare mit eben der Zudringlichkeit womit du mir das Jawort abgedrungen, daß ich die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses bin."

Caspar wußte jetzt vollends nicht, was er davon denken sollte. Allein sie weinte und er konnte keine Thränen sehen.

Als Reichmann vernahm, daß die festbeschlossene Trennung ganz den von ihm geweissagten Rückgang genommen hatte, sprach er sehr bedenklich:

„Caspar, Caspar! Hier steht mehr als Geld auf

dem Spiele. Deine Ehre! Du kannſt dich lächerlich machen. Du lebſt hier auf deinen Gütern mit einer Frau die zwar von Stande, aber ohne Vermögen iſt, die zwar als Tages-Schriftſtellerin einen Anhang, aber auch einen zweideutigen Ruf hat. Ihre Anweſenheit hieſelbſt hat nicht nur die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dich gelenkt, ſondern auch deinen vormaligen akademiſchen Ruf wieder in Erinnerung gebracht; ohnehin ſtehen wir mit der Regierung nicht zum beſten. Das kann einen Scandal geben der dich und dein Territorium blamirt. Thu was deines Amtes iſt. Lebe hier auf Zechau für dein Territorium und überlaſſe es den Literaten auf ihrem Territorium — den Zeitungen und Journalen — für die Geſinnung und die Bewegung zu ſorgen."

Caspar erwiederte: „Wenn ſie die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes iſt, was ich aber immer ſtark bezweifle, ſo gebe ich ihr eine Heimath auf meinem Grund und Boden und ſchütze ſie gegen alle Verfolgungen die ſie irgend heimſuchen können. Iſt ſie es aber nicht und hat ſie mich getäuſcht, was ich bald erfahren werde, ſo überlaſſe ich ſie ihrem Schickſale."

Noch am ſelben Tage ſchickte er ein Schreiben an die Verlagshandlung in der Reſidenz ab, welches eine Einlage enthielt: „An die freie Jungfrau, Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes.“ Es enthielt die Bitte an dieſelbe, ſich vor ihm zu demaskiren. Er rechtfertigte die Dreiſtigkeit ſeines Geſuches dadurch, daß ſein Name in der Oeffentlichkeit ſo häufig mit jenem Buche genannt würde und verbürgte endlich mit ſeinem Worte als Edelmann die Unverletzlichkeit eines jeglichen ihm anvertrauten Geheimniſſes.

Wenige Tage darauf langte ein Brief auf Zechau an, der mit einem Kelch und Kreuz von einer Sonne umgeben geſiegelt war. Auch das I. H. S. fehlte nicht. Cordelia reichte Caspar dieſen Brief und fragte lächelnd: „Stehſt du mit Miſſions-Anſtalten in Verbindung?“

Caspar erbrach das Schreiben; es enthielt die wenigen Worte:

„Ihnen allein wird ſich die freie Jungfrau nennen und ihr Wort eines Edelmannes wird ſie für unverletzlich wie das Beichtſiegel halten. Haben Sie nur die Gnade, die Gründe, welche Sie zu dieſer Anfrage bewogen deutlich anzugeben, indem kein Zweifel obwalten kann, daß ſelbige zwingend ſind.“

Dieſe Zeilen waren von dem berühmten Kanzel-

rehner, dem Pastor J— in der Residenz unterzeichnet.

Caspar's Züge hatten sich in beträchtliche Falten gelegt. Er schaute Cordelia zweifelhaft an.

„Kennst du Herrn Pastor J— in der Residenz?"

„Wer kennt ihn nicht?"

„Also nur flüchtig."

„Wie du willst. Ich habe nur flüchtige Anwandlungen von Frömmigkeit."

„Correspondirst du mit ihm?"

„Ja und nein! wie du willst. Oder vielmehr wie ich will. Lieber Caspar! du geräthst wieder in die Laune, daß ich dir erklären muß: Ich bin frei!"

Caspar ging verstört, um dieses Schreiben sogleich zu beantworten um endlich ein Resultat zu erlangen. Er schrieb:

„Von jeher war ich ein Verächter des zweiten Geschlechts. Ich hielt die Frau durchaus für untergeordnet. Ja, ich bekenne sogar, daß weibliche Reize mir mehr gegolten haben, als weibliche Tugend. Hat aber eine Frau solch ein Buch geschrieben, wie das Glaubens-Bekenntniß, so gestehe ich tief beschämt meinen Irrthum ein, erkenne die Frau nicht nur in ihrer Gleichberechtigung mit dem Manne an, sondern erblicke in ihrer häuslichen Einsamkeit etwas viel

edleres und höherſtehendes als das öffentliche der ſocialen Schätzung und einem Marktpreiſe unterworfene Leben. Vorausgeſetzt, die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes ſei alt, häßlich, verwachſen, von Gebrechen, Muttermälern und Warzen entſtellt dermaßen, daß kein Mann zur Mutter ſeiner Kinder ſie erwählen dürfe, ſo würde ich ſie dennoch lieben, hochſchätzen und ſie ſtets um mich zu haben wünſchen, um mich der Leitung einer milderen und gerechteren Natur als ich bin, ganz und gar zu unterwerfen. Indeß nennt die öffentliche Meinung eine Verfaſſerin, die, weit entfernt davon abſchreckend zu ſein, mit einer körperlichen Anmuth geſchmückt iſt, welche eben ſo verführeriſch wie ihre geiſtige Erhabenheit gebieteriſch bekanntermaßen auf mich einwirkt. Und ich glaube ſie nicht nur zu kennen, ſondern auch zu lieben. Sollte ich mich jedoch täuſchen, ſollte auch die Welt getäuſcht ſein, dann hochwürdiger Herr, wenn ſie es für gut befinden die Welt ihrem mundus vult decipi zu überlaſſen, mich von den quälenden Zweifeln zu befreien; mich aus der grauſamen Täuſchung zu retten. Empfangen Sie hiermit mein Cavalier-Wort. Es iſt unverletzlich wie das Beichtſiegel."

Dieſer Brief wurde ſogleich einem ſicheren Boten anvertraut.

Allein die Antwort darauf blieb aus.

Caspar harrte ihrer ſchmerzlich von Tage zu Tage, endlich verlor er die Geduld und ſein Verhältniß mit Cordelia würde ihm unerträglich geworden ſein, hätte nicht ein neues Abenteuer ſie wieder intereſſant für ihn gemacht.

Unter Cordelia's Behandlung war Othello ein non-plus-ultra geworden. Er hielt einen Wettlauf aus mit Nelſon, dem Vollblut-Araber, den Caspar gewöhnlich ritt, und übertraf ihn bei weitem im Ueberſetzen. Keine Barriere war ihm zu hoch, kein Graben zu breit, das Voltigiren war ſeine Luſt und nur Cordelia durfte ihn reiten, die ihm allerlei Schmeichelworte in's Ohr flüſterte und ſeine Künſte mit großen Stücken Zucker belohnte.

An einem heiteren Sonntag-Nachmittag hatte Caspar ſie eben in den Sattel gehoben. Während Othello, um die gewohnte zarte Laſt aufzunehmen, noch geſtreckt daſtand, hatten plötzlich alle Schweine ihre Stallthür aufgewühlt und kamen auf den Schloßhof heraus. Die harmloſen Ferkelchen liefen dem mächtigen Frieſen in ihrer Unſchuld zwiſchen die Beine hindurch. Schreiend eilten die Knechte herbei, um

die Gitterpforten zu ſchließen, und das Gewimmel und Getümmel erzürnte den ſonſt ſo gelehrigen und lammfrommen Othello. Mit zwei Sätzen war er vom Hofe, ſchlug aus und bäumte ſich. Vergebens bemühte ſich die ſchöne Amazone ihn wieder zur Vernunft zu bringen. Caspar, der ihrer Sicherheit und Kunſtfertigkeit vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ, achtete für nöthig, ihr zu Hülfe zu kommen. Zwar warnte ſie und verbat ſich den unberufenen Beiſtand ausdrücklich. Dennoch aber nahte er ſchmeichelnd und beſchwichtigend dem Rappen. Dieſer ſah mit rollenden Augen ſcheu ihn an, ſpitzte die Ohren, öffnete die Nüſtern, that plötzlich einen Seitenſprung, ſchüttelte wild die Mähne und ſtob hierauf in geſtrecktem Galopp davon.

„Barmherziger Gott!“ rief Caspar, „der Frieſe hat die Stange zwiſchen die Zähne genommen, er geht mit ihr durch.“

Bevor er ſich auf ſeinen Vollblut-Araber ſchwang, der auch ſchon courbettirte und tanzte, war ſie ihm aus den Augen.

Am Morgen deſſelben Tages hatte die Frau Paſtorin von Zinsdorf zu ihrem Manne geſagt:

„Mir hat vergangene Nacht ſchon wieder von einer Elſter geträumt, die auf einem Grabſtein ſaß und während du beteteſt, ſich in eine weiße Taube verwandelte und davon flog. Du weißt, was das zu bedeuten hat.“

Der Paſtor von Zinsdorf war ein achtzigjähriger Greis und ſeine zahlreichen Kinder waren alle verheirathet. Die Söhne, lauter Theologen, lebten hie und da auf ihren Pfarren. Seine Töchter alle hatten Paſtoren oder Schulmeiſter, fern von ihm, geheirathet. Alle hatten wiederum zahlreiche Kinder. Er aber war mit ſeiner Frau allein und lebte nur für das Haus und die Bibel.

Mit ſonntäglicher Salbung erwiederte er:

„Ich ſollte denken, daß eine Elſter auf einem Grabſtein, die durch meine Fürbitte als reine Taube gen Himmel fliegt, eine in Sünden begriffene Seele ſei, die zerknirſcht durch meine fromme Salbung in aufrichtiger Reue, den heiligen Geiſt in ſich aufgenommen hat und dadurch dem Himmel wiedergewonnen iſt.“

„Nein,“ widerſprach die Paſtorin, „meine Träume ſind meine Träume und ich allein weiß ſie auszulegen. So oft ich dieſen Traum habe, erkrankt lebensgefährlich eine Perſon in unſerer Gemeinde und läßt

in der Kirche für ſich beten. Ein Rabe bedeutet einen Mann und eine Elſter eine Frau. Wenn die Elſter auf einem Grabſtein ſitzt und fliegt als Taube über die Felder, ſo erfolgt Geneſung. Liegt aber tiefer Schnee und die Elſter frißt ſo lange Schnee, bis ſie zur weißen Taube geworden iſt und gen Himmel fliegt, ſo bedeutet das ein ſeliges Ende. Dieſe Träume treffen allemal zu, ſo oft ich ſie träume.“

Mit geiſtlich hausväterlichem Anſtand ſprach der Paſtor: „Den Seinen giebt es der Herr im Schlafe und du träumſt ſehr metaphoriſch.“

Nachmittags war Kaffee-Geſellſchaft von Paſtoren- und Schulmeiſter-Frauen und deren Töchtern. Der Traum der Frau Paſtorin war ein erwünſchter Stoff für die Geſchwätzigkeit und man erging ſich in Muthmaßungen, wen das Loos ſchwer zu erkranken und eines öffentlichen Fürgebets auf der Kanzel zu bedürfen wohl irgend treffen könne. Eine Frau mußte es ſein, denn das bedeutete die Elſter, und jede Frau, auf die das Geſpräch eben fiel, wurde in Betreff ihres Alters, ihrer Geſundheit, ihrer Lebensweiſe und ihrer Frömmigkeit genau in Betracht gezogen und begutachtet und jede Wahrſcheinlichkeit abgewogen, ob ſie durchkommen könne oder unterliegen müſſe.

Die jungen Mädchen, welche inzwiſchen am Fenſter ſaßen, neckten ſich, ſchäkerten und kicherten. Mit einem Male ſchrien mehre auf.

„Herr Jeſus! Herr Jeſus! Sie wird den Hals brechen.“

Auch die Mütter eilten an's Fenſter und ſagten: „Das iſt die wilde Fremde auf Zechau. Ein Mann, der ſeine fünf Sinne hat, wird nicht ſo reiten wie dieſes tolle M . . ſch.“

„Gott ſteh' mir bei!“ rief die würdige Frau Paſtorin von Zinsdorf. „Sie ſtampft meinen ſchönen Winterkohl in Grund und Boden. Herr von Zechau ſoll mir alles bei Heller und Pfennig erſetzen.“

In der That gewahrte man die tollkühne Cordelia auf dem rieſigen ſchaumbedeckten Rappen. Er hatte den Pfad verloren und das Ackerland behagte ihm nicht, er durchkreuzte es mit ungeberdigen Sprüngen, ſetzte über einen zehn Fuß breiten Mühlbach, erreichte das jenſeitige aufgedämmte Ufer und mit mächtiger Hufe tief ſich eingrabend erklomm er die Anhöhe.

Die wilde Reiterin war verſchwunden und man nahm die verlaſſenen Plätze wieder ein. Tiefes Schweigen herrſchte, das eben Geſehene mußte zuförderſt in Ruhe und Beſonnenheit beherzigt werden und der Paſtor ſprach:

„Meine Lieben! dieſe Reiterin, ſo ihr eben vorüber brauſen ſahet, ſetzt nicht aus Tollheit und Unverſtand dermaßen ihre Glieder auf's Spiel, ſondern hat die Herrſchaft verloren über ihr gewaltiges Roß und wird von ihm auf und davon getragen. Ihr Leben iſt in Gefahr! wir wollen für ſie beten.“

„Ach, mein guter Mann!“ ſeufzte die Paſtorin. „Haſt du wohl beachtet, daß ſie ein ſchwarzes Reitkleid mit weißem Chemiſett und Manchetten trägt?“

„Ja! das habe ich beachtet und ſo oft ſie hier vorbeiritt, habe ich ſie nie in einem anderen Anzuge geſehen!“

„Ach! Ich muß immer unwillkürlich an die Elſter denken, die ich im Traume geſehen, und am Ende iſt ſie die Elſter, von der ich dieſe Nacht geträumt habe. Kann ein Frauenzimmer gefährlicher krank ſein, als ſie? Nicht nur ihr Leben ſchwebt in Gefahr, auch ihrer Seele droht ſicheres Verderben. Ach, lieber Mann, bete für ſie, eh' ſie in ihren Sünden dahinfährt; bete für ſie, wenn ſie auch kein Gebet beſtellt hat; bete für ſie und rette ihren Leib und ihre Seele, denn dein Gebet wird die ſündige Elſter in eine weiße Taube verwandeln, die gerettet und wohlerhalten über die Felder fliegt.“

Auf entlegenen Bauerdörfern iſt der Pfarrer eine

heilige Perſon, der ſeiner Würde nichts vergeben darf und von einer profanen Perſon keinen Rath annehmen wird. Allein der Paſtor iſt allemal auch der Mann ſeiner Frau, welcher thut was ſie will und erfüllt was Gott ihr im Traume eingegeben hat. Der würdige Greis faltete daher ſeine Hände und tiefe Stille trat ein. Er ſprach eines der bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Gebete, nur daß er dem Himmel nichts von den Gutthaten der Gefährdeten erzählte, ſondern ſich auf deſſen Langmuth berief um ſeine Gnade für die Sünderin in Anſpruch zu nehmen. Ihre Rettung war ja von der Vorſehung beſchloſſen, das hatte ſeine chriſtliche Ehefrau im Traume geſehen und die Engel freuten ſich mehr über die Rückkehr eines verirrten Lämmchens zur Heerde als über die Treue von hundert nicht wankender Schafe.

Und o Wunder! Dieſes Gebet ging augenblicklich in Erfüllung.

Cordelia kam mit einem Male wieder zum Vorſchein auf ihrem gewaltigen Rappen, der keuchend und hinfällig mit dampfenden Nüſtern und fliegenden Seiten ſich endlich ausgetobt hatte, und wieder lammfromm geworden war. Sie hielt vor den hellen Fenſtern des Pfarrhauſes und rief den vielen Frauen und Mädchen, die hinausſchauten, zu:

„Wo iſt der Gaſthof hier?“

„Die Weiſſagung meines Traumes hat ſich wörtlich erfüllt!“ rief die Paſtorin voll ſtolzen Selbſtgefühls.

„Mein Gebet iſt erhört!“ fügte der Paſtor hinzu. „Gerettet habe ich ihren Leib vor dem gefährlichen Sturze auf den Erdboden. Jetzt will ich mich waffnen mit Glaube und Salbung um auch ihre Seele zu warnen, vor dem gefährlicheren Sturz in den Abgrund.“

Cordelia wiederholte ungeduldig ihre Frage und der Pfarrer trat vor die Thür.

„Dieſes Haus,“ ſagte er, „iſt zwar kein Gaſthof, ſondern die friedliche Hütte eines gottesfürchtigen Geiſtlichen. Allein gaſtfrei ſteht dieſe Thür jedweden offen, weß Glaubens er ſei, mag er geiſtlicher oder leiblicher Erquickung bedürfen.“

„Sie ſind ſehr freundlich!“ meinte Cordelia. „Allein ich muß für meinen armen Gaul mehr ſorgen als für mich. Sehen Sie nur wie er dampft und keucht. In dieſem Zuſtande kann jeder Verzug tödtlich für ihn werden.“

„Auch für den Gaul ſoll geſorgt werden,“ ſprach der Pfarrer voll Würde und rief ſeinen Knecht.

Cordelia faßte die Zipfel ihres Reitrocks und glitt vom Sattel hernieder. Sie verlangte wollene Decken

und half dem Knechte, wie ermüdet ſie auch war, ſie überzulegen. Sie folgte ihrem Rappen in den Stall, ordnete alles ſelbſt mit an und verhieß dem Knechte ein anſehnliches Trinkgeld, wenn er ſich pünktlich an ihre Vorſchriften hielte.

Darüber verging eine gute Viertelſtunde, endlich folgte ſie dem Paſtor in's Haus und in's Geſellſchafts-Zimmer.

Sie grüßte anmuthig, doch von den Frauen und Mädchen dankte keine, keine erhob ſich von ihrem Stuhl und mit gefaltenen Händen und niedergeſchlagenen Augen blieben alle ſtill und unbeweglich ſitzen wie in der Kirche.

Cordelia als Dame von Welt verwunderte ſich über nichts und ließ ſich durch nichts ſtören. Sie hielt dies Betragen für bäuriſche Einfalt und verlangte der Frau Paſtorin vorgeſtellt zu werden. Der Ehren-Paſtor deutete auf ſie und ſprach: „Meine Frau.“

Die Paſtorin erhob ſich, machte einen leichten Knix und ſagte mit Geringſchätzung: „Madame! Mademoiſelle! Ich weiß nicht, wie ich Sie anreden ſoll.“

„Ich bin die verwittwete Baronin von Winkelfeld. Ach! ich bin zum ohnmächtigwerden angegriffen. Erlauben Sie, daß ich mich ſetze.“

Aber kaum machte sie Miene sich auf dem Sopha niederzulassen, als die beiden ältesten Pastoren-Frauen, die ihn inne hatten, sich augenblicklich erhoben und sich auf Stühle setzten.

„O meine Damen!“ bat Cordelia, welche hierin auch nur eine übertriebene Höflichkeit erblickte. „Sie sind zu freundlich. Der Sopha ist breit genug für uns drei und ich will mich schon in Acht nehmen, ihnen mit meinem staubigen Reitkleide zu nahe zu kommen. Entschuldigen Sie mich, meine Beine tragen mich nicht länger.“ Hiermit ließ sie sich in eine Ecke des Sophas fallen und wurde leichenblaß.

„Wünschen Sie eine Erquickung?“ fragte der Pastor. „Eine Tasse Kaffee etwa?“

„Wenn Sie ein Glas Wein haben, Herr Pastor. Bedenken Sie, welch einen unfreiwilligen Ritt ich machte. Wie weit ist von hier bis Zechau?“

„Zwei starke Stunden.“

„Vier starke Stunden die Kreuz und Quer hat mein unermüdlicher Rappe mich ventre a terre getragen. Ein so schweres gewaltiges Thier hält das sonst kaum eine Viertelstunde weit aus. Dieser Othello ist ein Monstrum. Er nimmt es mit einem Renner auf.“

Der Paſtor beſtellte Communionwein, der auf dem Lande, wo reiche Bauern communiciren, gar nicht übel ſein darf.

Die Paſtorin brachte Wein, war aber nicht zu bewegen ihn der Erſchöpften zu präſentiren. Der Paſtor mußte die Honneurs machen und auch darin erblickte Cordelia weiter nichts als linkiſche Blödigkeit. Vor allen Dingen that ihr eine Erquickung Noth und mit wahrem Heißhunger griff ſie nach dem Kaffeekuchen und tauchte ihn in den Wein.

Bald rötheten ſich ihre Wangen und blitzten ihre Augen wieder und lächelnd wandte ſie ſich an den Paſtor:

„Wie Sie ſehen, nehme ich mit herzlichem Danke an, was mir hier ſo freundlich geboten wird und bitte nur, mich nicht für unbeſcheiden zu halten, weil ich ſo dreiſt zugreife. Ganz ungewöhnliche Umſtände haben mich in dieſes gaſtliche Haus geführt und dieſe werden mich entſchuldigen. Es iſt nicht zum erſten Male, daß ein Pferd mit mir durchgeht, aber ſo viel wie Othello hat mir noch kein anderes Thier zu ſchaffen gemacht.“

„Gnädige Frau!“ begann der Paſtor feierlich. „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache und ſchießt kein Hälmchen aus dem Boden. Daß Ihr Pferd heute mit Ihnen durchging, daß es Sie hierher

brachte in das ſtille Haus eines ſchlichten alten Geiſtlichen, geſchah auch nur durch Gottes Willen und iſt ein Werk der Vorſehung, die Ihrer gedenkt und ſich Ihrer erbarmet hat.“

Jetzt erſt ſtutzte Cordelia, ſie ſchaute ſich im Zimmer um und gewahrte nur niedergeſchlagene Augen und gefaltene Hände. Alles war ſtill und unbeweglich wie in der Kirche. Der Paſtor fuhr fort:

„Sehr vergleichbar einem mächtigen Rappen gleich dem Ihrigen — ſehr vergleichbar ſolch einem ſchwarzen Ungethüm iſt der böſe Feind, der ſchon im Paradieſe als Schlange auftrat und in heutiger Zeit mehr denn je als brüllender Löwe umhergeht. O, wer ſich vorwitziger Weiſe gelüſten läßt, dieſen Höllengaul zu beſteigen, in der Meinung, er würde ſich leicht zügeln und bändigen laſſen: der iſt ein verlorner Reiter. Denn die Natur des Menſchen iſt ſündig und verderbt und ſitzt nicht allzufeſt im Sattel, und Gottesfurcht und Frömmigkeit, dieſe einzigen Zäume und Zügel, um den finſteren Hengſt zu bändigen, ſind nicht bei jedermann von tüchtigem und haltbaren Lederwerk, ſondern meiſtentheils morſches verpfuſchtes Riemenzeug. Es reißt wie man es anſtrafft und dann iſt der Reiter nicht mehr Herr ſeines Gaules, ſondern der Gaul Herr ſeines Reiters. Er trägt ihn nicht dahin wohin

er gelangen möchte: in den Himmel. Nein! Trotz alles Sträubens und Zappelns trägt jener finstere Gaul den Reiter dahin wohin er nicht gelangen will — in *seinen* Stall: in die Hölle.

Nach dieser Einleitung machte der Pastor eine Pause und Cordelia nahm das Wort:

„Herr Pastor! Ich verstehe Sie nicht. Mich dünkt, Sie schmähen meinen Othello. Er ist kein teuflisches, sondern ein göttliches Thier und findet seines Gleichen nicht in der ganzen Welt. Es ist wahr, er hat gesündigt, er ist mit mir durchgegangen, aber wir haben alle unsere Fehler."

„Mißverstehen Sie mich nicht, geliebte Tochter, oder vielmehr mißdeuten Sie nicht absichtlich ein Gleichniß, dessen ich mich bediene, um Ihnen einleuchtend zu machen, daß die Vorsehung sich Ihrer erbarmt und Ihre Rettung beschlossen hat. Ich rede zu Ihnen im Namen des Herrn, welcher mir eingegeben hat, bei Ihrem Herzen anzupochen und Ihr Gewissen wach zu rufen. Den Pfad des Heiles will ich Ihnen zeigen, armes verirrtes Weltkind." — Um diese Behauptung zu unterstützen, berief er sich auf den Traum seiner Frau und daß er auf den ersten Blick in der auf Leben und Tod daherſprengenden Reiterin diejenige Person erkannt habe, die er durch seine Fürbitte am

Leben erhalten und durch ſeine geiſtliche Zuſprache für den Himmel gewonnen werden ſollte. „Ein Theil dieſes Traumes iſt bereits in Erfüllung gegangen,“ fuhr er fort. „Ich hatte kaum mein Gebet vollendet, als die Erhörung ihm auf dem Fuße folgte und der verwilderte ungeſtüme Rappe, gleichſam durch ein Wunder gebändigt und zu Gehorſam gebracht, mit ſeiner erſchöpften Reiterin zurückkehrte.“

Cordelia verlor nicht leicht ihren Gleichmuth. Nur von Pferden durfte niemand zu ihr reden, der kein Reiter war.

„Herr Paſtor!“ rief ſie. „Ein Pferd, was ich reite, iſt mein Werkzeug und ich weiß ihm die Luſt zu vertreiben ein Werk der Vorſehung abgeben zu wollen. Wenn ſie ohne Kappzaum, Candare und Peitſche durch Ihr Gebet Pferde bändigen können, Mort Dieu! ſo werden Sie Ober-Stallmeiſter, das iſt einträglicher als eine Dorfpfarre.“

Dieſe Worte und beſonders der franzöſiſche Fluch brachten mit einem Male Leben und Bewegung in die ſonntäglich ſtille Kaffee-Geſellſchaft. Die Frauen ſprangen von den Stühlen auf und rangen die Hände und die jungen Mädchen weinten.

„Ach, die arme unglückliche Dame,“ rief die

Eins. „Möge Gott doch ihrer ſich erbarmen und ihr Glauben ſchenken.“

„Schickt doch die jungen Mädchen fort aus dem Zimmer!“ ermahnten die Anderen. „Sie dürfen dergleichen nicht hören. Solch ein Beiſpiel iſt anſteckend.“

Indeſſen hatte Cordelia ihre Uebereilung ſchon eingeſehen und es verdroß ſie, ſich in Gegenwart ſo einfacher Paſtoren-Frauen vergeſſen zu haben. Vornehm und mit verbindlichem Lächeln wandte ſie ſich zu dem Pfarrer:

„Verzeihung, Wohlehrwürden. Ich habe Urſache Ihnen dankbar zu ſein, denn Sie haben mich gaſtlich aufgenommen und dafür bleibe ich Ihre Schuldnerin. Wenn auch Ihre frommen Reden mir nicht einleuchten, ſo weiß ich doch, ſie ſind gut gemeint. Ich bin ſo gottlos nicht, dies Werkzeug der Vorſehung in Ihnen zu verkennen, bei dem ich und mein Othello eine Zuflucht fand. Mein Othello aber iſt ein Capital-Pferd. Herr von Zechau läßt ihn nicht für tauſend Ducaten und Othello's nächſte Vorſehung bin ich, denn auf Ihren Knecht kann ich mich nicht verlaſſen. Jeder hat ſeinen Beruf. Behüten Sie Ihre Schafe, ich ſorge für meinen Gaul. Ich bitte allerſeits um Entſchuldigung.“

Hiermit erhob ſie ſich und ging in den Stall.

„Die iſt noch nicht verloren,“ meinten die alten Prediger-Frauen. „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die fromme Zuſprache unſeres Herrn Paſtors ſie retten wird.“

„Nein!“ erwiederte der Greis. „Sie iſt mehr Teufel als ihr Gaul, denn Hofart und Weltluſt reden aus ihr mit einer ſolchen Leichtfertigkeit und Spitzfindigkeit, daß ſie mich aus dem Concept bringt.“

Aber die Paſtorin berief ſich auf ihren Traum, der erſt halb in Erfüllung gegangen war. Denn die Elſter konnte zwar ſchon wieder über die Felder fliegen, allein ſie war noch lange nicht zur weißen Taube geworden. Auch die übrigen Frauen legten ihre Fürbitten ein und ein Landgeiſtlicher iſt gewohnt nachzugeben. Eben wollte der Greis verſprechen noch einmal ſein Beſtes zu verſuchen, als der Knecht eintrat und noch um ein Tröpfchen Wein für die gnädige Frau Baronin bat.

Der Paſtor ſchenkte ein und ſchickte ſeinen Knecht mit dem Präſentirteller fort. Allein es befremdete ihn doch, daß die Frau Baronin ihren Wein in den Stall trinken wollte. Er folgte ſeinem Knechte und der Anblick, der ſich ihm im Stalle darbot, betrübte ihn auf's tiefſte.

Othello hatte den Kopf ſeitwärts gebogen und

ſchaute mit den klugen Augen ſeine Herrin ſo fromm und demüthig an, als wollte er ihr alle ſeine Ungezogenheiten abbitten. Mit aufgekrämpten Lefzen und hervorgeſtreckter Zunge bettelte er um einen Trunk Waſſer. Das aber durfte er nicht haben und Cordelia tauchte ihre Finger in den Wein und benetzte damit ſeine Lefzen und wenn er ſeine Zunge ausſtreckte, goß ſie ihm einige Tropfen darauf, die er gierig einſog.

Niedergeſchlagen und mit bedenklichem Kopfſchütteln kehrte der Paſtor in's Zimmer zurück.

„Nein! das iſt zu arg," ſeufzte er. „Es iſt zwar eine friſche Flaſche. Der Wein iſt noch nicht geweiht, um Blut des Herrn für fromme Chriſten zu ſein. Aber ein Frevel bleibt es dennoch und an ihr iſt Hopfen und Malz verloren."

„Was iſt der Frevel?" fragte die Paſtorin.

„Sie läßt ihren Gaul Communion-Wein ſaufen."

Die Frauen ſprangen von ihren Stühlen auf, ſchauten händeringend gen Himmel und ſeufzten: „Communion-Wein einem Gaul!"

„Mag ſie im Stalle bleiben," ſagte der Pfarrer, „ich hole ſie nicht wieder hierher."

Aber draußen erhob ſich eine Staubwolke und ein ganzer Trupp Reiter ſprengte auf das Pfarrhaus zu.

Es war Caspar an der Spitze mehrer jungen Cavaliere, reicher Bauersöhne, und überall wo er Erkundigungen nach ihr einzog hatte er die lebhafteste Theilnahme für Cordelia. Man ließ es sich nicht nehmen gleichfalls auf seinem besten Pferde ihm suchen zu helfen um nöthigenfalls auch der kühnen Reiterin in jeder Gefahr Beistand leisten zu können.

Endlich fand man ihre Spur und hatte die gewisseste Kunde, daß Roß und Reiterin wohlerhalten auf dem Pfarrhof zu Zinsdorf angelangt seien. Hier aber blieb alles still und weder Cordelia noch ihr Rappe gaben das mindeste Zeichen ihres Vorhandenseins von sich.

Caspar schaute durch die großen hellen Fenster des Pfarrhauses. Er sah die gottesfürchtige Kaffee-Gesellschaft in müssig-feierlicher Sabbathruhe dasitzen.

„Barmherziger Gott!“ rief er. „Ein Unglück ist geschehen. Diese andächtige Stille bedeutet Trauer und niemand kömmt mir entgegen, weil man den Muth nicht hat mir die Unheilskunde zu überbringen!“

Er schwang sich vom Rosse und stürmte in's Zimmer. Er grüßte nicht und auch die Anwesenden blieben unbeweglich und feierlich sitzen.

„Um Gotteswillen! Wo ist Frau von Winkelfeld?“ fragte er beklommen. „Welch ein Unglück ist ge-

ſchehen? Sagen ſie mir alles ich bin auf alles gefaßt!"

Der Paſtor nahm das Wort. „Wie es um die Seele der gnädigen Frau Baronin ſteht, will ich nicht ſagen. Allein —"

„Alſo todt! todt!" ſchrie Caspar.

„Nein!" verſetzte ſalbungsvoll der Greis; „vielmehr befindet ſie ſich munter und wohlauf, bei ihrem Rappen in dem Stalle."

„Aber wo iſt ſie? wo iſt der Stall, wo iſt der Rappe?"

In dieſem Augenblicke ſtießen die jungen Cavaliere und Bauern draußen ein Freudengeſchrei aus und ſchwangen ſich von ihren Roſſen.

Cordelia war erſchienen, ſie eilte in's Zimmer und rief: „Hier bin ich!"

Caspar ſchloß ſie freudig gerührt in ſeine Arme und herzte und küßte ſie zum Entſetzen und Aergerniß der Paſtoren- und Schulmeiſter-Frauen, die ihre Augen und noch weniger ihre Töchter zu laſſen wußten um einen ſolchen Scandal nicht mit anzuſehen.

Endlich hatten die jungen Herren draußen ihre Pferde angebunden und traten einer nach dem anderen in das helle reinliche Zimmer um Cordelia zu begrüßen und zu becomplimentiren.

„Gemach meine Herren!" ſprach ſie. „Stören

wir hier nicht. Es ist Sonntag und wir sind in einem geistlichen Hause. Dieser ehrwürdige Herr hat mich gastlich aufgenommen und gepflegt und für mich und mein Pferd gebetet."

„Für Ihr Pferd? gnädige Frau!" — wandte mißbilligend der Pfarrer ein.

„Für ihr Pferd!" seufzten die Frauen und hoben Hände und Augen gen Himmel!

„Ich bitte meine Worte nicht allzugenau zu nehmen und noch weniger sie übel zu deuten. Diese Herren werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nicht wahr meine Herren, ich bin kein Kind, das sich vorwitzig in Gefahr begiebt, ich kann reiten. Meine Rettung ist daher kein Wunder. Aber ein mächtiges, feuriges junges Thier wie Othello, konnte von solchem Ritt den Tod auf der Stelle haben. Den Himmel sei Dank, er ist gerettet."

Othello wurde in diesem Augenblicke vorgeführt und Cordelia deutete mit der Gerte aus dem Fenster.

„Da sehen sie nur, er ist unverwüstlich! — Leben Sie wohl Herr Pastor. Sie tragen den Priesterrock und ich das Amazonenkleid, und verschiedener noch wie unsere Gewänder sind unsere Grundsätze und Gesinnungen. Ich weiß jedoch, daß alles was Sie mir gesagt haben gut gemeint war und bitte, dasselbe

auch von mir zu denken. Laſſen Sie ſich recht bald einmal auf Zechau ſehen. — Leben ſie wohl meine Damen. Meine Herren! Aufgeſeſſen! wenn's beliebt."

„Wie, Cordelia!" rief Caspar, „du willſt ſchon wieder zu Pferde?"

„Sacre Dieu! Eh' Othello ſich erkältet!"

Mit dieſem Fluche verließ ſie das Pfarrhaus und die Paſtorinnen und Schulmeiſterinnen ſahen aus dem Fenſter wie ſie ſich mit dem linken Fuße auf Caspar's flache Hand ſich ſtellte um ſich in den Sattel heben zu laſſen.

„Welch ein Scandal!" ſeufzten ſie.

Cordelia trabte voran und Othello griff wieder ſo feurig aus, daß die Herren nur im Galopp folgen konnten.

Der Knecht trat in's Zimmer zu dem Paſtor und ſagte ſchmunzelnd: „Ein Capital-Pferd! eine liebe gnädige Frau! Sie hat mir einen Louisd'or Sattelgeld gegeben."

Aber die Paſtorin hieß ihn ſchweigen und hinausgehen und die Frauen erſchöpften ſich in Schmähungen wider die gottloſe Amazone. Sie behaupteten ſteif und feſt, der prächtige Othello ſei eine Art Dämon, dem ſie alle kirchliche Wohlthaten weihen müſſe, die man ihr aus chriſtlicher Barmherzigkeit anböte. Des-

halb habe ſie, weil der Herr Paſtor für ſie gebetet, gegen ihn behauptet, er habe für ihr Pferd gebetet, deshalb ſei ſie, weil der Herr Paſtor ihr Communion-Wein eingeſchenkt, damit nach dem Stalle gegangen um ihren Gaul communiciren zu laſſen. Deshalb habe ſie, wie der Herr Paſtor von der Vorſehung ſprach, ihm geantwortet: „Behüten Sie ihre Schafe, ich behüte meinen Gaul. Deshalb habe ſie, weil der Herr Paſtor ſeine geiſtliche Würde geltend machte, ihm geantwortet: Werden Sie Stallmeiſter, es iſt einträglicher als Dorfpfarrer zu ſein. Mit einem Fluch ſei ſie eingetreten in das heilige Pfarrhaus und mit einem Fluche habe ſie es verlaſſen wobei ſie dem Herrn Paſtor jedesmal mit der Peitſche gedroht.

So erfand man denn eine abſcheuliche Hexen-Geſchichte, welche vor Zeiten hingereicht haben würde jemand auf den Scheiterhaufen zu bringen. Denn um geringeres ſchon wurde man damals gefoltert und verbrannt. Auch hier genügte ein unbedeutender Vorfall die unangenehmſten Folgen herbeizuführen und friedfertige einfache Bauern zu Haß und Zwietracht aufzureizen.

Ein Dorfgeistlicher hält auf Wunder. Es ist gleichsam kirchliche Ehrensache, daß hin und wieder dergleichen geschehen. Der ehrwürdige Pastor von Zinsdorf ließ es sich durchaus nicht nehmen, daß lediglich seinem Gebete Cordelia ihre heilen Glieder verdanke, und bei solcher Gelegenheit stehen sich Geistliche bei. Jeder verbreitet nach Kräften was die Gottesfurcht zu befördern und den Glauben zu stärken dient. Mit wahrhaft fanatischem Eifer ging daher jene abscheuliche Geschichte von Munde zu Munde.

Cordelia ward darin als ein Ungeheuer von Gottlosigkeit und Frevelhaftigkeit geschildert und ohnedies war sie eine Ausländerin, welche mit einem stolzen jungen Gutsherrn in einem verbotenen Verhältniß lebte. Grund genug sie nicht zu schonen und einen Stein des Anstoßes und Aergernisses in ihr zu erblicken. Wo sie sich zeigte erhoben sich Flüche, Scheltworte, Drohungen, hie und da flog auch ein Stein nach ihr und wenn auch Caspar diesen Unfug auf's schärfste verfolgen ließ und seine Gutsnachbaren ihm trefflichen Beistand darin leisteten, so konnte man immer doch nur einzelne Frevler entdecken und zur Strafe ziehen, was den Volkshaß nur vermehrte.

Auch die Dorfgeistlichen versuchten jetzt aus allen Kräften dem Unfug zu steuern, den sie selbst hervor-

gerufen hatten. Umſonſt. Man glaubte einmal die gräuliche Hexen-Geſchichte und wollte ſie ſich nicht wieder ausreden laſſen.

Daß ſich endlich auch die Journale darin miſchten um Partei für die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes zu nehmen, verſteht ſich von ſelbſt und der alte Paſtor von Zinsdorf, der durch ſein Gebet Roſſe zu bändigen behauptete, mußte in ſeinem achtzigſten Jahre noch den freiſinnigen Spöttereien als Zielſcheibe dienen.

Cordelia fing endlich ſelbſt an ſich aus einer Gegend fort zu ſehnen, in welcher ſie unverſchuldeter Weiſe ſo mißliebig geworden war. Auch die Behörden fingen an aufmerkſam auf ſie zu werden und eine Landes-Verweiſung ſchien ihr bevor zu ſtehen, zugleich liefen auch einige Nachrichten über ihr früheres Leben ein, welche nicht eben ſehr vortheilhaft lauteten. Sie war nicht von vornehmen Eltern ſondern vielmehr ein Findelkind; ein Kunſtreiter adoptirte ſie und bis zu ihrem ſechzehnten Jahre war ſie die Zierde der Manegen in allen europäiſchen Hauptſtädten. In ihrem ſechzehnten Jahre heirathete ſie einen adligen Taugenichts, und machte in den Salons Figur bis die vornehmen Gaunereien ihres Eheherrn eclatirten. Ob ſie mit ihm einverſtanden war oder nicht, blieb unen-

mittelt, denn in höheren Kreiſen kömmt dergleichen nicht zur Unterſuchung, noch weniger zur öffentlichen Kunde. Was für ſie ſprach war, daß ſie ſich von ihrem Manne ſcheiden ließ, der, nachdem er aus den Salons verwieſen war, in Bädern öffentlich Bank hielt, und wegen falſchen Spiels zu Baden-Baden von einem Polen an der Bank erſtochen wurde.

Alle dieſe Nachrichten machten aber nicht den geringſten Eindruck auf Caspar und um keinen Preis wollte er ſie jetzt von ſich laſſen. Es war ſeinem Stolze und ſeinem Starrſinn völlig entgegen ſich von einer Regierung oder von dem Volke eine Geliebte abzwingen zu laſſen. Eben jetzt war ſie ihm lieber als je.

Darüber kam der Winter heran, der Schnee lag hoch und der Boden war feſt gefroren. Caspar hatte eine große Treibjagd veranſtaltet wozu Herren und Frauen aus der Umgegend weit und breit herbeikamen. Beſonders viele Damen fanden ſich ein denen dieſes Vergnügen noch neu war.

Paarweiſe zogen die Schützen aus. Jeder führte eine Dame. Cordelia hatte Reichmann's Arm genommen.

„Das wird mich ſchützen," ſagte ſie zu ihm. „Und

man wird nicht wagen mich zu insultiren wenn ich am Arme des Gerichts-Directors gehe."

Als sie aber durch's Dorf zogen, erhoben sich aus diesem und jenem Gehöft doch einzelne Stimmen von Knaben oder Weibern, welche ein häßliches Scheltwort gegen Cordelia ausstießen und als man um eine Ecke bog, flog sogar ein Stein nach ihr und traf den Hut des Gerichts-Directors. Der Thäter war natürlicherweise auf schleunige Flucht bedacht gewesen.

Es war ein Glück. Denn Caspar hatte schon die Flinte gehoben um ihm eine Ladung Schrot in die Beine zu jagen. Er rief den Gerichtsdiener und machte ihn verantwortlich für das Geringste was noch vorfallen sollte, wofern er den Schuldigen nicht zur Stelle schaffte.

Dann wandte er sich an die reichen Bauern welche mitzogen. — „Euer Gutsherr ist auf seinem eigenen Grund und Boden mit seinen Gästen vor Beschimpfungen nicht sicher? Schämt ihr euch nicht, eure Brut und Gesinde nicht im Zaum zu halten. Ich schäme mich eurer, ihr seid keine Menschen mit denen ein Mann von Stande sich abgeben kann."

„Wenn ich ihn jetzt zu besänftigen suche," sagte Cordelia zu Reichmann, „so vermehre ich nur sein zorniges Sich-gehen-lassen. Er duldet einmal keinen

fremden Einspruch, sei er auch noch so gut gemeint. Ich nehme Sie zum Zeugen jetzt Herr Reichmann, und wie wir auch mit einander stehen mögen, werden Sie mir Recht geben, daß ich als die unverschuldete Ursache solcher Auftritte, hier nicht länger weilen darf."

Die Schützenlinie hatte sich ebenfalls in einer bunten Reihe gebildet. Cordelia hatte ihren Stand zwischen Caspar und Reichmann genommen. Beide schossen nicht sonderlich; überhaupt ward das Wild auf dieser lustigen Jagd nicht allzusehr mitgenommen. Die Frauen wandten stets den Kopf wenn ihre Flinte losging und den Knall begleitete ein lustiges Aufkreischen und Gelächter. Cordelia aber schoß ihren Hasen so gut wie einer und ließ das Wild immer erst schußrecht kommen. „Schlecht, nachgeschossen," rief sie laut, wenn nach ihrem Schuß ein zweiter unwirksamer fiel und sie lachte und spottete herzlich, wenn die Schüsse wie Peloton-Feuer sich folgten und die Hasen dennoch bei den Treibern durchbrachen.

Nach der Jagd ging man zu Tische. Und Cordelia die wie immer anmuthig die Honneurs machte hatte Reichmann den Ehrenplatz bei der alten Frau von Zechau angewiesen. Rechts von seiner Mutter saß Caspar.

„Weißt du auch mein Junge," begann Reichmann

zu ihm, „daß ich mich mit deiner Baronin völlig auszusöhnen anfange?“

„Das ist mir lieb!“ sagte Caspar.

„Solch ein Frauenzimmer giebt es nur einmal auf der Welt. So viel Geist und Geschicklichkeiten, so dreisten Humor mit Artigkeit, so ausgelassenen Muthwillen mit vornehmer Liebenswürdigkeit findet sich so leicht nicht wieder beisammen. Schade, daß sie nicht an ihrem Platze steht.“

„Sie ist hier an ihrem Platze und soll es bleiben,“ meinte Caspar. „Die Bauern sollen mir den Unfug theuer bezahlen.“

Er rief einige derselben beim Namen auf. — „Wißt ihr was Neues? Leute! Ich will mich nicht länger der Einführung der Regierungs-Edicte widersetzen, wegen Beschränkung der Sonntags-Vergnügungen und Schließung der Läden und Schenken während des Gottesdienstes. Die Wirthschaft hier ist zu arg, ihr sollt einmal erfahren was es heißt der Strenge von Beamten und Gendarmen unterworfen zu sein, und bei jeder Gelegenheit Strafe zu zahlen. Nach dem was heute vorgefallen ist, wird euch das nicht schaden.“

Ein tiefes langes Schweigen erfolgte, endlich nahm Cordelia das Wort: „Auf diese Weise leidet der Unschuldige statt des Schuldigen. Es hätte allerdings

mehr geſchehen können den Unfug zu unterdrücken, veranlaßt aber haben ihn für nichts und wieder nichts die Dorfgeiſtlichen.“

„Es iſt mein feſter Wille,“ fuhr Caspar fort, „und ich bin es meiner Ehre ſchuldig, den Uebermuth meiner Inſaſſen, der ſelbſt mich nicht verſchont, länger nicht in Schutz zu nehmen. Und was auf Zechau geſchieht wird auf anderen Gebieten nachgeahmt.“

„Durch dieſe Maßregel aber geſchieht dem kirchlichen Uebermuthe Vorſchub und es giebt ein anderes Mittel um der Geiſtlichkeit zu beweiſen, daß ihre Denkungsart mit unſerer heutigen fortgeſchrittenen Bildung nicht mehr übereinſtimmt.“

„Welch ein Mittel wäre das?“

„Man tritt aus dem Kirchen-Verbande, wie es die Landesgeſetze jeglichem freiſtellen. Ich habe mir hier einige Stellen aus dem Glaubens-Bekenntniß der freien Jungfrau geſammelt, umgeſchrieben und in Verbindung miteinander gebracht, welche einen ſolchen Austritt nach den herrſchenden Tages-Anſichten rechtfertigen.“

Sie ließ ſich ein Portefeuille reichen nahm ein ſauberbeſchriebenes Papier heraus und begann:

„Ich glaube an den Gott, den Newton glaubte. Newton, welcher die Geſetze beſtimmte, nach welcher

die Himmelskörper ſich bewegen und her von ſeinem Studier-Zimmer aus ihre Bahnen und ihren Umſchwung je nach ihrer Größe, Form und Sonnenferne berechnete und in deutlichen Zahlen-Verhältniſſen feſtſtellte. Dieſer Gott iſt nicht, der abſolute des alten Teſtaments, welcher uns ſein Wort octroyirt hat, wozu wir den Glauben als unverdiente Gnade vom Himmel erflehen müſſen. Es iſt auch nicht der communiſtiſche Gott des neuen Teſtaments, der mir den zweiten Rock zum beſten der Armen abſpricht und mir befiehlt, den, der mir den einen Backen ſchlägt nicht injuriarum zu verklagen, ſondern auch den anderen Backen zur beliebigen Verfügung zu ſtellen. Der Gott den ich glaube — und ich habe keinen anderen neben ihm — der Gott iſt ein rein conſtitutioneller Gott, welcher nach Geſetzen herrſcht die in der ganzen Unermeßlichkeit all überall dieſelben ſind, und der ſeinem Weltall eine unabänderliche Verfaſſung für die Ewigkeit gegeben hat. Auch die geſelligen Zuſtände ſind ein Werk der Allmacht und die Rechte des Einzelnen — welche das Chriſtenthum läugnet — müſſen mit den Pflichten gegen Gott und Nebenmenſchen in einen geſetzlichen oder wiſſenſchaftlichen Einklang zu bringen ſein. Dieſes ſociale Geſetz zu entdecken iſt das Streben der Geſammt-Menſchheit, mögen es Fürſten und Machthaber

fördern und unterſtützen, mögen ſie in unabänderlichen Geſetzen, in unwiderruflicher Verfaſſung uns dieſen „Himmel auf Erden“ gewähren. Dies ſei unſer Morgen- und Abendgebet.“

„Das unterſchreibe ich,“ ſagte Caspar. „Dieſen Gott glaube ich auch.“

„Wie jeder gebildete Mann,“ fügte jemand aus der Geſellſchaft hinzu.

Cordelia fuhr fort: „Ich glaube an die Unſterblichkeit, welche Leibnitz lehrte; an die Fortdauer der Monade, welche die milde Hand der allernährenden Natur zu einer höheren Beſtimmung fördert. So wenig aber der Knabe die Liebesſehnſucht in der Bruſt des Jünglings ahnen darf, ſo wenig wie die Jugend die Weisheit und Erfahrung des Greiſenalters begreift, ſo wenig dürfen wir, ſo lange wir leben, das Weſen dieſer Fortdauer ahnen und ſo wenig können wir uns einen Begriff von einem zweiten Leben machen. Keine Zukunft läßt ſich berechnen, am wenigſten die ewige erforſchen. Ahnung träumt, die Phantaſie ſpielt nur und Verheißungen ſind Betrug.

Der Phantaſie-Himmel und die Phantaſie-Hölle ſtammen aus dem Orient, der Heimath der Märchen von tauſend und einer Nacht. In jenem milden Clima, wo die Luft von gewürzreichen erhitzenden

Düften geſchwängert iſt, läßt ſich herrlich von einem offenen Himmel träumen den man mit Engeln und Heiligen bevölkert und weil Contraſte reizen und der Feinſchmecker ſich ſeinen Teller mit asa foetida abreibt um die Leckereien die er genießt noch beſſer zu würdigen — ſo würzt man ſich auch die Wonnen der Seligkeit und die Entzückungen des Paradieſes mit den Schreckniſſen und Qualen der Verdammniß und mit den aberwitzigen Zerrbildern und grauenhaften Fratzen von Teufeln, Geſpenſtern und Hexen.

Dieſe Phantaſien, welche für Religion und Glaube ſich ausgaben, dieſes Bibel-Chriſtenthum, welches das Eigenthum ſo wie das Daſeinsrecht des Einzelnen in Abrede ſtellt, inſofern es die Sorge für ſeine Seele als einzige hienieden zu löſende Aufgabe anerkennt; — dieſe Phantaſien gaben Anlaß zu den unerhörteſten Betrügereien womit jemals der Name des Herrn gemißbraucht wurde. Sie gaben Anlaß zum Reliquien- und Ablaß-Handel und was mehr noch ſagen will zu privilegirten geiſtlichen Erbſchleichereien, die man ſich obendrein für Tugenden und himmliſches Verdienſt anrechnet. Keine communiſtiſche Lehre kann dem Privat- und öffentlichen Eigenthum ſo gefährlich werden wie dieſe Unſterblichkeits-Lehre. Ingleichen ergiebt ſich aus einem flüchtigen Ueberblick der ver-

gangenen Jahrhunderte, daß der Glaube an Gott und Teufel anhaltendere und ſchlimmere Folgen hatte, als irgend welche Anarchie. Wir verdanken ihm Inquiſitionen, Bartholomäus-Nächte. Dreißigjährige- und Bürger-Kriege. Vater-, Bruder- und Fürſten-Morde. Kurz, dieſer Glaube verwandelte die friedfertige Menſchheit in ein mordluſtiges, blutdürſtiges Geſchlecht von Räubern und Henkern. Es giebt alſo nichts dem Leben und Eigenthum gefährlicheres als dieſer Glaube an Gott und Unſterblichkeit.

Die Fürſten wiſſen ſtaatsgefährliche Ideen unſchädlich zu machen, indem ſie ſie von der Cenſur ſtreichen laſſen. Hiermit ſind ſie keineswegs in Nichts aufgelöſt und ihre Wahrheit geläugnet, ſondern nur aus dem öffentlichen Verkehr verwieſen und als untaugliche Münze außer Cours geſetzt.

Wohlan! Der Autoritäts-Gott und dieſe Unſterblichkeits-Lehre haben ſich in der Geſchichte als gefährlich für Leben und Eigenthum erwieſen. Als Menſch will ich dieſe menſchheitsgefährlichen Ideen unſchädlich machen. Das heißt: Ich mache meinen Cenſurſtrich über Gott und Unſterblichkeit.

Aber ich bin und bleibe ein guter Staatsbürger. Mein Fürſt ſoll einen königlichen Palaſt bewohnen wie

es dem Lande Ehre macht. Aber Gottes Tempel ist die Unermeßlichkeit und kein irdischer Baumeister kann ihm einen Palast herstellen, vergleichbar demjenigen, worin er in majestätischer Allmacht thront. Mein Fürst muß einen reichen Hofstaat haben und sich große Schaaren goldbetreßter Diener halten um die Ehre der Nation glänzend zu vertreten. Das ist aber für einen Staatsbürger schon Last genug. Soll ich ohnmächtiger und hülfsbedürftiger Mensch der ich alles für mich und meinen Fürsten brauche auch noch Gottesdiener halten? (denn so nennen sich die Geistlichen). Gott ist allmächtig, folglich kann er alles selbst und braucht keine Diener. Ich sage mich daher nicht von dem allmächtigen Gotte los und bleibe sein getreuester Diener; wohl aber von den Gotteshäusern und den Gottesdienern."

Besonders der humoristische Schluß erregte lauten Beifall. „Gieb her den Bogen, ich unterzeichne um aus dem Kirchen-Verband zu treten," rief Caspar.

Er unterzeichnete und fragte, wer will noch.

Zunächst unterzeichneten die Bauern um möglicherweise der angedrohten Einführung der Edicte zu entgehen. Aber auch Reichmann unterzeichnete und

endlich alle Herren Städter wie Landbewohner. Zuletzt auch noch einige Damen.

„Heute bin ich ſtolz auf dich," ſagte Caspar zu Cordelia. „Endlich kann ich dich für die Verfaſſerin des Glaubens-Bekenntniſſes anerkennen; denn keine Andere hätte vermogt das Einſame ſo in's Weltliche, das Abſtracte ſo in's Populäre zu überſetzen und das Innerliche ſo ſalonmäßig wieder zu geben."

„Wirklich!" fragte ſie ironiſch, „bin ich endlich erkannt?"

„Geh Schelm du willſt mich doch nur necken."

Die Geſellſchaft blieb bis ſpät Abends zuſammen. Reichmann übernachtete auf Zechau.

Als Caspar am folgenden Morgen mit Reichmann Kaffee trank, fragte er: „Wo iſt die Baronin, ſchläft ſie noch?"

„Nein!" ſagte der Bediente, „ſie iſt ſpazieren geritten und hat dem gnädigen Herrn einen Brief hinterlaſſen."

In großer Beſtürzung erbrach Caspar den Brief. Er lautete:

„Zärtlich Geliebter!

Es ist hohe Zeit mich von dir zu trennen, bevor ich dich Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung aussetze; da ich leider mit den Bewohnern deines Grund und Bodens hinreichend schon entzweit bin. Meinen Dank für alles Glück was du mir gewährtest will ich hiermit nicht aussprechen. Er bleibe stets ein Heiligthum meines Herzens, welches immer noch für dich schlägt. Drei Sünden habe ich gegen dich begangen und dreierlei mußt du mir vergeben, was aber nicht erheblich ist. Zuerst habe ich dir gesagt: Ja! Ich bin die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses, denn ich wollte mich, weil ich dich liebe, eines Glanzes in deinen Augen nicht berauben, den die öffentliche Meinung mir ein für allemal zuerkannte, ohne daß ich selbst sagen kann was sie dazu bewog. Zweitens habe ich dir den einliegenden Brief vorenthalten (aber nicht erbrochen oder unterschlagen). Aus dem Siegel errathe ich, daß dieser Brief dir die wahre Glaubens-Bekennerin nennen wird. Sollte ich als Lügnerin beschämt vor deinen Augen dastehen? Drittens habe ich den Othello mitgenommen. Lieber großmüthiger Caspar! Laß mir, weil ich von dir doch scheiden muß, das superbe Thier. Nächst dir,

das einzige distinguirte Geschöpf auf Zechau. (Grüße Reichmann). Darf ich von der Residenz aus an dich schreiben?

Vergieb mir Caspar! Ich habe dir auch stets alles vergeben. Ich flehe dich, weil wir doch nicht mehr mit einander leben können."

„Gemeines Weib!" lächelte Caspar ingrimmig, warf Reichmann den Brief hin und sprach: „Lesen Sie!"

Die Einlage war aus der Residenz, gesiegelt mit Kelch und Kreuz, umgeben von einer Sonne.

„Gnädiger Herr!" hatte Pastor J— schon vor längerer Zeit geschrieben. „Sie irren sich, weil Sie wie es scheint eine Abenteurerin, welche bekannt dafür ist, daß sie ihre Liebhaber trefflich auszuplündern weiß, für die Verfasserin des Glaubens-Bekenntnisses einer freien Jungfrau halten. Das Wort „freie Jungfrau," welches ein so unerhörtes Mißverständniß wie es nur in einer so leichtfertigen Publicität wie die heutige möglich ist, veranlaßte, bedeutet weiter nichts als eine unvermählte Jungfrau die ihr Herz Jesu Christo geweiht hat. Ja! Meine Freundin und Schülerin, Ihre Landsmännin Gesche Fuhrmann, nachdem sie ihr reines Herz zweimal fehlgeschenkt hatte, will es keinem dritten Manne weihen; zumal

ſie von Ihnen ſehr gekränkt, ich möchte beinahe ſagen gemißhandelt worden iſt. Sie will jetzt ewig frei, ewig Jungfrau bleiben. Und aus übertriebener Zartheit um Ihrer Geliebten nicht zu ſchaden, hält ſie ihre Autorſchaft auf's gewiſſenhafteſte geheim. Ich ſoll Sie aus einer grauſamen Täuſchung retten und von quälenden Zweifeln befreien. Wohlan ich thue es und bin auch noch zu anderen Dienſten bereit. Wie Ihr Juſtitiar Herr Reichmann Ihnen vielleicht ſchon geſagt hat, habe ich zu Ihrer Verlobung mit meiner Freundin und Schülerin das meiſte gethan. Ich erbiete mich auch heute noch, eine Verſöhnung, wenn ſie möglich iſt, zu vermitteln. Und warum ſollte ſie unmöglich ſein? Geſche ſchwärmt für Jeſus Chriſtus, Sie für ſociale Ideen. Gottesliebe und Liebe zu ſeinen Nebenmenſchen iſt nicht weit auseinander. Die Frau erfülle ihre Pflichten im Namen Gottes, der Mann die Seinigen für ſeine Nebenmenſchen, das kann keine unglückliche Ehe geben. Dieſe Eröffnung erhalten ſie unter dem unverletzlichen Siegel Ihres Wortes als Edelmann."

Mit Thränen in den Augen reichte Caspar Reichmann den Brief.

Dieſer las ihn und fragte: „Nun mein Junge, was biſt du zu thun entſchloſſen?"

„Sie fragen? wenn ich Ihnen einen Brief zeige, für deſſen Geheimhaltung mein Ehrenwort bürgt?“

„Victoria! Ich halte mein Verſprechen, auf eurer Hochzeit betrinke ich mich auf's Wohl eurer Nachkommenſchaft.“

„Es iſt doch gut,“ meinte Caspar, „daß ich erſt heute dieſen Brief zu Händen bekommen. Hätte ich ihn ſeiner Zeit erhalten, ſo hätte er mir ſchlimme Stunden verurſacht.

Im Frühjahr feierten Caspar und Geſche ihre Hochzeit auf Fuhrmann's-Hof. Der Geiſtliche der ſie vereinte wurde nach der Trauung nach Hauſe gefahren und wurde nicht gebeten am Hochzeitmahl Theil zu nehmen.

Das junge Paar lebte Winters in der Reſidenz und Sommers auf Fuhrmann's-Hof. Zechau war Caspar zuwider geworden und er konnte ſich mit ſeinen Inſaſſen nicht wieder verſöhnen.

Die gefürchteten Regierungs-Edicte wurden eingeführt, und beförderten nur den Austritt aus dem Kirchen-Verbande. Cordelia's Auszug aus dem

Glaubens-Bekenntniſſe wird noch immer in zahlreichen Abſchriften aufbewahrt und Edelleute und Bauern, Knechte und Mägde reden noch häufig von der luſtigen Zeit wo Cordelia auf Zechau weilte.

Helden des dreißigjährigen Friedens.

Aus den Papieren eines Ungeheuers.

Napoleon's Kanonendonner war verhallt. In der Welt war es still geworden. Die Zeit der Männer und Helden war vorüber, die Weltgeschichte hatte sich in Riesen-Geburten erschöpft, verfiel in Schwäche und förderte eine ganze Zeitlang nur Frühgeburten zu Tage. Dies war die Zeit der Wunderkinder. Es gab deren von jeglicher Art. Die einen musicirten vom Blatte weg, was man ihnen vorlegte, die anderen sprachen alle todten und lebenden Sprachen; wieder andere waren zu zwölf Jahren Doctoren und noch andere zu dreizehn Jahren akademische Professoren. Mit einem Worte, Künste und Wissenschaften hatten nicht Werth noch Reiz mehr, wenn nicht Kinder sie übten und lehrten. Und diese Frühreife ward so epidemisch, die Wunderkinder entstanden aller Orten so zahlreich, daß es fast in jeder Familie ein Wunderkind gab und die Menschen beteten: „O Herr, bewahre uns vor Wunderkindern."

Ich war kein Wunderkind, aber ich blies Flöte, tanzte und sprach französisch und war von Kindes-

beinen an verliebt in meine niedliche kleine Couſine, welche zwei Jahre jünger und eben ſo talentvoll war wie ich. Wir muſicirten und laſen zuſammen, und unſeren Eltern ſtanden die Freudenthränen in den Augen, weil wir ſo überaus artig, geſchickt und liebenswürdig waren. Selbſt unſere Lehrer beſchäftigten ſich gern mit uns und gaben uns zwei Stunden für eine, wie ſie eben Zeit hatten.

Nicht minder beliebt waren wir bei Freunden und Nachbarn. Wo es ein Kinderfeſt gab, wurden wir eingeladen und ich war der Held, ſie die Königin deſſelben. Auf Bällen tanzten wir gewöhnlich nur mit einander und bisweilen geſchah es dann, wenn eben niemand auf uns achtete, — denn wir wurden ſehr ſtrenge gehalten und befanden uns fortwährend unter Aufſicht — daß wir uns ewige Liebe ſchwuren und uns diesſeits und jenſeits des Grabes einander anzugehören verſprachen. Die Zeit brachte das ſo mit ſich. Die Romantik ſtand in ihrer höchſten Blüthe. Liebe galt für die höchſte Aufgabe des Lebens und man liebelte gewiſſenhaft. Nach der Juli-Revolution ward es anders. Die Freiheit ward als Religion proclamirt und Geſinnung für den vernünftigen Daſeinszweck gehalten. Um jene Zeit zählte ich vierzehn und meine Couſine zwölf Jahre, wären wir nach der Juli-

Revolution eben so jung gewesen, wir hätten nicht uns, sondern der guten Sache Treue geschworen und hätten uns nicht aus Zärtlichkeit, sondern aus Freisinnigkeit geküßt.

Wir waren nach dem damaligen Zeitgeschmack nur artige, aber keine Wunderkinder: der epidemischen Frühreife waren wir glücklich entgangen, aber eine neue gefährlichere Epidemie fing an zu wüthen.

Henriette Sontag trat auf und erfüllte die Welt mit ihren Colloraturen und Cadenzen und die dankbare französische Hauptstadt ertheilte der trillernden Völker-Beglückerin die Bürgerkrone. Dies geschah im Jahre 1829. Louis Philipp erhielt seine Bürger-Königskrone eben daselbst erst im folgenden Jahre. Hiermit aber standen wir erst am Vorabende großer Ereignisse.

Paganini erschien und erschreckte die Welt mit Geigentönen. Sein Pizzicato flößte Gespensterfurcht ein, sein Colarco zerknirschte, seine Arpeggio's berauschten, seine Doppelgriffe versteinerten und sein Flageolet curirte von Zahnschmerzen. In Paris nannte man ihn l'homme dieu, den Heiland der Violine, und behauptete, dergleichen könne er nur auf der Galeere erlernt haben. Ihm folgten Bratschen-Heilande und Cello-Erlöser und Contrabaß-Gott-

Menſchen; auch die Blas-Inſtrumente fanden ihre Meſſiaſſe und Henriette Sontag ihre Nebenbuhlerinnen und Nachfolgerinnen, und endlich überſtrahlten Tänzerinnen, wie die Taglioni, die beiden Elsler, die neuerfundenen glänzendſten Bühnen-Beleuchtungen. Die ganze Menſchheit ward reizbar wie ein nervenſchwaches bruſtkrankes Mädchen. Man verzückte ſich in Concertſälen, hatte himmliſche Viſionen und Wonneträume in Opernhäuſern und wußte ſich vor Gefühlen und Ideen nicht zu laſſen. Aus der Cadenz eines Clavierſpielers entwickelte man philoſophiſche Syſteme, wenn eine Tänzerin das Bein aufhob, ſo entdeckte man einen Schatz von Gemüthlichkeit an ihr, und weil die politiſchen Zeitungen nichts erhebliches meldeten, entſtanden eine Menge muſikaliſcher Zeitungen, welche das Leben und die Schickſale, die Leiden und Freuden von do, re, mi, fa, sol, la und si durch alle Ouvertüren, Concertſtücke, Opern und Harmonieſätze gewiſſenhaft verfolgten und bald als Völkerſchlachten oder arabiſche Wüſten, bald als Seeſtücke oder Weltſpaziergänge, bald als Tugendtriumphe oder Höllenfahrten u. ſ. w. mit den glänzendſten Farben zu ſchildern bemüht waren.

Meine Couſine ſpielte die Harfe und übte in dieſer gefährlichen Zeit Tag und Nacht, ſo daß ich ſchon

zu fürchten anfing, eine Künſtler-Carriere könne ſie mir entreißen. Allein dieſe Beſorgniß war unnütz. Denn die Harfe iſt glücklicher Weiſe kein beliebtes Inſtrument mehr. Und welchen Grad von Virtuoſität auch meine Couſine erreichte: Harfe bleibt Harfe. Unverſtändige Männer verlieren darum den Verſtand nicht, nervenſchwache Frauen fallen darüber nicht in Ohnmacht, und das civiliſirte Europa bekömmt darüber keine Applaudirwuth und Bravoſchreiſucht.

Bald auch gewann wieder eine andere Seuche die Oberhand über die muſikaliſche Epidemie. Die aſiatiſche Cholera trat ihre Kunſtreiſe durch Europa an, hielt ſich in allen größeren Städten längere Zeit auf und ein großer Berliner Philoſoph, welcher Abend für Abend bei Wilhelm Beer ſeine Partie Boſton machte, bekannte ſich zu ihr. Man ſagt, aus Furcht vor der Cholera ſoll er an ihr geſtorben ſein. — Die Erkenntniß iſt activ, das paſſive Geheimniß kann ihr nicht widerſtehen, ſondern muß ſich ihr erſchließen. Es giebt aber auch Geheimniſſe, welche der dreiſteſten Erkenntniß furchtbar ſind und den ſtarken Geiſt in ein paſſives Geheimniß auflöſen. Im Uebrigen aber hat dieſe Seuche weit minder gewüthet und war viel gelinder und gefahrloſer als die Muſik- und Theaterwuth.

Mit einem Male aber trat Strauß auf und ſchlug

mit unverſchämten Rhythmen und großprahlenden Blech-Inſtrumenten alle Opern- und Concert-Muſik todt. Eigentlich vollendete er nur, was die Roſs- und Spont-ini's, die Au- und Meyer-beer's begonnen hatten. Er machte die Muſik vollends populär und reducirte ſie auf Walzer und Gallopaden und die glücklichen civiliſirten Völkerſchaften faßten ſich unter die Arme und fingen an zu walzen und zu rutſchen. Ganz Europa bekam einen luſtigen St. Veitstanz mit Pauken und Trompeten.

Dieſe Epidemie herrſchte allgemein und niemand blieb ganz frei davon. Auch meine Couſine und ich hatten unſere periodiſchen Anfälle; weil wir aber, wie ich ſchon oben bemerkt, größtentheils nur mit einander tanzten, that auch dieſe Zeitkrankheit unſerem Seelenbündniß keinen Schaden.

Schon wähnte ich mich jeglicher Gefahr entronnen und glaubte endlich ungeſtört den ſchönen Jugendtraum der erſten einzigen Liebe in ſtiller Behaglichkeit austräumen zu können, als mit einem Male von allen Himmelsgegenden zugleich eine neue Epidemie über die civiliſirte Welt hereinbrach, welche alles mit ſich fortriß und gar kein Ende nehmen wollte.

Das Menſchliche, Natürliche, Einfache hatte keinen Reiz mehr und man nahm ſeine Zuflucht zum Rohen

und Barbarischen, zu Mißgeburten und Ungeheuern. Was ehedem in Meß- und Jahrmarkts-Buden sich sehen ließ, fand nunmehr, vornehm zugestutzt und elegant aufgeputzt, Zutritt in den Salons und was Furcht, Entsetzen, Widerwillen erregen sollte, wurde bewundert, gefeiert und gepriesen. In London gab es Thierkämpfe und der Löwe Nero trat in der Zauberflöte auf, zog einen Wagen, auf welchen siebzig Personen saßen und überbrüllte den Sarastro. In der Porte St. Martin spielte ein Elephant Komödie, setzte einen Thron-Usurpator ab und krönte einen legitimen Prinzen. Im Cirque Olympique tanzte ein Kameel auf dem Seil und selbst auf deutschen Bühnen wurden Menschen-Darsteller von Thier-Darstellern verdunkelt. Dressirte Affen spielten Komödie und beförderten häusliche Freuden und Familienglück, während Menschen im Affencostüm Handlungen der Tugend und des Edelmuth's vollbrachten, sich kratzten und flöhten und alles beschnoperten, beäugelten und beleckten. Giraffen, Kameelleoparde, Bären und Zebras zeigten sich in öffentlichen Gärten mitten unter den wohlgeputzten Zuschauern, Riesen und Zwerge in kostbaren Equipagen fuhren mit der vornehmen Welt spazieren. Hindostanische Tänzerinnen, afrikanische Gaukler, Huronen-Häuptlinge und Caraïben wurden

von Königen zur Tafel und von Königinnen zum Thee geladen. Prinzessinnen und Minister unterhielten sich mit den siamesischen Brüdern und anderen Mißgeburten, befühlten, umarmten, beschenkten sie und die Ungeheure brauchten kurze Zeit, um ihr Glück zu machen und mit Schätzen beladen sich auf ihre Landgüter zurückzuziehen.

Wer damals kein Ungeheuer war, durfte nicht hoffen in der großen Welt gelitten zu werden. Man putzte sich übermäßig heraus, lebte übertrieben elegant und nannte sich einen Löwen. Auch die Frauen nannten sich Löwinnen, emancipirten sich, zogen sich blaue Strümpfe an, ritten wilde Pferde und übten sich im Pistolenschießen.

Ich glaubte keine Anlage zu einem Ungeheuer zu haben, um mich den Gefahren der großen Welt preis zu geben und ihre Freuden und Reichthümer einsammeln zu können. Ich studirte fleißig, um dereinst die Apotheke meines Vaters zu übernehmen und ein stilles häusliches Glück in Gemeinschaft mit meiner Cousine zu genießen. Aber wer kann für sein Geschick. Kein Mensch ist vor einem weltgeschichtlichen Berufe sicher, und jeder Weltbürger ist nicht nur der Sohn seiner Zeit, sondern auch das Werkzeug des Zeitgeistes, sobald es ihm beliebt, dasselbe in die Hand zu nehmen.

Wahrlich! wahrlich! Ich verſpürte in mir keinen Ungeheuer-Beruf. Meine Couſine hingegen fing von Neuem an mir Beſorgniſſe einzuflößen. Sie ward mit jedem Tage reizender. Alles an ihr war verführeriſch, ihr ganzes Weſen Anmuth. Sie verſprach ein Ungeheuer von Schönheit zu werden.

Dieſe Sorge quälte mich Tag und Nacht. Heute war ſie noch eine vater- und mutterloſe Waiſe und ich, der einzige Sohn eines bemittelten Apothekers, durfte heute noch ein ſtilles beſcheidenes Loos ihr anbieten, aber morgen ſchon konnte irgend ein Maler oder Bildhauer kommen und ſie als Modell berühmt machen, und ſie en vogue bringen, daß man ſie auf Armbänder- und Bruſtnadel-Medaillons, Schnupftabaksdoſen-Deckeln und Cigarrentaſchen, Schreibbücher- und Bonbon-Umſchlägen, Porte-Monnaies und C . . k feilbot, kaufte und ſtets bei ſich trug.

Ich ſtellte meinen Eltern vor, daß es hohe Zeit ſei uns zu verloben. Aber mein Vater gab mir eine Ohrfeige und nannte mich einen dummen Jungen. — Wie geſagt, ich wurde ſtreng erzogen. Doch das war zeitgemäß. Gewiß gab es niemals eine gefährlichere Zeit für die Jugend, als die damalige, wo man unter allen möglichen Zeitkrankheiten und Tagesmanieren gleichſam nur die Wahl hatte. Denn man

glaube nur nicht, daß eine neue Epidemie die alte verdrängte. O nein, die alten Uebel vertrugen ſich mit den neuen auf's Beſte, hielten Friede und Freundſchaft und vermiſchten und vermählten ſich mit einander. Weder die muſikaliſche Hypervirtuoſität, noch die Tanzwuth, noch die Wunderkinderkrankheit hatte aufgehört, ſondern alles nahm nur den Ungeheuer-Charakter an. Liszt bekam damals ſeinen Ehrenſäbel und die Berliner Frauen ſpannten ihm die Pferde vom Wagen, um ihn nach dem Concertſaale zu ziehen. Beriot, der den Nachlaß der Malibran verauctionirte, erhielt ſiebzehntauſend Franken für ihren ſilbernen Pot de chambre und die Cholera blieb die Cholera.

Die Ohrfeige aber machte mich noch keineswegs zu Etwas. Ich war kein Cid, der einer Ohrfeige halber, die er nicht einmal ſelbſt erhielt, ſondern quaſi von ſeinem Vater erbte, zum Helden wird. Bei mir mußte es beſſer kommen.

Noch ein Wunderkind zeigte ſich damals. Ein Spätling zwar, aber ein non-plus-ultra.

Patroklus Heckſcher zählte angeblich neun Jahr, war moſaiſchen Glaubens und ſprach funfzehn Sprachen, lebende und todte. Auch wußte er die claſſiſchen Schriftſteller aller Literaturen auswendig, kannte alle Ausgaben und man brauchte nur ein beliebiges Buch

aufzuſchlagen und ihm die Seitenzahl zu nennen, ſo ſagte er, was darauf zu leſen war, wie man es verlangte, vor- oder rückwärts her. Beſonders das Rückwärts-Aufſagen machte Furore, denn es klang wie Unſinn, den man in allen möglichen Sprachen trieb und nur wer das Buch in der Hand hatte, konnte ſich überzeugen, daß das Wunderkind richtig aufſage. Aber eben weil das Publicum das nicht begreifen konnte, weil überhaupt die wenigſten Menſchen fremde und todte Sprachen verſtehen, machte Patroklus Heckſcher Furore.

Er gab keine öffentliche Vorſtellungen, aber die erſten Familien der Stadt ließen ihn holen und beſchenkten ihn reichlich. Auch wenn hohe Perſonen aus fernen Ländern kamen und in einem großen Gaſthofe abſtiegen, ließen ſie das Wunderkind holen, um ſich mit ihm in ihrer Landesſprache zu unterhalten. Oft langten mehre angeſehene Fremde aus den verſchiedenſten Himmelsſtrichen in einem und demſelben Hôtel an und der angeblich neunjährige Knabe redete dann mit ihnen in einem Athem die verſchiedenſten Zungen.

Auch zu ſeinen reichen Glaubensgenoſſen wurde Patroklus häufig geholt, welche ihn als nacheiferungswürdiges Beiſpiel ihren Kindern vorſtellten und ſie

mit Thränen in den Augen aufforderten, ihm gleich zu werden.

Meine Couſine und ich lernten Patroklus Heckſcher bei einem reichen iſraelitiſchen Nachbar kennen, welcher ſich viel darauf zu Gute that, daß es in ſeinem Volke ſolche Wunderkinder gab und ihn ſeinen Kindern mit folgenden Worten empfahl:

„Seht hier ein Kind, welches ſeine Eltern glücklich macht. Die Eltern müſſen für ihre Kinder ſorgen, aber dieſes Kind ernährt ſeine Eltern. Ich verlange nicht von euch, daß ihr mich ernährt! Geprieſen ſei der Name des Herrn, der mich mit Habe und Gut geſegnet hat. Aber Freude ſollt ihr mir machen. Ich laſſe euch in die Schule gehen, ich halte euch Privatlehrer. Ich kaufe euch Bücher, Hefte und Landkarten. Aber was lernt ihr? was könnt ihr? welche Sprachen ſprecht ihr? Dieſes Kind hat arme Eltern. Sie können es nicht in die Schule ſchicken, ſie können ihm keine Lehrer halten, ſie können ihm keine Bücher, Hefte und Landkarten halten, und dieſes Kind weiß alles, kann alles, ſpricht alle Sprachen und braucht keine Bücher, denn es hat ſie alle im Kopfe. Geprieſen ſei der Name des Herrn, welcher in ſolchen Kindern die Eltern ſegnet.“

Dergleichen Lobſprüche nahm Patroklus Heckſcher

wie ſchuldigen Tribut auf und blickte die beſchämten Kinder mit höhniſchem Stolze an, als wollte er ſagen: Gehorcht einmal euren Eltern. Verſucht einmal mir nachzuahmen und meines Gleichen zu ſein.

Abgeſehen von ſeiner Gelehrſamkeit, gehörte er keineswegs zu den angenehmen Kindern. Er war blatternnarbig, plattnäſig, dickköpfig, breitmäulig, hatte ſtruppiges Haar und krumme Beine; kurz, zu neun Jahren konnte man nicht häßlicher ſein. Auch lag in ſeinem Weſen etwas Altkluges und ſein Benehmen war frech und ungezogen, ſo daß er mehr einem dummdreiſten mißgeſchaffenen Zwerge als einem Kinde glich. Aber die ſchönſten und angeſehenſten Frauen liebkoſ'ten und verzogen ihn, lachten über ſeine Ungezogenheiten und ließen ſich von ihm Wahrheiten ſagen, die ſie unmöglich gerne hören konnten.

Auch meine Couſine nahm ihn auf den Schooß, herzte und küßte ihn, und gegen ſie war er ausnahmsweiſe artig und galant.

„Wie alt biſt du?“ fragte er ſie.

„Siebzehn Jahr.“

„Und ſchon ſo groß und ſo ſchön. Du biſt die Jüngſte hier und zugleich die Reizendſte und ſicher auch haſt du mancherlei Talente. Sprich: was kannſt du?“

Meine Couſine läugnete zwar, irgend ein Talent zu beſitzen. Allein Patroklus ließ nicht nach in ſie zu dringen, bis ſie endlich geſtand, daß ſie die Harfe ſpiele.

Jetzt wollte er ſie durchaus ſpielen hören. Er bat, ſchmeichelte, flehte, erboßte ſich und fing endlich laut zu weinen an. Um ihn zu beruhigen mußte (wir wohnten nicht weit davon) die Harfe geholt werden und meine arme Couſine mußte ſpielen ſo gut ſie konnte.

Niemand achtete auf ſie. Allein Patroklus that als habe er nie ſo himmliſche Melodien und Sphärenharmonie gehört und wollte immer mehr aufgeſpielt haben.

Den ganzen Abend ging er nicht von ihrer Seite und beim Nachhauſegehen bat er ſich die Erlaubniß aus, ſie beſuchen zu dürfen.

Mich verdroß dieſe Zudringlichkeit, aber meine Couſine lachte und meinte, dieſer garſtige frühreife Knabe verurſache ihr Kurzweil und ſie wiſſe jetzt woher es vornehmen Frauen Vergnügen mache, ſich mißgeſchaffene Zwerge zu halten.

Aber Patroklus kam täglich und trieb tauſend Poſſen, um ſie zu beluſtigen. Wenn ſie Harfe ſpielte, kletterte er auf den Tiſch und tanzte dazu. Wenn er mich kommen hörte, kroch er in eine Pappſchachtel,

in eine Commoden-Schieblade, unter einen Stuhl, denn der geringste Raum genügte seiner Figur zu einem Versteck.

Wenn ich nach ihm fragte und nicht glauben wollte, daß er schon fortgegangen sei, so mußte ich nach ihm suchen und dann sprang er lachend aus irgend einem Schlupfwinkel hervor, wo ich ihn am allerwenigsten vermuthet hatte.

Das ward mir zu arg und eines Tages machte ich meiner Cousine bittere Vorwürfe.

Anfangs lachte sie, hierauf weinte sie und endlich fing sie laut zu schluchzen an, als gerade der Ueberlästige eintrat, ohne anzupochen. — Ich eilte in's Nebenzimmer blieb aber an der Thüre stehen und lauschte.

Patroklus nahte ihr, riß ihr ohne Umstände das Tuch von den Augen und fragte: „Was weinst du?“

„Laß mich!“ seufzte sie.

„Bist du unglücklich?“

„Du siehst, daß ich verstimmt bin.“

„Trockne deine schönen Augen, ich will dich glücklich machen.“

Sie lachte schon wieder. — „Du?“

„Ja! Ich will dir ein beneidenswerthes Loos bereiten, wie du es verdienst.“

Elender Prahler! dachte ich. — Das Ungeheuer fuhr fort.

„Du bist nicht geschaffen um in enger Häuslichkeit ungekannt und unbewundert zu verblühen. Du mußt die Welt, und die Welt mußt dich sehen.“

Ich knirschte vor Aerger und zum ersten Male kam mir die Stimme des Wunderkindes verdächtig vor. Das Ungethüm mußte älter als neun Jahr sein und die Stimme schon gewechselt haben. Die Höhe und Heiserkeit war erkünstelt.

„Möchtest du reich sein?“ fuhr er fort.

„Warum nicht?“

„Ich will dir einen Weg zeigen in kurzer Zeit auf die vergnüglichste Weise dahin zu gelangen.“

„Laß hören!“

„Erst muß ich auf deinem Schooß sitzen.“

Sie nahm ihn auf den Schooß.

„Du bist wohl recht neugierig darauf?“

„O nein! Ich weiß du treibst nur Possen.“

„Dieses Mal ist es mein heiliger Ernst. Ein schönes Mädchen kann in heutiger Zeit geschwinde ihr Glück machen.“

„Wie das?“

„Sie muß sich zeigen.“

„Ich versteh dich nicht.“

„Wie heißeſt du?“

„Du weißt, daß ich Mariane heiße.“

„Und dieſer Name Mariane ſagt er dir nicht alles? verlangſt du noch eine andere Antwort?“

„Ich habe es vorher geſehen, daß du Poſſen treiben würdeſt.“

„So weißt du nicht was dein eigener Name bedeutet, und ich muß ihn dir erklären. Denk an die ſchöne Mariane von Eimsbüttel, welche Achtzehnhundertachtundzwanzig ſo großes Glück machte. Biſt du nicht eine viel ſchönere Mariane als ſie jemals war?“

„Was ſoll mir das helfen?“

„Die ſchöne Mariane war anfangs nur eine Wäſcherin oder Plättjungfer. Später wurde ſie Ladenjungfer in einer Conditorei zu Ottenſen, wo ſie die ganze Hamburger und Altonaer Welt hinauszog. Sie nahm doppelte und dreifache Preiſe, und man gab ihr gerne was ſie verlangte, denn mit einem ſchönen Mädchen handelt man nicht. Bald darauf etablirte ſie ſich auf eigene Hand in Eimsbüttel und machte Furore. Wer nach Hamburg kam mußte die ſchöne Mariane beſuchen, um nicht in Rom geweſen zu ſein ohne den Papſt geſehen zu haben. Ihr Garten war zu klein für alle die Gäſte, welche zu Pferde und zu Fuße in eigener Equipage und in

Fuhrwerken aller Art ſich bei ihr einfanden. Auch war eine einzige Mariane für die Bevölkerung einer Weltſtadt wie Hamburg viel zu wenig. Bald gab es eine zweite Mariane in Frühlingshude, eine dritte in Harveſtehude, eine vierte in Winterhude und weil es kein Sommerhude gab etablirte ſich, um die Jahreszeiten vollſtändig zu machen, auch eine Sommer-Mariane auf dem Hamburger Berge. Mit der ſchönen Mariane, den Frühling-, Sommer-, Herbſt- und Winter-Marianen konnte Hamburg immer noch nicht auskommen. Es mußte noch mehr Marianen geben, und es etablirte ſich eine Kaffee-Mariane, eine Thee-Mariane, eine Punſch-Mariane, eine Chocolaten-Mariane, kurz jedes Getränk fand ſeine Mariane und von Hamburg aus verbreitete ſich dieſe Mode durch ganz Deutſchland. Schöne Mädchen mußten die Gäſte bedienen und von Kellnern und Marqueurs wollte niemand mehr etwas wiſſen. Ich ſelbſt gab damals eine kleine Schrift heraus: „Nieder mit den Marqueurs! Die Marianen hoch!“ Und dieſe Schrift, welche ſich über die Bedürfniſſe der Zeit und Geſittung der Gegenwart unumwunden erklärte, fand allgemeinen Anklang.“

„Wie alt warſt du denn im Jahre Achtzehnhundertachtundzwanzig?“

„Laß mich ausreden. Die Eimsbüttler Mariane war die Wohlthäterin ihres Geschlechts. Sie hat einen neuen Stand, gleichsam einen weiblichen Orden gestiftet: den Orden der Ladenjungfern, welche ewige Keuschheit schwören aber hiervon, so wie auch anderweitig, häufig entbunden werden. Sie sind bisweilen schnippisch und überfordern die Gäste. Aber sie sind auch gebildet und spielen Guitarre. Dergleichen war vor der Eimsbüttler Mariane in Deutschland noch nicht dagewesen. Wären wir griechische oder römische Heiden, wir würden die schöne Mariane unter die Götter versetzen und ihr einen Tempel bauen. Wären wir gläubige Katholiken so würden wir sie heilig sprechen und sie würde die Schutzpatronin aller Ladenjungfern und Schenkmamsellen sein, welche in ihren Nöthen sie anzurufen hätten. Allein wir sind aufgeklärte und gebildete Protestanten und als solche erblicken wir in dieser Mariane eine von den Bedürfnissen der Gesellschaft bedingte Zeiterscheinung, der wir unsere Hochachtung zollen müssen und unsere Anerkennung nicht versagen dürfen."

„Also eine Ladenjungfer soll ich werden?" fragte meine Cousine lachend.

„Laß mich ausreden! Lange vor der schönen Mariane gab es schon in Paris Ladenjungfern, aber

ſie hießen nicht Ladenjungfern ſondern Limonadières und waren eigentlich ſogenannte Comtoir-Damen. Nämlich in Paris, dem Focus der Civiliſation, giebt es in allen Localen, welche von Herren beſucht werden, ſchöne Mädchen, welche ihnen die Rechnungen machen, und in allen Putz- und Modeladen und anderen Frauenartikel-Geſchäften findet man ſchöne Commis, welche die Waaren anpreiſen und die Damen zum Kaufen einladen. Ohne ſchöne Jungen und Mädchen kann dort kein Detail-Geſchäft in Flor kommen. Du Mariane ſollſt mehr als eine Ladenjungfer und mehr als eine Comtoir-Dame ſein. Das Loos welches ich dir zugedacht habe iſt ein glänzenderes. Ich will dich in mein Geſchäft nehmen. — Du ſollſt meine Mutter ſein."

„Deine Mutter?"

„Ja! Denn mein Vater thut kein gut mehr, ich muß ihn abſchaffen."

„Du willſt deinen Vater abſchaffen?"

„Ich meine nicht meinen wirklichen Vater, denn der iſt in Detmold, ſondern den Vater, den ich mit auf Reiſen nehme und den ich mir gemiethet habe, ſo daß ich ihn jeden Augenblick abſchaffen kann. Der Schurke hat es gut bei mir. Was hat er weiter zu thun als mir meine Bücher nachzutragen aus

welchen ich mich examiniren lasse, denn die Classiker werden selten und finden sich fast in keiner Familie mehr. Und meine Bücher werden täglich gebraucht, die Stellen, welche ich am Besten vor- und rückwärts aufzusagen weiß, schlagen sich so gut wie von selbst auf. Und es gehört keine große Geschicklichkeit dazu mich nicht in Verlegenheit zu bringen. Uebrigens weiß ich zu imponiren, und wenn ich Unrecht habe, werde ich erst recht dreist. Ich verlasse mich auf meinen Ruf und auf die große Majorität des Publicums."

Mir verging Hören und Sehen. Das Wunderkind also war ein Betrüger. — Aber ich sollte noch weit merkwürdigere Geständnisse vernehmen. Der Wechselbalg fuhr fort:

„Auf meinen Vater kann ich mich nicht mehr verlassen. Der Taugenichts hat sich dem Trunke ergeben und könnte mich bei einer oder der anderen Gelegenheit compromittiren. Ich will ihn daher abschaffen und mich nach einer Mutter umsehen. Die schönste und reizendste die es giebt, glaube ich gefunden zu haben und das bist du Mariane. Sprich! Willst du meine Mutter sein?"

„Ich bin ja noch viel zu jung."

„Du giebst dich für einige Jahre älter aus. Was

iſt das weiter? Ich wollte mich gern dir zu Liebe um einige Jahre jünger machen, aber es wird mir ſchon ſchwierig genug neun Jahr alt zu ſein.“

„Wie alt biſt du denn in der That?“

„In Detmold bei meinen Eltern würde ich vierzehn Jahre alt ſein.“

Ich knirſchte vor Wuth. Vierzehn Jahr war das Alter wo ich die erſten zärtlichen Regungen für meine Couſine fühlte und dieſes Ungeheuer von vierzehn Jahren ſaß heute auf ihrem Schooße. Ich hätte den Wechſelbalg erwürgen können.

„O Mariane!“ fuhr er fort. „Entſchließe dich die ſchöne Mutter des berühmten Wunderkindes zu ſein. Ich habe die Mittel mein Geſchäft im Großen zu betreiben. Ich will alle europäiſchen Hauptſtädte, alle berühmten Univerſitäten beſuchen.“

„Du biſt auch älter noch als vierzehn Jahre! ſage mir die Wahrheit.“

„Ich gehe in mein funfzehntes.“

„Auch das kann ich dir noch nicht glauben. Du ſprichſt heute ganz anders wie ſonſt. Deine Züge ſind ernſter, deine Stimme tiefer und was du ſagſt ſcheint mir ſehr weltklug.“

„Wohlan! Ich bin in deinem Alter.“

„Zum letzten Male ſage mir die Wahrheit oder ich laſſe mich auf nichts mehr ein.“

„Nun denn Mariane bewundere meine große Verſtellungskunſt. Ich, der ich mit einer Kinderſtimme ſprechen und ſpielen, ungezogen ſein und weinen und ſchreien kann wie ein neunjähriges Kind; ich gehe in mein zweiundzwanzigſtes Jahr. Gott hat mich zu einem Wunderkinde berufen oder vielmehr meine enorme früherworbene Gelehrſamkeit hat zu Gunſten meines Genies, den Wachsthum meines Körpers unterdrückt. Ich will ein Wunderkind bleiben ſo lange ich kann. Geht es nicht mehr, ſo bin ich immer ein Zwerg von niegeſehener Kleinheit. Ich bin ferner ein ſehr gebildeter Zwerg, denn wie du ſiehſt kann ich eine ſehr gewählte und geiſtreiche Converſation führen und zwar in funfzehn Sprachen. Endlich auch bin ich ein ſehr gelehrter Zwerg. Kurz, es hat meines Gleichen noch nie gegeben. Eben ſo wenig aber auch findet deine Schönheit ihres Gleichen. Laß uns daher ein Bündniß ſchließen. Sei meine Mutter ſo lange ich noch ein Wunderkind bin und werde meine Frau, wenn ich nachdem als Zwerg auftrete. Welch ein glänzenderes Piedeſtal giebt es für meine Zwerghaftigkeit als der Mann ſolch einer ſchönen Frau zu ſein? und welch eine wirkſamere Folie giebt es für

deine junoniſche Schönheit, als ſolch einen häßlichen Zwerg zum Manne zu haben. Wir werden nicht nur alle europäiſchen Höfe bereiſen, auch jenſeits des Oceans, in allen Welttheilen, unter Türken, Heiden und Caraiben werden wir Furore machen. Könige und Fürſten, Großmogule und Sultane werden uns mit Geſchenken überhäufen. Und während mein Genie bei meiner Zwerghaftigkeit Staunen erregt, wird deine Schönheit in Perlen, Edelſteinen und Diamanten-Schmuck wie die Sonne ſtrahlen!"

Länger hielt ich mich nicht. Perlen, Edelſteine, Diamant-Schmuck. — Dem konnte meine Couſine nicht widerſtehen. — „Mariane!" rief ich und ſtürzte in's Zimmer. „Wähle zwiſchen einem wohlgebildeten redlichen Apothekerſohn und dieſem mißgeſchaffenen betrügeriſchen Zwerge!"

Es war zu ſpät. Meine Couſine erhob ſich, den garſtigen Zwerg auf dem Arme, und, eine reizende Madonne mit einem ſchauderhaften Chriſtusknaben daſtehend, ſprach ſie mit Stolz:

„Meine Wahl iſt getroffen!"

Wie ein Verzweifelter ſtürzte ich hinunter in die Apotheke, öffnete den Mittelſchrank mit den Todtenköpfen und leerte alle Giftbüchſen und Giftflaſchen aus. Dann ging ich zu Bette, um mein Ende geruhig abzuwarten.

Aber vergebens rief ich den Tod. Er kam nicht. Denn in meiner Verzweiflung hatte ich die verſchiedenartigſten Gifte zu mir genommen, wovon eines das andere neutraliſirte. Da lag ich nun und konnte im ſtrengſten Sinne des Wortes nicht leben und ſterben. Denn wie ein Gift mich tödten wollte, war gleich ein anderes bei der Hand um als Gegengift zu wirken und mich am Leben zu erhalten.

Die Kunde davon verbreitete ſich in der Stadt. Es kamen Aerzte, darauf Apotheker, darauf Profeſſoren, darauf Studenten, darauf Gelehrte aller Facultäten, darauf Journaliſten, darauf Barbiergeſellen und zuletzt die ganze Welt. Mein Krankenzimmer ward zu einem Hörſaal der Toxikologie und während ich am heftigſten Bauchgrimmen litt, wurden die gelehrteſten toxikologiſchen Disputationen an meinem Bette gehalten. Alle kamen dahin überein, daß noch keine lebendige Creatur ſo viel Gift im Leibe gehabt haben könne wie ich, und am erſten Tage wurden zehn gegen eins gewettet, daß ich nicht leben bleiben könne. Am folgenden Tage waren die Wetten gegen mein Leben fünf gegen eins. Am dritten zwei gegen eins und pari. Am vierten eins gegen zwei, und ſo ging das fort, bis meine Geneſung außer Zweifel ſtand. Da, nachdem ſich eine wohlthätige Kriſe eingeſtellt hatte, verlor ſich der

Zudrang um mein Lager. Ich blieb allein mit meinem Arzte und ſeit ich kein Gift mehr im Leibe hatte, war ich keine Merkwürdigkeit mehr, ſondern ein reconvalescirendes alltägliches Apothekerſubject, welches der öffentlichen Beachtung ferner nicht mehr würdig erſchien.

Dennoch hatte die Kriſis ein höchſt überraſchendes Reſultat zur Folge und der Kampf der Gifte und Gegengifte, welcher bei der gewaltigen Transſpiration fortdauerte, hinterließ auf der Epidermis die ſtaunenswürdigſten Spuren. Ich bekam ſchwarze Streifen über den ganzen Leib. Vom Rücken an, wo ſie am dichteſten waren, zogen ſie ſich allmählich abnehmend nach Bruſt und Bauch hin. Um Bruſt, Wange, Stirn und Naſenſpitze ſchlangen ſie ſich in mehr und mehr ſich verjüngenden Kreiſen, welche ſauber wie mit dem Pinſel gezogen waren. Und als Wunder aller Wunder bekam ich mitten auf der Stirn, dicht unter dem Haarwuchs ein elfenbeinweißes ſpitzes Hörnchen, ſechs Zoll lang, welches im Laufe der Zeit noch länger zu werden verſprach.

Ich war eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen. Eine Sehenswürdigkeit, wie ſie noch nie und nirgends gezeigt worden war. Ich war mehr als ein Naturwunder. Ich war ein Fabelthier. Ich berichtigte eine

alte verjährte Streitfrage: „Ob es Einhörner gäbe oder nicht.“ Die Reiſenden, welche behaupteten, im Innern von Afrika gäbe es Zebras mit einem Horn mitten auf der Stirn, hatten weder gelogen noch ſich getäuſcht. Es gab Zebra-Einhörner und ich war ſogar ein menſchliches Zebra-Einhorn.

Welch Aufſehen mußte ich hervorbringen, welch eine Berühmtheit erlangen, welch eine glänzende Carriere ſtand mir bevor?

Mein Entzücken, als ich mich zum erſten Mal im Spiegel ſah, war ohne Grenzen. Am meiſten freute mich mein Horn. Ich war außer mir vor Wonne und rannte im erſten Taumel meines Glücksrauſches mit meinem Horn gegen alle Thüren und Wände, ſtieß alles kurz und klein, bis ich mich endlich in einem Wandſchrank feſtgerannt hatte und mich nicht wieder herauszappeln konnte.

Das war mein Glück, denn bis der Tiſchler kam, um mich wieder herauszuſägen, wobei ich Todesangſt ausſtand, daß er mein Horn verletzen möchte, hatte ich Zeit wieder zu mir ſelbſt zu kommen, ſonſt wäre ich ſicherlich vor Freuden geſtorben.

Wie bald ſich Schickſale ändern! Wie raſch ſich doch das Glücksrad dreht. Meine Couſine, die einen Zwerg mir vorgezogen hatte: was war ſie jetzt als

Mutter eines Wunderkindes gegen mich, das Zebra-Einhorn?

Ich liebte ſie noch immer. Ich war ſehr geneigt ihr alles zu vergeben. Aber nein! Wenn ich ſie heirathe, dachte ich, ſo ſetzt ſie mir noch ein Horn auf und dann bin ich kein Fabelthier und Naturwunder mehr. Ich will um jeden Preis ein Einhorn bleiben. Ich bleibe alſo ledig!

Der Arzt beſuchte mich und meinte ich ſei als menſchliches Zebra ſchon Ungeheuer genug. Er bot mir für das Horn auf meiner Stirn, wenn ich mich operiren laſſen wollte, tauſend Thaler.

Ich wieß dem Unverſchämten die Thür.

Er kam wieder und geſtand, daß er im Auftrag eines engliſchen Lords mir tauſend Pfund Sterling bieten ſollte.

Ich warf den Grobian die Treppe hinunter.

Er kam dennoch wieder und verſicherte, es ſei ihm mit den tauſend Pfund nur Scherz geweſen. Er habe mir zehntauſend zu bieten.

Ich ſchwieg.

Er bot zwanzigtauſend.

Ich ſchwieg.

„Dreißigtauſend.“

Ich ſchwieg immer noch.

„Vierzigtauſend.“

Je länger ich ſchwieg, deſto höher bot er.

„Hunderttauſend Pfund Sterling!“ rief er endlich. Und nunmehr ſchwieg er auch, er hatte keinen Auftrag weiter zu gehen.

Sehr höflich verſicherte ich ihm, daß, hätte ich zwei Hörner, ich ihm aus Freundſchaft eines davon zu dieſem Preiſe ablaſſen würde. Mein eines Horn aber ſei um keinen Preis mir feil.

Ich ging auf Reiſen und welch Aufſehen ich machte, welche Triumphe ich erlebte und wie ſehr man ſich um mich riß iſt aus allen Zeitungen hinreichend bekannt. Man begnügte ſich nicht mich zu ſehen, man wollte ſich auch mit mir unterhalten und fand alles was ich ſagte gewählt und geiſtreich, während ich als Apotheker doch immer nur für ziemlich einfach und unbedeutend gegolten hatte. Als geiſtreiches Ungeheuer ſtieg mein Ruf erſt recht in's Ungeheure. Die berühmteſten Männer des Jahrhunderts, die vornehmſten und ausgezeichnetſten Frauen ſuchten meine Bekanntſchaft. Meine Schreibtiſche lagen alle Morgen voll Albums und Stammbücher, in die ich mich einzeichnen mußte und jeder Spruch, jeder Vers, den ich einſchrieb, wurde himmelhoch geprieſen und weiter getragen. Auch die Buchhändler beſtürmten

mich mit Anträgen und überboten ſich in glänzenden Honoraren.

Jedermann wird noch in gutem Andenken haben, welche Epoche meine „Denkwürdigkeiten eines Waldeſels“ machten.

Ich hatte mich ſchlechthin einen Waldeſel genannt, um ein gewiſſes vornehmes Incognito zu behaupten, welches leicht zu durchſchauen war, etwa wie die des Fürſten Pückler, welcher ſich der Verſtorbene nennt. Als Zebra-Einhorn nämlich wollte ich durchaus Naturwunder bleiben, und um ein Literaturwunder abzugeben, fand ich den Namen Waldeſel genügend und ſogar romantiſch klingend.

Die auffallende Genialität meines Werkes wurde in Frankreich mehr meiner merkwürdigen Haut zugeſchrieben, und in England mehr auf mein Wunderhorn bezogen, was aus dem Charakter beider Nationen leicht zu erklären iſt. Der Franzoſe ſieht mehr auf das Aeußere, der Engländer mehr auf das Eigenthümliche. Der Deutſche allein iſt gründlich. Die Franzoſen entzückte ich als Zebra, die Engländer ſetzte ich durch mein Horn in Erſtaunen. Dem deutſchen Tiefſinn aber gelang es als Ungeheuer mich in meinem innerſten Weſen zu erfaſſen.

Die franzöſiſchen Blätter ſagten unter anderen:

„Nur eine krankhaft überbildete Zeit, wie die heutige, kann den Esel dumm und träge schelten, weil er das loyale Bild unerschütterlichen Gehorsams und felsenfester Treue ist. Jede Zeit, die an Wesen und Zerwürfnissen leidet, hat ihre Esel, welche die erschütterten Grundlagen der Gesellschaft wieder herzustellen bemüht sind, unsere überspannte übermüthige Zeit aber braucht einen Waldesel, um wieder an die einfachen Naturzustände und Urwahrheiten erinnert zu werden. Denn das Heil kommt von den Eseln, bisweilen auch von den Eselinnen. War nicht Bileam's Eselin unter andern eine begeisterte Seherin? — Bei den unverdorbenen Völkern des Orients, welche nur einen Willen kennen, der sie beherrscht, ist der Esel ein königliches Thier, und als Attribut seiner unumschränkten Macht reitet der orientalische Herrscher einen Esel. Aber auch ein heiliges Thier ist der Esel. Denn es steht geschrieben: „Er wird auf einem Esel kommen." Als Christus am Palmsonntag auf einem Esel ritt, wurde er als Messias ausgerufen und die Juden, welche nicht an ihm glauben, erwarten immer noch einen anderen Esel, der ihnen ihren Messias bringen werde."

In den englischen Blättern hingegen hieß es: „Von jeher stand das Horn bei den verschiedenartigsten

Völkern in hohem Anſehen. Und nur das barbariſche Mittelalter vermochte es durch rohe Späße zu entwürdigen. Bei den amerikaniſchen Urbewohnern war das Horn der Hauptſchmuck des Kriegers; während der Kreuzzüge waren die ehernen Hörner zu beiden Seiten des Helms die Abzeichen der Heerführer; die gebildeten Völker Griechenlands erhoben das Horn zum Symbol des Ueberfluſſes und die kriegeriſchen Skandinavier begeiſterten ſich zu Luſt und Tod aus einem Horn, welches mit dem Lieblingstrank, dem berauſchenden Meth, gefüllt war. Auch eine übermenſchliche Bedeutung hat das Horn, und Moſes, ſeit er die Geſetztafeln vom Berge Sinai geholt hatte, trug Hörner am Haupte. Der Waldeſel, der hier ſeine Denkwürdigkeiten ſchildert, erwähnt zwar nicht ſeines Hornes, verläugnet es aber auch keineswegs. Der Stil iſt der Menſch, der Stil des Waldeſels aber iſt das Horn, womit er Irrthümer und Vorurtheile tapfer zu Boden rennt.“

Die deutſchen Zeitungen aber ſagten unter andern: „Wir kennen dieſen Waldeſel. Mit Stolz begrüßen wir in ihm einen Landsmann. Wir ehren ſein Incognito. — In ſo fern er ſich dieſes Mal rein geiſtig offenbaren wollte, fand er nicht für gut mit ſeiner Perſönlichkeit zu prahlen. Erwähnen müſſen

wir aber, daß jede große Natur- oder Welterſcheinung ihre Propheten hat, welche lange zuvor ihre Ankunft ahnen, und weiſſagend, mit geheimnißvollen Worten darauf vorbereiten. Auch das Zebra-Einhorn hatte ſeine Vorgänger und Verkünder. Gleichfalls ein Horn, aber nicht Ein-Horn, ſondern Franz-Horn lehrte: „Um einen Autor zu verſtehen, müſſe man zwiſchen den Zeilen leſen.“ Zeilen ſind Streifen. Welch eine anmuthige Anſpielung auf das Zebrafell? Wir müſſen zwiſchen den Zeilen leſen, das heißt: wir ſollen die noch von keinem Menſchenhauche entweihte Atmoſphäre afrikaniſcher Urwälder, welche uns das Zebra-Einhorn zuführt, einathmen. Es kommt nicht auf die gedruckte Zeile an, ſondern auf dasjenige, was der Buchdrucker weiß gelaſſen hat und was er Durchſchuß nennt. Das muß geleſen werden, denn der Durchſchuß macht den Schriftſteller. Mehr als die Streifen iſt das Fell, auf welchem die Streifen ein ſymmetriſches Ganzes bilden. In dem Felle aber ſteckt der Eſel ſelbſt, das iſt der Kern des Geheimniſſes, der Eſel iſt es, der verſtanden ſein will.

Minder bekannt als mein Schriftſteller-Ruhm dürfte vielleicht mein Glück bei dem ſchönen Geſchlechte ſein. In der That, ich muß lachen, wenn ich einen Antinous von ſeinen Liebſchaften prahlen höre.

Solcher Antinouſſe gab es jeder Zeit die Menge. Ich aber war das Ungeheuer einzig in ſeiner Art. Frauen ſind lüſtern. Anfangs liebte dieſe und jene mich als eine pikante Seltenheit. Doch ich bewahrte auch in der Liebe meinen Ruf als Naturwunder und man riß ſich um mich, ſchwärmte für mich, vergötterte mich und betete mich an. So ward ich Mode. Künſtlerinnen, Touriſtinnen, emancipirte Blauſtrümpfe u. ſ. w. mußten mich eine Zeitlang geliebt haben, um behaupten zu können en vogue zu ſein und dieſe waren es beſonders, die meinen Ruhm verbreiteten.

Von allen Celebritäten, Helden, Charakteren, Wundern und Größen der Zeit war aber nur ein Einziger, der einigermaßen ſich mit mir meſſen durfte. Es war der General Thomas Däumling (Tom Pouce). Ich lernte ihn in den Tuilerien kennen, wo wir an einem und demſelben Abend die Ehre hatten, der königlichen Familie vorgeſtellt zu werden. Der franzöſiſche von Luſtbarkeiten überſättigte Hof fand dieſe Soiréen faſt zu merkwürdig. General Däumling war der gebildetſte und liebenswürdigſte Zwerg, den es jemals gegeben. Er war ſo klein, daß er faſt ohne ſich zu bücken unter einem Stuhle durchſchlüpfte. Auch war er zierlich und proportionirt gebaut und tanzte allerliebſt. Eben bezauberte er die erhabenen

Zuhörer mit einer Radawatſchka, als ich einem Muſiker die Flöte aus der Hand nahm und dieſe Radawatſchka weiter blies.

General Däumling tanzte und das Zebra-Einhorn ſpielte die Flöte dazu. Das Entzücken fand keine Grenzen und wir ſelbſt fühlten uns von dieſem denkwürdigen Augenblick ſo ergriffen, daß wir uns, ohne uns zuvor je geſehen und gekannt zu haben, ſtillſchweigend eine ewige Freundſchaft ſchwuren. Sr. Majeſtät Louis Philippe hatte die Gnade mir für meinen glücklichen Einfall einen Demantring, an Werth zweitauſend Franken, zu ſchenken. Sr. Majeſtät waren immer ziemlich geizig.

Seitdem beſuchte mich der General Däumling alle Tage. Seinen kleinen Tiſch, Stuhl und Theeſervice ließ er ſich nachtragen. Dieſes alles wurde auf einen größeren Tiſch geſtellt, voll koſtbarer Taſſen und echten meißener Porcellan-Figuren. General Däumling ward hinaufgehoben und nahm ſich unter ihnen in ſeiner Generals-Uniform ebenfalls wie eine Puppe aus. An eben dem Tiſch ließ ich meinen Thee ſerviren, und ſo tranken, rauchten und ſchwatzten wir.

„Haben Sie ſchon an Long-Champ gedacht?“ fragte er mich eines Tages.

Ich gestand ihm, daß meine zahlreichen Correspondenzen und Liebschaften mich noch nicht dazu kommen ließen.

„Meine kleine Equipage hat voriges Jahr daselbst großes Aufsehen gemacht. Das Gedränge um mich war so groß, daß meine sechs Ponis, welche nicht kleiner gesehen werden können, meine Demi-Chaise, welche einem eleganten Kinder-Spielzeug glich, mit sammt meinem Zwerg-Kutscher und Zwerg-Kammerdiener fast unter die Hufen der National-Gardisten-Pferde gekommen waren."

„In der That, mein General, ich weiß dies aus den Zeitungen. Ihre Equipage in Long-Champ war die große Merkwürdigkeit des Jahres Achtzehnhundertdreiundvierzig und ward in geheimen Hof-Relationen wie in öffentlichen Blättern diesseits und jenseits des Oceans ausführlich besprochen."

„Wohlan! dieses Jahr ist die Reihe an Ihnen. Sein Sie das Ereigniß von Long-Champ. Equipage und Livreen müssen Zebraartig gestreift sein und jeder Knopf, jeder Beschlag, jede Cocarde muß auf Ihr Horn anspielen. Ihr Gespann muß aus sechs zahmen Zebras bestehen (in Paris ist alles zu haben) mit silbernen Hörnern auf den Kreuzriemen vor der Stirn."

Ich bewunderte den Edelmuth dieſes Zwerges ohne Gleichen. Wir waren Nebenbuhler und ich der Glücklichere. Dennoch gab er mir Anweiſung, Ereigniſſe zu machen. Einer ſolchen erhabenen Aufopferung iſt nur die innigſte und großmüthigſte Freundſchaft fähig. Ich ermangelte nicht den mir gegebenen guten Rath zu befolgen und die Zebra-Einhorn-Equipage ſtach dieſes Jahr in Long-Champ alles aus.

Lange ſuchte ich nach einer Gelegenheit mich dankbar zu erweiſen, als eines Tages mein kleiner edelmüthiger Freund mich anredete:

„Ich hätte Sie wohl um einen Dienſt zu bitten.“

„Mein General! Sie kommen allen meinen Wünſchen zuvor. Sie haben mich mit Artigkeit dermaßen überhäuft, daß die Laſt der Dankbarkeit ſehr drückend geworden iſt.“

„Ihre Höflichkeit iſt zu groß!“ lächelte der General. „Laſſen Sie uns von Kleinigkeiten reden, wie es meine Perſon mit ſich bringt. Wie Sie ſehen, laſſe ich mich nur von Zwergen bedienen. Es hat ſeine Schwierigkeit, ſich neben mir als Zwerg zu behaupten. Meine Zwerge müſſen daher die bündigſten Anſprüche auf Zwerghaftigkeit haben, der-

maßen, daß ſie das non-plus-ultra ſein würden, wenn ich nicht wäre.“

„Freilich, mein General!“

„Ich brauche einen Secretair, der höchſtens drei Fuß iſt und ſieben bis acht Sprachen ſpricht. Nun hat ſich ein ſolcher aus Deutſchland gemeldet, welcher behauptet funfzehn Sprachen zu ſprechen. Aber niemand hier kennt ihn und er beklagt ſich, nicht in den glänzendſten Verhältniſſen zu leben. Das macht mich mißtrauiſch. Wie kann man bei drei Fuß und mit funfzehn Sprachen unbekannt und in gedrückter Lage ſein? — Iſt das in Deutſchland möglich? Mein Himmel, welch ein Land muß das ſein? Aber Sie ſind ein Deutſcher, Sie werden das wiſſen und haben vielleicht auch ſchon von dem gelehrten Zwerg gehört. Er nennt ſich Patroklus Heckſcher.“

Bei dieſem Namen zitterte ich und wechſelte die Farbe. Der ganze Schmerz meines Lebens erwachte mit einem Male wieder.

„Was iſt Ihnen,“ rief der General. „Was habe ich geſagt, das Sie ſo tief erſchüttern kann?“

Ich ſammelte mich und ſprach: „Mein General! Es hat mich nie im Leben jemand tödtlicher beleidigt als dieſer Patroklus Heckſcher, und meine Seele lechzet nach Rache. Weit heißer aber noch ſehne ich mich

Ihnen nützlich zu ſein. Ich unterdrücke daher Haß und Rache und gebe der Wahrheit die Ehre. Patroklus Heckſcher mißt drei Fuß und ſpricht funfzehn Sprachen. Sie können keinen beſſeren Secretair finden. Er hat mir ein Herz geſtohlen, worin ich mein ganzes Lebensglück erblickte. Er hat mich unglücklich gemacht, doch von dem Augenblick an, wo er Ihnen dienen will, ſei alles vergeſſen und vergeben. Er ſoll glücklich ſein.“

General Däumling reichte mir ſeine kleine Hand, welche ich zärtlich ergriff und drückte. Mit der Linken trocknete ich meine Augen.

Doch, wer glaubt, den General Däumling zu verpflichten, ohne ſiebenfach Lohn dafür zu erhalten, der kennt das größte aller Herzen dieſes kleinſten aller Zwerge nicht.

Patroklus Heckſcher langte an und hatte das Glück dem General zu gefallen. Ich achtete nicht weiter auf ihn, denn in ſeiner untergeordneten Stellung als Secretair eines meiner Freunde konnte er mich wenig intereſſiren.

Doch eines Tages erhielt ich folgenden merkwürdigen Brief.

„Theuerſter Freund!

Ich weiß alles. Sie lieben Ihre Couſine noch immer und alle Frauen, die mit Leib und Seele Ihnen huldigen, vermögen dieſe Einzige nicht aus Ihrem Herzen zu drängen. Es iſt ganz natürlich. Nichts vergißt ſich leichter als Liebes und Gutes was man empfangen hat, ſelbſt die Erinnerung daran iſt uns läſtig. Allein Ihre Couſine hat Sie gekränkt, verhöhnt, verworfen. Das können Sie nicht vergeſſen und folglich denken Sie ewig an Ihre Couſine.

Unſtreitig wünſchen Sie zu wiſſen, was aus ihr geworden iſt, ſeit ſie in Folge jenes ſcandalöſen Auftritts das Haus Ihrer Eltern verlaſſen mußte. Errathen Sie es nicht?

O mein Freund, wer kann ſeiner Beſtimmung entgehen? Der Zeitgeiſt iſt allmächtig. Er befiehlt und der Menſch gehorcht. Ihre Couſine iſt ſchön gebildet und ſpielt Harfe, folglich ward ſie Ladenjungfer und gewann bald ſo viel, daß ſie auf eigene Hand eine Wirthſchaft anfangen konnte. In ihrem Stande gefällt ſie ſich dermaßen, daß ſie die größten Partien ausſchlägt. Der berühmte Taſchenſpieler, Profeſſor und Hofkünſtler D....r, welcher um ihre Hand anhielt, bekam einen Korb und heirathete eine andere

Schenkmamſell, die ſchöne Eliſe vom Schulterblatte, mit der er jetzt in London iſt und Aufſehen macht. Auch ein Feuerkönig und ein Bauchredner, beides ebenfalls Hofkünſtler, boten ihr Herz und Hand, ohne daß es ihnen beſſer ging. Kurz, Ihre Couſine iſt dermaßen mit ihrem Looſe zufrieden, daß ſie kein beſſeres ſich wünſcht. — Das ſind gerade die Frauen, die man nicht vergeſſen kann, die man ewig lieben und wo möglich heirathen muß. — Sie haben mir einen Secretair empfohlen, mit dem ich ſehr zufrieden bin. Ich möchte dankbar ſein. Wie wär's, wenn ich Ihnen — was meinen Sie? — Sie verſtehen mich doch? — Viel Glück.

Thomas Däumling,
General Ihrer Majeſtät der Königin Victoria."

Auf der Stelle ſchrieb ich folgende Antwort:

„Mein General!

Seine Majeſtät Louis Philippe heißt der Napoleon des Friedens. Womit aber iſt der Friede verbürgt, wenn Seine Majeſtät dereinſt heimgehen zu ihren Vätern? Mit weit größerem Rechte könnten Sie der Napoleon des Friedens heißen, denn die einzige und wahre Bürgſchaft eines ewigen Friedens wäre, wenn alle Generale Ihnen glichen. Es muß dahin kommen

oder dieſes Jahrhundert weiß nicht was es will. Es fing mit dem großen General Bonaparte an und ſteht jetzt bei dem kleinen General Däumling. Die alte rohe Zeit der Kriege iſt vorüber. Die neue Zeit der Cultur und des Friedens iſt da. Dafür bürgen Sie, der Verkünder dieſer neuen Zeit. Es hat Generale gegeben, welche größer waren als der General Bonaparte, aber Generale kleiner als der General Däumling gab es niemals. Sie ſind der Heros einer Friedenszukunft. Die Weltgeſchichte ſchließt die alten Bücher, die Acten ſind zum Spruche reif. Das Weltgericht entſcheidet. In der einen Schale der General Bonaparte, in der anderen der General Däumling und der große General wird zu leicht befunden, der kleine General hat das Uebergewicht und macht ſeine Schale ſinken. Die Letzten ſollen die Erſten ſein, ex tenui spes seculorum. Der große General hat die Welt geknechtet, der kleine General hat die Welt beluſtigt. Das Urtheil iſt geſprochen und vollzogen, der General Bonaparte iſt beſtraft, der General Däumling wird belohnt und immer reichlicher belohnt. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.

Zebra-Einhorn,
Naturwunder aus Deutſchland.

Doch auch nicht einmal ſchriftliche Artigkeiten nahm der General Däumling an, ohne ſie durch ausgeſuchte Ueberraſchungen zu vergelten. Er couvertirte meinen Brief und überſandte ihn der Redaction des Conſtitutionel, welche ihn als Probe meines glänzenden Witzes mit vielen hinzugefügten mir ſehr ſchmeichelhaften Bemerkungen in's Feuilleton aufnahm.

Ich reiſte heim, ging geradeswegs zu meiner Couſine und beſtellte mir ſchnurſtracks ein Glas Limonade. Sie hatte mich als Zebra-Einhorn noch niemals geſehen und erkannte mich nur wieder in Folge meines Rufes. Meine Anweſenheit verſetzte ſie in eine ſolche Beſtürzung, daß, als ich ſie fragte, was ich ſchuldig ſei, ſie ihre ganze Seelenkraft und Geiſtesgegenwart vergebens aufbot, ohne irgend zu einem Entſchluſſe zu kommen, wie viel mir für ein Glas Limonade abzunehmen ſei. Ich munterte ſie auf zu fordern was ſie wolle, ich ſei reich genug, alles zu bezahlen. Ich zählte ihr meine Beſitzungen her.

Bei dem erſten Rittergute mit drei Dorfſchaften geſtand ſie, daß ſie nie aufgehört habe mich zu lieben. Bei dem zweiten Rittergute mit ſechs Dorfſchaften ſchilderte ſie mir ihre ſchmerzliche Reue über ihren jugendlichen Leichtſinn. Bei dem dritten Rittergute mit neun Dorfſchaften ſank ſie mir zu Füßen und

flehte ich möge als Zebra-Einhorn ihr nicht entgelten laſſen, was ſie an dem Apothekerſubject verbrochen habe. Bei dem vierten Rittergute mit zwölf Dorfſchaften hielt ſie ſich nicht länger, ſie flog in meine Arme und wir erneuten unſer Bündniß für die Ewigkeit.

Jetzt leben wir auf unſeren Gütern und fordern Hand in Hand mit einander das Jahrhundert in die Schranken. Denn aus uns iſt ſchon etwas geworden, aus dem Jahrhundert aber noch gar nichts.

Schnellpreſſendruck von Pontt & von Döhren.

E. em

PT 2463 .S8 L8 C.1
Lustschloesser,
Stanford University Libraries

3 6105 037 755 159

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.